M. v. O.
Revol.
573
3.

Revol. o. 770
3

Louis Blanc's

Geſchichte der zehn Jahre

1830—1840.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Gottlob Fink.

Dritter Band.

Hamburg,
M. Engel.
1847.

Erſtes Kapitel.

Die legitimiſtiſche Partei. — Urſachen der Schwäche dieſer Partei. — Herr von Chateaubriand. — Herr Berryer. — Salonskomplotte. — Die Vendee; Anblick, den dieſes Land darbot; Stimmung in demſelben. — Fehler der Verwaltung. — Die Vendeer Widerſpenſtigen; Keime des Bürgerkriegs. — Die Herzogin von Berry; ihr Charakter; ihre Hoffnungen; ihre Entwürfe: ſie verläßt Schottland. — Lage der wichtigſten Städte des Südens. — Spaltung in der royaliſtiſchen Partei. — Die Bourgeoiſie ſucht ihren Sieg zu vervollſtändigen: die Erblichkeit der Pairie wird in Frage geſtellt; ſie wird abgeſchafft. — Allgemeine Anarchie. — Geſetz über die Verbannung der älteren Linie der Bourbons. — Unheilbarer Schlag in Frankreich dem monarchiſchen Prinzip verſetzt.

Die franzöſiſche Regierung hatte nach außen ihr Werk vollendet, und Frankreich hatte ſich nur noch dem Ausgang der dunkeln Rolle zu unterziehen, die ihm ſo eben in der Welt angewieſen worden. Im Innern aber hatten die Miniſter durch die ſyſtematiſche Erniedrigung ihrer Diplomatie die Elemente eines furchtbaren Kampfes vorbereitet. Ueberdies hatte die noch unvollſtändige Konſtitution die Stürme einer öffentlichen Debatte zu beſtehen, und Jedermann fühlte, daß die ernſtlichſte Verlegenheit der Regierung die ſein werde, wie ſie ſich konſtituire und dann ihr Daſein weiter friſte.

Die Legitimiſten hatten ein ganzes Jahr gebraucht, um ſich von ihrer Betäubung zu erholen. Aber das haltloſe Schwanken der Regierung, das ſich bald in falſch angebrachter Schonung, bald in unbeſonnenen Wuthausbrüchen verrieth, das wachſende Ungemach unter dem Volke und ſeine durch den Stolz auf den neuerlich erfochtenen Sieg geſteigerte Unzufriedenheit, die unerhörte Demüthigung Frankreichs, die Thatſache endlich, daß Europa eben durch das Uebermaß der Zugeſtändniſſe nur noch anmaßender und unnachgiebiger geworden war — alles dieſes ſchien die überwundene Partei aufzufordern, die Herrſchaft über die auf's Neue den Zufällen preisgegebene Geſellſchaft wieder an ſich zu reißen. Dieſe Partei war überdies reich und hatte einen zuverläſſigen Halt an den Prieſtern, ohne der Unterſtützung zu gedenken, welche die Fanatiker des Südens, das Schwert der Edelleute des Weſtens und die Bauern der Vendee, ein unbezähmbares und treues Geſchlecht, ihrer Keckheit verſprachen.

Aber die Legitimiſten hatten keine Führer.

Herrn von Chateaubriand hatte ein namenloſer Ekel an den Menſchen und an ſeinem Jahrhundert erfaßt. Gemartert von jener fiberiſchen Steigerung und jener ewigen Leere des Herzens, einer Krankheit, welche nur auserwählte Organiſationen heimzuſuchen pflegt, war er auf einem Standpunkt angelangt, wo er die Laſt ſeines gleichwohl ſo beneideten und ſo ruhmvollen Geſchickes beinahe unerträglich fand. Es war uns in dieſer letzten Phaſe ſeines Lebens oft vergönnt, ihn zu ſehen, und immer fiel uns der melancholiſche, leidende Ausdruck in ſeinem ganzen Weſen auf. In ſeinem Blicke lag ein bitteres Wohlwollen. Er lächelte mühſam, und ſein Lächeln war traurig. Seine bewegte, tiefe Stimme verkündete eine verſtörte Seele, in ſeinen Reden beurkundete ſich gänzliche Muthloſigkeit. Es exiſtirte wirklich nichts mehr von dem, was für ihn ein Wunſch, eine Hoffnung oder eine Glaubensſache geweſen, und nach dem großen Schiffbruch, welchen er überlebt, ſuchte er vergebens in dem, was noch nicht untergegangen war, eine Nahrung für ſeine Begeiſterung oder Inſpirationen für ſeinen Genius. Die Vernichtung des Adels, die Erniedrigung der Monarchie, die Beſchimpfung der Religion, der Untergang der Freiheit hatten ſeiner Exiſtenz als Ritter, als Edelmann und als Dichter allen ihren Zauber geraubt. Glänzende Schauſpiele, erlauchte Freundſchaften oder wenigſtens erhebende Feindſchaften wären dieſem gequälten Herzen Bedürfniſſe geweſen, und das alles fehlte ihm. Was war von ſo vielen furchtbaren oder heroiſchen Szenen, zu welchen man vor ſeinen Augen die von Staunen und Schreck ergriffene Welt geſchleppt hätte, übrig geblieben? Einige gehöhnte Erinnerungen. Es gibt Epochen, wo der Stolz kraftvoller Menſchen inmitten des Leidens Befriedigung findet, wo man eine Art ſchaudernder Freude empfindet, der Gefahr nachzurennen, wo man ſich endlich durch Haß über den Schmerz tröſten kann. Für Herrn von Chateaubriand waren dieſe Epochen die Revolution und das Kaiſerreich geweſen. Aber ſeitdem war das Jahrhundert engherzig und plump geworden; kalte Kombinationen traten an die Stelle großſinniger Herzensregungen; die gewichtigen Sorgen des Herrſchens verloren ſich in einer unergiebigen Geſchäftsplackerei; die Sympathien waren der Berechnung unterworfen; der grollende Widerwille zur Schurkerei verdammt; alles hatte ſich dermaßen verkleinlicht, daß ſelbſt die Möglichkeit eines Haſſes aufhörte, durch welchen man ſich ehrt. Welche Rolle konnte nach dem im Julius über die Monarchie und den Adel erfochtenen Sieg Herrn von Chateaubriand vorbehalten ſein? Die eines Parteimannes? Dazu taugte er nicht, weil er jenen zarten Naturen angehörte, welche ſich durch die geringfügigen Einzelheiten angewidert fühlen, welche durch eine zwangsmäßige Wirkſamkeit ermattet werden, welche ſich nur zu den großen Opfern berufen wiſſen, nur zur Bekämpfung der großen

Hinderniſſe ſich herbeilaſſen und ſich nicht entſchließen können, weder verächtliche Werkzeuge zu gebrauchen, noch die menſchlichen Leidenſchaften zu Kniffen und Ränken zu verwenden. Dieſe Art von Unfähigkeit erkannten ſelbſt Herrn von Chateaubriand's Freunde bei ihm an. Seine Feinde gingen weiter, ſie ſtritten ihm alle Talente eines Staatsmannes ab und erinnerten an ſeine frühere Amtsthätigkeit: ſein Gepränge und ſeine literariſchen Liebhabereien, während er ſich an der Spitze der Geſchäfte befunden; ſeine etwas hochmüthige Gleichgültigkeit inmitten der Hofintriguen; die Geſandtſchaften, die er ſich als fromme Pilgerfahrten geträumt; ſeine Verachtung für die alltäglichen Sorgen; ſeinen maßloſen Hang zu allem, was glänze; ſeine Verſchwendung und die Art, wie er mit der Philoſophie eines Barden und der prachtvollen Sorgloſigkeit eines großen Herrn ſein Vermögen recht eigentlich hinausgeworfen habe. So viel iſt gewiß, daß Herr von Chateaubriand das Herrſchen gerne von ſeiner poetiſchen Seite aufgefaßt hätte. Er wäre gerne auf den Gipfel der Geſellſchaft geſtiegen, um ſich daſelbſt eines umfaſſenderen und lichtvolleren Ueberblickes zu erfreuen, um die Menſchen dadurch zu entzücken, daß er ihrem unruhevollen Treiben die Anſtrengungen ſeines Gedankens beigeſellte, um gewiſſermaßen lebendige Gedichte zur Welt zu bringen. Und was liegt daran? Diejenigen allein wirken kräftig auf die Völker, welche die Mittel in ſich tragen, ſich über die gemeinen Gedanken zu erheben. Napoleon wußte dies recht gut, er, deſſen flüchtige Mußeſtunden jederzeit die Lektüre Oſſians bezaubert, er, welcher der Poeſie ſeiner Auffaſſungen, ſeiner Handlungen, ſeiner Sprache einen ſo großen Theil des wundervollen Uebergewichts verdankt hatte, das, beſſer als ſeine Siege, von der Größe ſeiner irdiſchen Sendung zeugte. Es waren alſo nicht die Eigenſchaften des Staatsmannes, woran es Herrn von Chateaubriand fehlte, ſondern die des Parteimannes. Denn nichts gleicht der Eigenſucht, wo nicht der Undankbarkeit der Parteien. In denjenigen, welche ihre Leidenſchaften zu Führern wählen, wollen ſie Sklaven haben, und wenn man glaubt, ſie geben ſich hin, ſo legen ſie ſich auf. Die hartnäckigſten Anhänger der alten Monarchie konnten es Herrn von Chateaubriand nicht verzeihen, daß er einen Augenblick von Bonaparte's Glorie geblendet geweſen und daß er die Ermordung des Herzogs von Enghien abgewartet hatte, um ſich mit einem unauslöſchlichen Groll gegen ihn zu bewaffnen; ſie konnten ihm nicht verzeihen, daß er die Preſſe vertheidigt und die Julirevolution bewundert hatte. Alſo machte man einem Manne, deſſen Einbildungskraft ſich dem Wunderbaren zuwandte, deſſen Natur reich und mannigfaltig begabt war, deſſen Seele ſich leicht allen edlen Eindrücken öffnete, ein Verbrechen daraus, daß er gegen die Zaubergebilde des Ruhms und die glanzvollen Erſcheinungen der Freiheit nicht gleichgültig geblieben war! Aber, noch einmal, die Parteien haben

ihren Despotismus, dem man nicht ungeſtraft trotzt; in Ermanglung eines ſklaviſchen Ehrgeizes bedarf es eines unwiſſenden und blinden Fanatismus, um ſie zu führen. Sucht man ſie aufzuklären, ſo entfremdet man ſie; verlangt man von ihnen Gerechtigkeit, ſo wird man ihnen verdächtig; dient man ihnen gegen ihren Willen, ſo erbittert man ſie. Solcher Art waren die allgemeinen Urſachen, welche Herrn von Chateaubriand in eine nothwendige Unthätigkeit verwieſen. Trauriges Jahrhundert, wo man genöthigt iſt, das Schweigen des Genius und die Unmacht der Kraft zu erklären!

Was Herrn Berryer betrifft, ſo hätte ſich's jede Partei zum Ruhme anrechnen müſſen, ihn zum Führer zu haben. Eine zugleich ſich ausbreitende und anziehende Natur, eine unermüdliche Thätigkeit, ein Scharfblick ſonder Gleichen, eine merkwürdige Leichtigkeit, ſich den peinlichſten, verwickeltſten Lagen anzuſchmiegen, eine unerſchöpfliche Erfindſamkeit in Mitteln und Wegen, eine verführende Kraft der Sprache und des Benehmens, welche die heftigſten Feindſchaften entwaffnete . . . . welche Elemente des Erfolgs! Ueberdies war es noch nie einem Manne gegeben, in dieſem Grade den Regungen einer Verſammlung zu gebieten und ſo unumſchränkt durch den Zauber des Wortes zu herrſchen. Als Redner erinnerte Herr Berryer mehr als einmal an Mirabeau. Und gleichwohl vermochte Herr Berryer nichts für die legitimiſtiſche Partei, welcher ſein Talent angehörte, erſtens weil ſein Glaube an die Zukunft der Monarchien nicht ſonderlich lebhaft war, zweitens weil ſeine werthvollſten Talente ſich an eine künſtleriſche Empfindung und Organiſation knüpften. Plebejer durch Geburt und Erziehung, hatte er ſich in einem Augenblick geoffenbart, wo die Ariſtokratie in Frankreich das Ruder wieder ergriff. Er hatte ſich ihr als eine beinahe nothwendige Stütze gezeigt, und ſie hatte ihn angenommen, feſt entſchloſſen, ſich ihm nur in der Art hinzugeben, daß ſie ihn gänzlich in ſich auflöſe. Eine einſichtsvolle Demuth, die allen Ariſtokraten eigen iſt und die in England ein zum Hochmuth gebornes Geſchlecht unter die Befehle Sir Robert Peel's, eines von Pitt zum Baronet ernannten Wollfabrikantenſohnes, unter die Befehle Lord Lyndhurſt's, eines Malerſohns, unter die Befehle Lord Wellington's, des Vertreters der iriſchen und bürgerlichen Familie Wellesley, geſtellt hat! Einmal zugelaſſen und aufgeſucht in einer Welt, wo er von eitel Grazie, Wohlgerüchen, Harmonie, lächelnden Geſichtern, ſüßen Worten, einem eleganten und leidenſchaftsvollen Leben umgeben war, hatte ſich Herr Berryer ohne Zweifel durch unwiderſtehliche Lockſpeiſen fangen laſſen. Er hatte dem Schimmer einer Meinung nachgejagt, welche die der prachtvollen Salons war. Dieſe Meinung hatte ſeiner Beredtſamkeit glänzende Gedanken eingegeben, ſie hatte ihm den Erfolg eingetragen, ſie hatte ihm Vergnügen verheißen, und er hatte ſich unvermerkt unwiderruflich verpflichtet, hocherfreut,

auf dieſe Art ſeinen Hang zu Zerſtreuungen mit dem Drange der Geſchäfte vereinigen zu können. Denn es war dies einer von den Männern, welche Eile haben, ſich zu vergeuden. So wurde er wenigſtens von ſeinen Gegnern beurtheilt. Und wie ließe es ſich auch anders erklären, daß ein Kind des Volkes, hellblickend und kühn, von mannhaftem Weſen und demokratiſchen Inſtinkten, ſich an den Dienſt einer Monarchie feſſelte, deren Fehler er vergebens beklagte, und eines Adels, deſſen hartnäckigen Vorurtheilen er nothwendig ſeine Beiſtimmung verſagen mußte. Auch hatte ſich Herr Berryer in ſeiner Partei eine abgeſonderte Stellung geſchaffen, indem er ſich offen zu den Grundſätzen der Duldſamkeit bekannte, mit zartſinniger Zuvorkommenheit die Republikaner aufnahm, von denen einige ſich Glück wünſchten, ihn zum Freunde zu haben, ſich allen zugänglich, angenehm oder nützlich machte, und ſich nicht ſcheute, auf der Tribüne allem, worin ſich Größe gezeigt hatte, ſeine Huldigung darzubringen, ſei es nun, daß ſeine Beredtſamkeit durch die Erinnerung an die Kämpfe der Nationalität verlockt wurde, oder daß das Bild der Frankreich rettenden Republik auf einmal ſeiner Begeiſterung eine jener mächtigen Ausrufungen entriß, welche die Verſammlungen elektriſch durchzucken. Und er war nie ſchöner, als wenn er, die Ketten ſeiner Partei abſchüttelnd und als Tribun von der verrathenen Nationalität oder dem gedemüthigten Volke ſprechend, ſich rückhaltlos dem Dämon hingab, der ihn beherrſchte. Dann war er bewunderungswürdig; ſein Auge flammte; ſein zurückgeworfenes Haupt gab ihm ein waghaftes, ſtolzes Anſehen; ſeine klangvolle Stimme fand unerwartete Töne; ſeine Geberde zeichnete vortrefflich die bald majeſtätiſchen, bald furchtbaren Worte. Es gab einen Augenblick, wo die Verſammlung ſich, hingeriſſen von Rührung und Begeiſterung, erhob. Und am anderen Tage wagte es die Partei, auf welche der Ruhm des Redners zurückſtrahlte, kaum, ganz leiſe ſeine Unvorſichtigkeit und ſeine Abweichungen von der vorgezeichneten Bahn zu tadeln.

Aber Herrn Berryer's Rolle ging nicht über dieſe Eintagstriumphe hinaus. Wenn er auftrat, ſo ſtrömte man blos herbei, um ihn zu hören, um ergriffen zu werden. Ein ſeltſamer Redner, der, obgleich von einem gewaltigen Nimbus umgeben, keinen entſchiedenen Einfluß ausübte und in ſeiner reſultatloſen Allmacht die Leidenſchaften der Menſchen um ſich her aufregte, ohne ſie zu leiten!

Herr von Villèle ſchien ſich bei Seite zu halten. Die Herren von Fitz-James, Hyde von Neuville, von Martignac, von Noailles genoſſen ein nutzloſes Anſehen und ließen, ſo zu ſagen, die Geſchicke ihrer Partei auf gut Glück dahinſchweben. Aber die Schwäche dieſer Partei hatte einen noch tieferen Grund: es fehlte ihr an Leidenſchaften. Der Sieg war ihr zumvoraus verſagt, weil eine Revolution ihr nicht nothwendig war und

jedenfalls den Häuptern nicht ſehr wünſchenswerth geweſen wäre. Was konnten ſie Beſſeres hoffen, als was ſie bereits beſaßen, ſie, deren Wohlhabenheit die neue Regierung ſchützte, deren Titel ſie gelten ließ, deren Erinnerungen ſie ſchonte und deren Traditionen ſie aus Egoismus ſich anzueignen ſtrebte? Für Männer, die, wie Herr Berryer, ſelbſt in der Niederlage ſo viele Güter gefunden hatten, welche an das Leben binden: die Genüſſe des Luxus, Kredit, Berühmtheit, Beifallsrauſchen — konnte für ſie der wirkliche Beſitz der Gewalt, einer jederzeit ſtürmiſchen und jederzeit ſchwer angefeindeten Gewalt Reiz genug haben, um ihr zu Liebe all den Gefahren Trotz zu bieten, welche das ſchreckliche Wort „das Unbekannte“ in ſich ſchließt? Revolutionen macht man mit kräftigem Haſſe und heftigen Wünſchen: die Legitimiſten hatten nur Haß.

Gleichwohl befanden ſich unter ihnen junge Leute, die ein ungeſtümer Zorn befeuerte. „Wo waret ihr während der drei Tage?“ hatte man ihnen ſpottend zugerufen, und ſie brannten vor Begierde, mit dem Schwert in der Hand gegen einen Sieg zu proteſtiren, deſſen Bedeutſamkeit ſie weniger erbitterte, als dieſer Schimpf. Ihre kriegeriſche Stimmung wurde überdies durch die Damen vom alten Hofe ermuthigt, allerliebſte, eitle Damen, welche den Staat gern mit einem Fächer beherrſcht hätten und ſich voll Aerger beklagten, von Bürgerweibern entthront worden zu ſein. In dieſem Spiele künſtlicher Leidenſchaften, in einem gewiſſen unnennbaren Wirbel leichtfertiger Reden, bereitete man ſich vor, Frankreich in Brand zu ſtecken. Viele erblickten in dem, was ein Bürgerkrieg werden ſollte, nur einen Ritterroman. Denn ſolcher Art iſt der grauſame Hochmuth der Großen, daß ſelbſt das Unglück des Volkes zu ihren ruchloſen Ergötzungen dienen muß.

Man kennt die Geſchichte der Vendee unter der Republik; man weiß, welcher Wunder die auf Glauben und Liebe ſich ſtützenden Bauernſoldaten Cathelineau's, La Rochejacquelein's und Leſcure's fähig waren. Auf dieſe in den Jahrbüchern royaliſtiſcher Aufopferungen ſo berühmte Provinz mußten ſich natürlich die Blicke derjenigen richten, welche ſich anſchickten, das Schickſal der Waffen zu verſuchen.

Die weſtlichen Departements, die Bretagne und die Vendee, vereinigen wirklich alle geographiſchen Bedingungen des Bürgerkrieges in ſich. Das Land iſt von Querwegen und Fußpfaden durchſchnitten, wohin Soldaten ſich nicht verirren können, ohne zu Grunde zu gehen. Die Straßen ſind zwiſchen Abhängen eingeengt und dieſe von Gehegen gekrönt, hinter welchen in den Tagen der Unruhen eine Menge Feinde zuſammenſtrömen, unſichtbar, ſchweigſam, unausweichlich. Der Boden, uneben und rauh, bietet einer Bande entſchloſſener Parteigänger zahlloſe Hülfsmittel dar. Hier ſind es Gehölze; dort, näher am Meere, Kanäle und Moräſte, durch

dichtbuſchiges Pfriemenkraut verſteckt; anderwärts unermeßliche Ebenen, von beinahe mannshohem Ginſter bedeckt. Die Gehege, die in verhältnißmäßigen Entfernungen die Meierhöfe trennen, haben nur einen einzigen, ſorgfältig verdeckten Ausgang, deſſen Stelle bloß die Einwohner kennen: was ihnen ein leichtes Mittel an die Hand gibt, unverſehens über ihre Feinde herzuſtürzen, ſie niederzuwerfen und plötzlich wieder zu verſchwinden.

Solcher Art war das Land, welches der Konvent zu unterwerfen gehabt hatte. Es war damals von einfachen, thatkräftigen und frommen Menſchen bewohnt, die vom Erlös aus ihren Heerden lebten. Dieſer Erlös, welchen ſie mit ihren Herren theilten, deren väterliche Gewalt ſie immer theuer und werth gehalten hatten, genügte ihren Bedürfniſſen wie ihren Wünſchen. Das Wort des Prieſters erfreute ihre etwas abergläubiſche und naive Unwiſſenheit. Inmitten ihres Heidekrautes und ihrer Ginſterbüſche erfuhren ſie nichts von all dem Lärm, welchen ein ſpottſüchtiges Jahrhundert um ſie herum gemacht hatte, und der Kultus der Ueberlieferungen, unterhalten durch den Geiſt des Familienlebens und die Erzählungen der Abendgeſellſchaften, hatte bei ihnen noch keinen Stoß erhalten, als das übrige Frankreich, gewaltig erſchüttert und umgewandelt, bereits von Trümmern überſäet war. Die Revolution, gehorchend der providentiellen Nothwendigkeit ihrer Rolle, beſchloß, die Vendee in jene große Arbeit der Einigung hineinzuziehen, die wir bis jetzt blos von ihren gewaltſamen Seiten kennen, deren Wohlthaten aber die Zukunft zeigen wird. Was dann geſchah, lebt in Aller Gedächtniß. Dieſe Bauern, welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienſte Abſcheu einflößte, entwickelten, als es der Vertheidigung ihrer Gebräuche galt, einen kriegeriſchen Heldenſinn, welchem ſich nur der Heroismus ihrer blauen Gegner vergleichen ließ. Sie liefen zu ihren Edelleuten, riſſen ſie aus ihren Schlöſſern und ſtellten ſie an ihre Spitze; die Edelleute ihrerſeits theilten das Kommando mit einem Jagdhüter und nahmen einen Fuhrmann als oberſten Befehlshaber an. Sofort begann der Krieg, ein beiſpielloſer Krieg, wo man tumultuariſch zuſammengerottete Bauern zahlreichen, tapferen, disziplinirten und von jener düſteren Begeiſterung, die ſo lange Zeit der Schrecken Europa's war, erfüllten Armeen die Stirne bieten ſah. So mußte die Macht der Ueberlieferungen mitten in einer durch die Zeugniſſe einer entgegengeſetzten Macht auf ewig verherrlichten Epoche losbrechen, und es gehörte gewiß zu den rührendſten und philoſophiſchſten Schauſpielen dieſes Jahrhunderts, wenn ſo viele arme Pächter ſich bekreuzend den republikaniſchen Kanonen entgegenſtürzten oder nach einem heißen Siege, auf dem Schlachtfelde, mitten unter ihren todten Brüdern, auf die Kniee fielen, um dem Gotte zu danken, welchen ihre Väter angebetet hatten.

Aber diejenigen beurtheilten die Vendee ſchlecht, die, um zu wiſſen, was man 1831 von ihr erwarten könne, blos ihre Vergangenheit befragten.

Etliche dreißig Jahre ſind eine zu geringe Zwiſchenzeit zur Erneuerung eines ſo fabelhaften Kampfes, wie derjenige, welcher mit Cathelineau begann und mit Georges Cadoudal endete. Dieſer Georges, eines Müllers Sohn, ſo tapfer, ſo fromm, ſo bieder, aber ſo unbeugſam in ſeinem Wollen und ſo furchtbar in ſeiner Rache, dieſer Georges hatte den Weſten entkräftet durch die Chouannerie, deren Held und Märtyrer er war. Nach ſeinem Tode wußte Napoleon die Vendee durch Wohlthaten zu entwaffnen, und er unterwarf ſie unwiderſtehlich dem Uebergewicht ſeines Geiſtes. Durch die Siege des Kaiſerreichs in alle Welt zerſtreut, waren diejenigen Vendeer, die ſo viele mörderiſche Schlachten verſchont hatten, als Miſſionäre der neuen Ideen zu ihren Herden zurückgekehrt. Außerdem war die Vendee für die Veränderung gewonnen worden durch die Fortſchritte des Handels und den Verkauf der Nationalgüter, welche in dieſe Gegenden eine Menſchenklaſſe geführt, die keine andere Leidenſchaft hatte, als Ruhe, keine andere Religion, als das Intereſſe. Was die Reſtauration betrifft, ſo ſetzte ihr Undank das durch Bonaparte's kosmopolitiſches und eroberndes Syſtem begonnene Werk fort. Verkannt, beſchimpft, Verläumdungen ausgeſetzt, die von den Höflingen mit geſchäftigem Eifer verbreitet wurden, konnten die Söhne ſo vieler für die Bourbons geſtorbenen Royaliſten in fünfzehnjährigem Jammer und Elend lernen, was von all' dieſen Königen und Prinzen zu halten iſt, mitleidloſen Egoiſten, welche die Aufopferung eines Unterthanen für den Ertrag einer Domäne anſehen.

Gleichwohl war, alles zuſammengenommen, ein Aufſtand noch möglich in der Vendee. Der merkantiliſche Geiſt herrſchte hier bloß in den Städten und die großen Straßen entlang; nur ſehr wenig Geltung hatte er ſich auf dem Lande zu verſchaffen gewußt, wo ſich der doppelte Einfluß des Adels und der Geiſtlichkeit feſtgeſetzt hatte, und dieſen Einfluß machte eine Art Unzufriedenheit, die der Provinz eigenthümlich iſt, ſehr gefährlich. Die im Weſten ſehr zahlreichen Widerſpenſtigen hatten ſich ſeit 1830 mit einer Strenge verfolgt geſehen, welche zwar die Schranken des Geſetzes nicht überſchritt, die man aber doch nur kraftvollen Regierungen verzeiht. Daher Gährungsſtoffe des Haſſes und Aufruhrs. Die vom Loos getroffenen jungen Bauern flüchteten in die Wälder, legten ſich ein hartes, vagabundirendes Leben auf, machten in ihrem Ingrimm gemeinſchaftliche Sache und gewöhnten ſich, unverſöhnlich zu werden.

Eine verſtändig berechnete Toleranz hätte alle Gefahr beſchwören können. Aber die Agenten der Regierung ſchickten die übertriebenſten, lächerlichſten Berichte nach Paris. Im Weſten mit kalter Verachtung von der legitimiſtiſchen Partei aufgenommen, die ihre Salons öde ließ und ihre ſpießbürgerliche Wichtigkeit verſpottete, bedeckten ſie die Wunden ihrer Eigenliebe

mit dem Vorwande des Staatswohls, erniedrigten ſich zu armſeligen Verfolgungen, riefen von Seiten der Gewalt brutale Maßregeln hervor und ſchürten mit eigenen Händen das Feuer, das ſie hätten löſchen ſollen. Die Hausſuchungen vertrieben die Edelleute von ihren Schlöſſern und gaben Führer einem Aufſtande, welchem die Durchſuchungen, wodurch die Bauern aus ihren Hütten vertrieben wurden, bereits zahlreiche Soldaten geliefert hatten. Auf dieſe Art bildeten ſich die Banden.

Jetzt erhoben ſich die Delaunay, die Diot, die Mathurin Mandar, furchtloſe Abenteurer, die, mit einer Flinte bewaffnet, mit einer Kürbisflaſche verſehen und gefolgt von einigen rüſtigen, tapferen Genoſſen, ſich's zum Geſchäft machten, Soldaten, Gensdarmen, Bürgergarden Trotz zu bieten und das Land zu durchſtreifen, indem ſie bald am Saume der Wälder hinglitten, bald hinter dem hohen Buſchwerke verſchwanden, gefürchtet in den Städten, aber brüderlich aufgenommen auf den einſamen Meierhöfen.

Dieſe theilweiſen Empörungen führten zu Räubereien. Bald miſchten ſich ruchloſe Menſchen in die royaliſtiſchen Banden, ſtellten ſie bloß durch ihre Exzeſſe und verwickelten ſie in ihre eigene Schande. Die Regierung ihrerſeits ließ es ſich angelegen ſein, die wirklichen Chouans und ihre ſcheußlichen Bundesgenoſſen, welche inzwiſchen mehr als einmal von ihnen ſelbſt nicht blos verläugnet, ſondern auch beſtraft worden waren, in einem und demſelben Fluche zu vermengen. In kurzer Zeit macht das Gerücht das Uebel noch ärger und übertreibt die Unordnungen; man verbreitet überall entſetzliche Nachrichten, die kläglichſten Berichte fliegen von Mund zu Munde; auf den Racheſchrei, der von allen großen Mittelpunkten der Bevölkerung ausgeht, verſammeln ſich die Nationalgarden, greifen zu den Waffen; ſelbſt die Patrioten, obgleich Feinde der Regierung, nähern ſich ihr aus Schutzbedürftigkeit. „Tod den Räubern!“ iſt das Loſungswort aller von Schrecken und Zorn erfaßten Söhne der Bourgeoiſie, und in der That erwürgt man alle Chouans, deren man habhaft werden kann: blutige Exekutionen, deren Schauderhaftigkeit durch noch blutigere Repreſſalien geſteigert werden ſoll! Es iſt geſchehen: die Leidenſchaften ſind von allen Seiten entfeſſelt, man tritt in den Bürgerkrieg.

Unter dieſen unſeligen Umſtänden beſchloß die Herzogin von Berry, Schottland zu verlaſſen und durch ihre Anweſenheit die Anhänger ihres Sohnes zu beleben. Es war dies gewiß ein gottloſer Gedanke. Denn weder um irgend einen großartigen Plan geſellſchaftlicher Umgeſtaltung auszuführen, noch auch nur, um durch einige Reformen das Schickſal der Völker zu verbeſſern, warf ſich Marie-Karoline in die Bahn der Verſchwörungen, und ſie hätte ſich fragen können, ob es gerecht ſei, Frankreich in lange Trauer zu verſenken ohne einen andern Zweck, als um es dem Herzoge von Bor=

deaux zurückzugeben, wie man ein Stück Feld ſeinem auf einige Zeit aus dem Beſitze verdrängten Eigenthümer zurückgibt. Aber bei den Vorurtheilen, womit man ihre Kindheit eingewiegt, konnte die Herzogin von Berry das Verbrecheriſche ihres Planes nicht ſo leicht begreifen. Ueberdies lächelte die Rolle einer Johanna von Albret ihrer neapolitaniſchen Einbildungskraft. An der Spitze getreuer Paladine die Meere durchziehen; nach Ueberſtehung der Gefahren und Abenteuer einer unerwarteten Reiſe in einem Lande voll Ritter anlangen; mittelſt tauſend verſchiedener Masken mitten unter ſo vielen wachſam lauernden Feinden hinziehen; als muthvolle Mutter und geächtete Königin von Dorf zu Dorf und von Schloß zu Schloſſe irren; auf dieſe Art alle Extremitäten der menſchlichen Angelegenheiten von ihrer romantiſchen Seite kennen lernen und in Folge einer ſiegreichen Verſchwörung die alte Fahne der Monarchie in Frankreich wieder aufpflanzen — das alles war wohl geeignet, eine lebhafte junge Frau zu verführen, eine Frau, kühn aus Unkenntniß der Hinderniſſe, heroiſch nöthigenfalls aus Leichtſinn, fähig, alles zu ertragen, nur nicht die Langeweile, und ſchnell beſonnen, ſich den ungeregelten Drang einer unruhigen Natur mit den Spitzfindigkeiten der Mutterliebe zu verzeihen.

In Lulworth, wo er ſich, bevor er ſeine Wohnung in Holy-Rood bezog, einige Zeit aufgehalten, hatte Karl X eine Akte verfaßt und unterzeichnet, worin er die Abdankungen von Rambouillet beſtätigte. Aber zu ſchwer geprüft, um ſich fortan unvorſichtig der Herrſchaft der Selbſttäuſchungen hinzugeben, billigte er die kriegeriſchen Entwürfe ſeiner Schwiegertochter, welche in den Augen der Familie die Mutter eines minderjährigen Königs geworden war, nur halb. Er zitterte bei dem Gedanken, daß dieſe ſchwächliche Prinzeſſin die letzte Partie des Königthums gegen jenen Genius der modernen Revolutionen ſpielen werde, deſſen zermalmender Nothwendigkeit er, der ſo vielen Schiffbrüchen entgangene Greis, ſich ſo vollſtändig hatte unterwerfen müſſen. Gleichwohl verſagte er dem Unternehmen dieſer kecken Mutter Heinrichs V ſeine Einwilligung nicht und ernannte ſie ſogar zur Regentin; aber in ſeiner mehr ängſtlichen als aufgeklärten Bekümmerniß gab er Marie-Karolinen den Herzog von Blacas bei, welchem er geheimnißvolle Papiere zuſtellte, Befehle in Beziehung auf die Ausübung der Regentſchaft enthaltend.

Sollte die Herzogin von Berry vom Weſten oder vom Süden her nach Frankreich kommen? Dieſe Frage war ſehr bald entſchieden. Die Royaliſten, welche die Vendee nach Holy-Rood geſchickt, hatten nur eine ruhige, rückhaltende Ergebenheit beurkundet; die Abgeſandten des Südens dagegen ſprachen ſich mit leidenſchaftlicher Glut aus: es wurde daher beſchloſſen, die Herzogin ſolle ſich zuerſt nach Italien verfügen, um dort in Sicher-

heit alle ihre Maßregeln in Einklang zu bringen, und die Stadt Marſeille wurde imvoraus zum Landungsplatz auserſehen.

Marie-Karoline trat alſo ihre Fahrt an. Sie nahm ihren Weg über Holland, fuhr von da auf dem Rhein nach Mainz und gelangte über Tyrol und Mailand nach Genua. Sie reiste unter dem Namen einer Gräfin von Sagana. Die Gaſtfreundſchaft, welche ihr der König von Sardinien, Karl Albert, bewilligte, war ſchüchtern, vorſichtig, mit einem Wort ſo, wie die Forderungen der Politik ſie vorſchrieben. Er gab ſich den Anſchein, als ließe er ſich durch das Inkognito der Fürſtin täuſchen, und erſt nachdem das durch den franzöſiſchen Konſul in Kenntniß geſetzte Palais-Royal ſich beſchwert hatte, bat er ſie, ſeine Staaten zu verlaſſen. Aber er verſüßte das Verletzende dieſer Anmuthung durch geheime Zuvorkommenheiten und die lebhafteſten Beweiſe von Mitgefühl. Er that noch mehr, und um zur Verwirklichung eines Unternehmens, dem er von ganzem Herzen den beſten Erfolg wünſchte, das Seinige beizutragen, ſtellte er, obgleich er es nicht zu geſtehen wagte, der Herzogin eine Million zur Verfügung, die er unter dem Vorwande, Jugendſchulden bezahlen zu wollen, von einem ſeiner Hofkavaliere entlehnen mußte.

Von Genua begab ſich die Herzogin von Berry in die Staaten des Herzogs von Modena, welcher ſie ſehr freundſchaftlich empfing und ihr als Wohnung ſeinen Pallaſt Maſſa, eine Lieue vom Meere, anbot, wo ſich nunmehr alle Fäden der legitimiſtiſchen Verſchwörung knüpften, die Frankreich bedrohte.

Aber dieſes Treiben konnte nicht ſo geheim vor ſich gehen, daß nicht etwas davon hätte verlauten ſollen. Caſimir Perier wurde ängſtlich und ſandte einen Emiſſär in die ſüdlichen Provinzen, um die Stimmung daſelbſt zu prüfen.

Nun verhielt es ſich dazumal folgendermaßen mit den Hauptſtädten des Südens.

Bordeaux zählte nahezu an zweiundzwanzigtauſend arbeitsloſe Arbeiter, welche der Hunger dem Dienſte der Empörung zuführte. Die rohen ſowie die verarbeiteten Seidenſtoffe von Nimes waren ungeheuer im Preiſe gefallen, und in dieſer Stadt ſind die induſtriellen Kriſen gefährlicher, als in jeder andern, weil die Glut der Leidenſchaften hier durch die langen Rivalitäten zwiſchen den Proteſtanten und den Katholiken genährt worden iſt. Avignon litt durch ein bedeutendes Sinken des Grapppreiſes, und die Legitimiſten konnten hier auf die käuflichen Gewohnheiten eines gewiſſen Theils der Bevölkerung die ernſtlichſten Hoffnungen gründen. Montpellier, eine ſo zu ſagen ackerbauende Stadt, die zugleich einen großen Weinverſchluß hat, Montpellier beklagte ſich bitter über die hohen Octrois; die Erinnerungen der

Reſtauration hatten hier im Allgemeinen keinen gehäſſigen Charakter, und das Volk, welches der Liberalismus nicht zu ſeinen Lehren bekehrt hatte, fragte ſich, welche glückliche Veränderung ſeines Looſes ihm durch dieſe im Namen der liberalen Ideen gemachte Revolution geworden ſei. Lyon ſeufzte damals unter unerträglichem Ungemach. Die politiſchen Leidenſchaften hatten in dieſer Hauptſtadt des Südens wenig Gewalt; aber die zahlreichen Seidenarbeiter, die hier leben, waren in eine Noth verſunken, aus welcher irgend eine ſchreckliche Kataſtrophe hervorgehen mußte. Anders verhielt es ſich in Marſeille, wo das Volk eines Wohlſtandes genoß, welchen die Nähe von Algier, fruchtbar gemacht durch den Frieden, vergrößern zu wollen ſchien; gleichwohl wurde die Menge hier heimlich für den Aufſtand bearbeitet, ſowohl durch die Geiſtlichkeit, deren Uebergewicht noch nicht durch ihre Fehler zerſtört war, als durch den Adel, der, obſchon geſtürzt, immerhin noch nicht ſeinen ganzen Einfluß auf den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres verloren hatte.

In einem ſolchen Zuſtand der Dinge war die Unternehmung der Herzogin von Berry gewagt, aber nicht wahnſinnig zu nennen. Wenn in einem Lande, über welches Revolutionen hingegangen ſind, das Volk unglücklich und enttäuſcht iſt, ſo iſt den Prätendenten von ſelbſt eine Laufbahn eröffnet, und da, wo die Gewalt ſich nicht ſchützend zeigt, verfällt ſie ſehr natürlich dem Schickſale des Kampfes.

Aber hätte die legitimiſtiſche Partei auch noch größere Mittel des Erfolgs gehabt, ſie hätte dieſelben nicht benutzen können, weil Zwieſpalt in ihrem Innern herrſchte.

Auf was warten wir, ſagten die Ritter der Herzogin von Berry, auf was warten wir, um dieſer Revolution, die uns zu Boden geſchlagen hat und jetzt inſultirt, den Handſchuh hinzuwerfen? Frankreich leidet, Europa droht. Zwiſchen den republikaniſchen Leidenſchaften, die am Fuße ſeines uſurpirten Thrones grollen, und den Mächten, welche ihn entweder zum Vaſallen haben wollen oder als Feind betrachten, ſtützt ſich das Oberhaupt des Hauſes Orleans nur auf die Beiſtimmung einer ſkeptiſchen, ihr Uebergewicht mit maßloſer Eiferſucht bewachenden Bourgeoiſie, einer Bourgeoiſie, welche weder das geheiligte Band der Ueberlieferungen, noch vererbter Ergebenheit an ihren zufälligen König knüpft, und die uns als ihre Heroen begrüßen wird, ſobald wir, Sieger geworden, ihr Ruhe, Sicherheit und Bürgſchaften gegen jede neue Erſchütterung verſprechen. Könnte es einen günſtigeren Augenblick geben, um die Schlacht zu liefern? Die verſchiedenen, aus der Revolution hervorgegangenen Parteien meſſen ſich mit den Augen und ſind bereit, ſich gegenſeitig aufzufreſſen; der Ehrgeiz überſtürzt ſich von allen Enden und Ecken; die In=

tereſſen ſtoßen ſich an einander in zunehmender Verwirrung; der Handel, der vor drei oder vier Jahren ſo gedeihlich geblüht, iſt nur noch ein unermeßlicher Bankbruch; der Hunger bürgt uns für die Mitwirkung der Arbeiter; die Invaſion, wenn ſie unſere Grenzen berührt, gibt uns Gelegenheit, das Vaterland zugleich zu beherrſchen und zu vertheidigen: auf was warten wir?

Andere dagegen in der legitimiſtiſchen Partei waren der Anſicht, durch Uebereilung würde man alles verlieren, und es ſei beſſer, die Verlegenheiten ſich um den neuen Thron vervielfältigen und die Uſurpation ihre ſcheinbaren Siege mißbrauchen zu laſſen, Pyrrhusſiege, durch welche ſie unvermeidlich zu Grunde gehen müſſe. Sie gaben zu bedenken, daß die Regierungen ſich ſelbſt ihre Geſchicke bereiten, daß man ſie nicht tödten könne, und daß ſie, wenn ſie zu ſterben verdienen, mit Selbſtmord endigen; um zum Erfolg zu gelangen, ſei der Weg der parlamentariſchen Kämpfe der kürzeſte und ſicherſte; wenn man das Schwert ziehe, ſetze man ſich der unangenehmen Wahrſcheinlichkeit aus, durch das Gefühl der gemeinſamen Gefahr ſämmtliche derzeit unter ſich zerfallenen Feinde der alten Dynaſtie zu vereinigen; der Bürgerkrieg würde furchtbare Thaten der Rache und des Zornes hervorrufen, und es wäre eine unkluge Politik, den Thron Heinrich's V im Blute aufzurichten; überdies verhalte es ſich mit den glücklichen Wahrſcheinlichkeiten nicht ganz, wie es jugendlichen Phantaſien ſcheine; der Süden ſchwanke zwiſchen verſchiedenen Einbildungen; die Vendee, durch fünfzigtauſend Soldaten im Schach gehalten, habe nicht mehr dieſelben Beweggründe zur Empörung, wie 1792; endlich dürfe man das Schickſal der Monarchie nicht auf einen einzigen Wurf ſetzen.

Dieß war im Allgemeinen die Sprache derjenigen, die, wie Herr von Paſtoret, ein großes Vermögen beſaßen, oder, wie die Herren von Chateaubriand und Hyde von Neuville, ein längſt erworbenes Anſehen zu ſchonen hatten, oder, wie Herr Berryer, eine glänzende Rolle bloßzuſtellen fürchteten. Die Haltung, zu welcher ſie die Partei veranlaſſen wollten, wurde augenſcheinlich von der Klugheit gerathen, und die Aufrichtigkeit der meiſten unter ihnen war unbeſtreitbar; aber es liegt in der menſchlichen Weisheit immer ein gewiſſer Fonds von Egoismus verborgen, und wir alle tragen eine geheimnißvolle Tyrannei in uns, die ohne unſer Wiſſen unſere Sprache diktirt und unſere Handlungen beherrſcht. So hatten ſich in Paris royaliſtiſche Comités gebildet mit dem ganz beſonderen Zwecke, das Ungeſtüm der Royaliſten aus der Provinz zu meiſtern, Comités, die aus den hervorragendſten Männern der Partei zuſammengeſetzt waren, und deren abwartende Politik die von den Herren von Genoude und von Lourdoueix geleitete Gazette de France mit Talent unterſtützte.

Inzwiſchen war Herr von Charette in der Vendee angekommen, um ſich kraft der von der Herzogin von Berry empfangenen Vollmachten an die Spitze

des Aufſtandes zu ſtellen. Sein erſtes Geſchäft war, daß er die Häupter, deren Mitwirkung ihm nöthig war, nach la Fetellière, in der Nähe von Remouillé, zuſammenrief. Die Konferenz fand den 24. September 1831 ſtatt. Vierzehn Häupter der Partei bildeten dieſe Verſammlung, und ſie hatte die Gräfin Auguſte von La Rochejaquelein zu ihren Berathungen eingeladen. Die Erörterung war lang und belebt. Herr von Charette theilte vor allem den aus Maſſa erhaltenen Befehl mit, einen Befehl, der in widerſprechenden Ausdrücken abgefaßt war, oder wenigſtens eine Kontroverſe zuließ; denn auf der einen Seite forderte er die Vendee nur für den Fall des Erfolgs im Süden, der Proklamirung der Republik oder eines Einfalles von auswärtigen Mächten, auf, die Waffen zu ergreifen; und auf der andern ſtellte er die Zeitgemäßheit der Empörung dem Ermeſſen der Generale anheim. Herr von Charette wünſchte, die Vendee ſolle, um die Fahne des Krieges aufzupflanzen, nicht erſt Madame's Erfolge im Süden abwarten. Er ſtimmte für einen gleichzeitigen Ausbruch der Bewegung im Süden und im Weſten. Dies war auch die Anſicht der Gräfin Auguſte von La Rochejaquelein, und ſie erklärte ſich darüber mit der den Frauen eigenthümlichen Gefühlsberedtſamkeit. Aber die minder kühne Meinung gewann die Oberhand: eine Majorität von neun gegen fünf beſchloß, der Weſten ſolle ſich erſt nach Unterwerfung der ſüdlichen Provinzen erklären, außer wenn Frankreich von einem fremden Heere überzogen werde, oder Paris die Republik proklamire.

Aber während der Adel ſolchergeſtalt über die Mittel berathſchlagte, die alte Regierung zurückzuführen, ſchickte ſich die Bourgeoiſie an, ihren Sieg durch Abſchaffung der erblichen Pairie und die geſetzeskräftige Aechtung der älteren Linie der Bourbons zu vervollſtändigen.

Die Lage war kritiſch. Die Kräfte, welche dazu dienen ſollten, ſie zu beherrſchen, waren ſchlecht geregelt, ſchlecht abgegrenzt. Die Deputirtenkammer hatte in den Augen der Nation weder den Nimbus einer ruhmvoll angemaßten, noch das Gewicht einer unbeſtreitbar geſetzlichen Gewalt. Die Pairskammer war verſchrieen, machtlos, und es handelte ſich überall nur noch darum, ihr die einzige Art von Exiſtenz, wodurch ſie möglich gemacht werden konnte, die Erblichkeit, zu entziehen. Das Königthum endlich, vereinzelt und unruhig auf dem Gipfel einer in ſteter Bewegung begriffenen Geſellſchaft, ermangelte ſowohl des Glanzes, als der erforderlichen Umgebungen und Stützpunkte.

Es war der Irrthum Ludwig's XI und noch mehr Ludwig's XIV, zu glauben, daß das Königthum ſich behaupten könne, ohne eine mächtige Ariſtokratie zur Grundlage zu haben. Einem Königthum, welches nicht den Theil einer ariſtokratiſchen Körperſchaft bildet, iſt entweder ein Schwert vonnöthen, um immer zu ſchlagen, oder Gold, um unaufhörlich zu beſtechen:

es muß unterdrücken, wenn es unumſchränkt, beſtechen, wenn es gemäßigt iſt. Aber in ſolchen Regierungsmitteln liegt keine Wahrſcheinlichkeit der Dauer, weil derjenige, der ſie anwendet, ſeine Macht erniedrigt, indem er ſie vertheidigt, und ſie nicht vergrößern kann, ohne ſie zu erſchöpfen.

Das konſtitutionelle Syſtem, welchem unwiſſende Sophiſten in Frankreich Geltung verſchafft hatten, ſchloß alſo ein unlösbares Problem in ſich. Denn ein neben einer todten Ariſtokratie lebendes Königthum wollen, hieß verlangen, daß der Kopf noch lebe, nachdem er vom Körper getrennt iſt, hieß alſo, das Unmögliche verlangen. Gleichwohl verlangte die Bourgeoiſie nichts anderes. Sie war dabei in ſo vollſtändiger Selbſttäuſchung befangen, daß ſie ſelbſt gegen eine erbliche Pairie Argwohn ſchöpfte, und, nachdem ſie die Feudalität vernichtet hatte, auch noch ihr Geſpenſt verfolgte.

Es iſt wahr, daß unter den Stimmführern der Bourgeoiſie einige, und namentlich die Herren Caſimir Perier, Royer-Collard, Guizot, Thiers, ſich in Betreff der Erblichkeit der Pairie nicht zu der allgemeinen Anſicht bekannten; aber ihre Abweichung in dieſem Punkte war zu inkonſequent, um Gewicht zu haben. Sie gaben zu, daß man das Feudalſyſtem mit Recht zerſtört habe: wie hätten ſie nun die Nothwendigkeit beweiſen ſollen, die Fahne beizubehalten, nachdem ſie die Vernichtung der Sache, welche von dieſer Fahne vertreten wurde, ſelbſt unterſchrieben hatten?

Dem ſei, wie ihm wolle, die Reviſion des Artikels 23 der Charte, betreffend die Konſtitution der Pairie, wurde von allen Seiten mit Macht verlangt und allenthalben herrſchte eine ängſtliche Spannung. Die Regierung mußte ſich endlich ausſprechen, und Caſimir Perier theilte dem Parlament einen Geſetzesentwurf mit, worin er, nachdem er kräftig auf den Vortheilen der Erblichkeit, ſogar auf ihrer Nothwendigkeit, beſtanden, mit den Worten ſchloß: „Wir ſchlagen Ihnen vor, zu erklären, daß die Pairie aufhöre, erblich zu ſein.“

Dieſer Schluß, welchem Betrachtungen vorangingen, deren zugeſtandener Zweck war, ihn zu bekämpfen, machte dem Charakter Caſimir Perier's keine Ehre; er zeigte, wie wenig wahrer Muth ſich bei dieſem ſo hochmüthigen Manne vorfand. Den jubelnden Beifall des Volks verſchmähen, wenn man zur Entſchädigung die Schmeicheleien der reichſten, aufgeklärteſten und bedeutendſten Klaſſe im Staate hat, iſt nur ein geringfügiges Opfer, deſſen ſich die gemeinſten Naturen fähig zeigen; aber ſtarken Seelen iſt es eigen, aus Liebe zur Wahrheit den Reizen der Popularität zu widerſtehen, wenn der vermeinte Kern des Volkes Spender derſelben iſt. Stolz genug, um dem fernen Toſen des öffentlichen Platzes zu trotzen, beſaß Caſimir Perier nicht Hochherzigkeit genug, um dem Grollen der Bourgeoiſie die Stirne zu bieten.

Nachdem die Deputirtenkammer einen Ausſchuß ernannt hatte, um den ihr vorgelegten Entwurf zu prüfen, erſtattete Herr Berenger am 19. September einen Bericht, worin die Frage verſtändig erörtert war, und am 30. September eröffneten ſich die Verhandlungen.

Aber die erſte Aufgabe, die gelöſt werden mußte, war folgende: Handelte die Deputirtenkammer, indem ſie über das Schickſal der Pairie entſchied, als konſtituirende und ſouveräne Gewalt? oder gedachte ſie, die Pairie zur Beſtätigung des hochgerichtlichen Urtheils zu berufen, deſſen Gegenſtand ſie ſein ſollte?

Die Schwierigkeit war vom rechtlichen und logiſchen Geſichtspunkte aus der Art, daß ſich keine Herauswickelung denken ließ, weil ſich die neue Gewalt nach der Julirevolution mit Verletzung aller Prinzipien konſtituirt hatte. Die Pairie ſelbſt fragen, ob ſie in den Verluſt des koſtbarſten ihrer Vorrechte willige, hieß zwiſchen den drei Gewalten die Gelegenheit zu einem entſetzlichen Konflikte hervorrufen und den Staat einer Erſchütterung ausſetzen. Der Beiſtimmung der Pairskammer entrathen, hieß der Deputirtenkammer den Charakter einer konſtituirenden Verſammlung beilegen: konnte man das? Herr von Cormenin bewies das Gegentheil mit einer merkwürdigen Kraft des Styls und Gedankens in einer berühmten Flugſchrift. Man las darin: „Die Konſtitutionen müſſen den Geſetzen vorhergehen: alſo müſſen die Kongreſſe den Kammern vorhergehen. Wer ernennt die Kongreſſe? Das Volk. Wer ernennt die Kammern? Die Wähler. Das ſind die wahren Grundſätze: gehen wir zu ihrer Anwendung über. Hat in Frankreich das Volk einen Kongreß ernannt? Nein. Hat ein Kongreß die Charte gemacht? Nein. Wer hat ſie alſo gemacht? Einige Deputirte. Wer hatte ihnen die Vollmacht dazu ertheilt? Einige Wähler. Und die Wähler, wer hatte dieſe ernannt? das Volk? Nein. Und wen vertraten ſie? das Volk? Nein. Wenn ein Nationalkongreß nothwendig war, um die Charte zu organiſiren, iſt dann nicht ein Nationalkongreß nothwendig, um eine weſentliche Abänderung der Charte zu organiſiren? Wenn die Kammer von 1830 ihre Uſurpation gegenüber der Souveränetät des Volkes durch die Nothwendigkeit der Umſtände entſchuldigt hat, kann etwa die Kammer von 1831 dieſelbe Nothwendigkeit für ſich anführen? Und wenn ſie es nicht kann, ſo werden wir nicht fragen, welches Recht ihr übrig bleibe, ſondern welcher Vorwand. Vergebens würde man ſagen, die Wähler haben ihr eine Vollmacht ertheilt. Eine geſetzgebende Vollmacht? Ja. Aber eine konſtituirende Vollmacht? Nein. Kann man geben, was man ſelbſt nicht hat? Sind die Wähler das Volk? Sind hunderttauſend Bürger dreiunddreißig Millionen Menſchen?“

Im Courrier Français und im National veröffentlicht, regte dieſe Flugſchrift die Gemüther mächtig auf, und die Herren Devaux und Keratry,

welche Herrn von Cormenin im Journal des Debats antworteten, riefen von Seiten dieſes furchtbaren Athleten Repliken hervor, wodurch die öffentliche Meinung tief erſchüttert wurde.

Die Redner, welche ſich als Gegner der Erblichkeit der Pairie erklärten, waren die Herren Thouvenel, Lherbette, Audry von Puyraveau, Marchal, von Brigode, Tardieu, Daunou, Bignon, Viennet, Euſèbe von Salverte, der Marſchall Clauzel, die Generale Lafayette und Thiard, Odilon-Barrot, von Remuſat. Als Vertheidiger der erblichen Pairie traten auf die Herren Thiers, Guizot, Berryer, Keratry, Jars, Royer-Collard. Die Diskuſſion währte mehrere Tage; ſie war belebt, glänzend, entſprach aber gleichwohl nicht vollkommen der Größe ihres Gegenſtandes, dem umfaſſendſten, welcher die Aufmerkſamkeit der Menſchen beſchäftigen kann.

Von welcher Seite aus man die Pairie ins Auge faſſen mag, ſagten die Gegner der Erblichkeit, ſo wird man ſehen, daß die Erblichkeit nutzlos, gefährlich, unheilvoll iſt. Wollen wir wirklich die Pairie als geſetzgebende Kammer betrachten? In dieſem Fall laßt uns wohl auf unſerer Hut ſein, daß ſie nicht in die Hände von Menſchen ohne Größe des Charakters, oder ohne Patriotismus, oder ohne Talent geräth. Es gibt keine höhere Funktion, als die, Geſetze zu machen; keine iſt ſchwieriger, keine wichtiger. Welcher Wahnſinn von uns, wenn wir dem Zufall das Geſchäft überlaſſen wollten, uns Geſetzgeber zu liefern! Welche ſtrafbare und lächerliche Unklugheit, wenn wir, die Bürger, die keine andere Empfehlung hätten, als ihr Verdienſt, vornweg verſchmähend, einer Verſammlung von Erſtgebornen das Recht anvertrauten, unſere Geſchicke zu regeln? Ein erbliches Königthum läßt ſich begreifen, weil bei dem blödſinnigſten Könige jederzeit die Intelligenz eines verantwortlichen Miniſters wachen wird. England iſt nie mit mehr Kraft und Größe regiert worden, als unter der Verwaltung Pitts, des Miniſters eines wahnſinnigen Monarchen; aber welches Mittel gäbe es gegen die Unzulänglichkeit einer Verſammlung, die von den Umſtänden überraſcht würde? Wollen wir die Pairie als moderirende Gewalt (pouvoir modérateur) betrachten? Eilen wir, wenn es ſich ſo verhält, die Erblichkeit abzuſchaffen, die, indem ſie der Pairie eine urſprüngliche Exiſtenz ſichert, indem ſie ihr ein beſonderes Intereſſe zu vertheidigen gibt, ihr die gefährlichſten Leidenſchaften einflößen wird. Der Stolz des Menſchen findet einen größeren Genuß in der Fähigkeit, die Bewegung zu veranlaſſen, als in der, ſie aufzuhalten; denn die Handlung ſetzt die Freiheit, d. h. die Kraft voraus, während der Widerſtand die Nothwendigkeit, d. h. die Schwäche vorausſetzt. Nun gilt, was von einem Individuum wahr iſt, mit noch größerem Recht von einer Verſammlung, und es liegt in der Natur jeder moderirenden Gewalt, daß ſie ihre Befugniſſe überſchreitet, daß ſie die Waffen, welche ſie zum

Widerſtand empfangen hat, zum Handeln anwendet. Nehmen wir's als gewiß an, daß eine auf die Mittlerrolle angewieſene Gewalt jederzeit ihre Sendung verſchmäht. Stark, bemächtigt ſie ſich der Bewegung; ſchwach, folgt ſie ihr. Was läßt ſich über dieſen Punkt den Lektionen beifügen, welche uns das lange Parlament ertheilt hat? Konnte das Oberhaus den Lauf der Gemeinen aufhalten? Es wollte Strafford retten und es verurtheilte ihn; es wollte die biſchöflichen Geſetzgeber in ſeiner Mitte behalten und es ſprach ihre Ausſchließung aus; es wünſchte den Frieden und es beſchloß den Bürgerkrieg. Was denken diejenigen, die, um die Bewegung zu mäßigen, welche die Geſellſchaft hinreißt, ſich's beigehen laſſen, eine erbliche Kammer und eine Wahlkammer einander gegenüberſtellen zu wollen? Das hieße gewiſſermaßen eine Ariſtokratie in den Schooß einer Republik legen. O! erinnern wir uns vielmehr des alten Kampfes zwiſchen den Patriziern und den Plebejern, zwiſchen den Staatsbeſchlüſſen, welche die Uſurpation, und den Volksbeſchlüſſen, welche die Gewaltſamkeit in Geſetzesform brachten, eines Kampfes, welcher das römiſche Reich ſo lange Zeit in Brand ſteckte. Und vergebens würde man ſich gegen das Hereinbrechen eines ſolchen Unglücks durch die Exiſtenz eines vermittelnden Königthums geſichert glauben. Zwiſchen einem erblichen Königthum und einer erblichen Pairie iſt das Intereſſe gemeinſchaftlich gegenüber einer Wahlverſammlung. Es wird höchſtens nur der Krieg Zweier gegen Einen ſein, und wir werden nichts erreicht haben, als eine Verwicklung der Unordnung. Setzt man dagegen bei der erblichen Pairie einen Willen voraus, der ihr eigen ſei, welche Möglichkeit, dieſen Willen zu beugen, wenn ſie, der Wahlkammer und dem Throne zugleich trotzend, ſich hartnäckig gegen Neuerungen auflehnt, die für nothwendig erachtet werden? Wird man zu einem Pairsſchub ſeine Zuflucht nehmen? Dann iſt es um ihr Anſehen, um ihre Unabhängigkeit geſchehen. Sie moderirt dann nichts mehr, ſie gehorcht. Wollen wir endlich die Pairie als repräſentativen Körper betrachten? Aber welcher Klaſſe von Intereſſen kann heutzutage in der Geſellſchaft, wie die Revolutionen ſie gemacht haben, das Prinzip der politiſchen Erblichkeit entſprechen? Sind nicht die Lehen abgeſchafft worden? Iſt nicht die Feudalität todt? Iſt nicht der Adel, welcher nicht einmal in der Vererbung der Funktionen, ſondern blos in der des Titels beſteht, iſt nicht der Adel auf immer in Miskredit gebracht? Wo wären in Frankreich die Spuren einer höheren Klaſſe zu ſuchen, die ſich, wie in England, mit dem Volke gegen die Unterdrückung des Thrones verbunden und ſich ſomit einen Rechtsanſpruch auf die Erkenntlichkeit der kommenden Geſchlechter erworben hätte? Wo wäre in Frankreich etwas zu finden, was den Verhältniſſen des Patrons zum Klienten, des Eigenthümers zum Lehensmann gliche? Die Erblichkeit der Pairie hat alſo das doppelte Unrecht, kein Intereſſe

im Lande zu vertreten und jenen gehäſſigen, ein zuſammenhängendes Ganze bildenden, Haufen von Privilegien zurückzurufen, gegen welchen man 1789 die Nation in Maſſe ſich erheben geſehen hat. Und wäre es ſelbſt in dieſem Augenblick nichts als dieſer unermeßliche Tadel, was über die erbliche Pairie den Stab bricht, was will man mehr, um zu beweiſen, daß ſie im augenſcheinlichſten Widerſpruch ſteht mit den Tendenzen, den Fortſchritten, den Sitten der Geſellſchaft? Hätte die erbliche Pairie ihre Wurzeln in der Nation gehabt, würde ſie dann ſo oft das Schauſpiel ihrer Unmacht gegeben haben? Was hat ſie für den bei Waterloo beſiegten Napoleon gethan? Was hat ſie für Ludwig XVIII gethan, als ihn der Verbannte der Inſel Elba bedrohte? Was hat ſie am 29. Juli für Karl X gethan? Was hat ſie für die Freiheit vermocht? Was hat ſie nach dem 9. Auguſt für ihre Würde und für ſich ſelbſt vermocht?

Wir geben zu, antworteten die Anhänger der Erblichkeit, daß die Pairie als geſetzgebende Kammer und als Gerichtshof aufgeklärte Männer in ihrer Mitte haben muß. Aber wie mag man nur verkennen, daß durch Zuweiſung der höchſten Funktionen des Landes an eine gewiſſe Anzahl vornehmer Familien eine wahre Schule von Staatsmännern gegründet wird? Sohn des Lords Chatham, folgte Pitt mit fünfzehn Jahren den Sitzungen des Parlaments, um ſich zum Nachfolger ſeines Vaters heranzubilden, und mit dreiundzwanzig Jahren beherrſchte Pitt ſein Land. Ueberdies iſt es nicht nothwendig, daß eine Pairskammer aus lauter ausgezeichneten Männern beſteht; dies wäre weniger vortheilhaft, als gefährlich, weil dann jeder alles thun und alles leiten wollte. Die wahrhaft wirkſamen Kammern ſind diejenigen, in denen einige überlegene und ſehr viele verſtändige Männer ſitzen. Und was die Macht einer Verſammlung betrifft, ſo geht dieſe nicht aus dem perſönlichen Verdienſt ihrer Mitglieder, ſondern aus der Tüchtigkeit ihres Prinzips hervor. Hat das Prinzip der Erblichkeit nützliche oder unheilvolle Ergebniſſe zu Tage gefördert? Darauf beſchränkt ſich die ganze Frage. Nun, die Erblichkeit hat vor allem das Nützliche, daß ſie einer der Staatsgewalten eine nothwendig moderirende Rolle zuweiſt. Die Verſuchung zu Uſurpationen beſchleicht nur diejenigen, welche viel zu wünſchen haben, und würde eine nicht erbliche Pairie beſchleichen, weil dieſe eben die Erblichkeit zu erobern hätte; aber welchen andern Wunſch als den, zu erhalten, kann eine Pairie haben, die vermöge der Erblichkeit hoch über allen Ehrgeiz geſtellt iſt? Man fragt, ob ſie, wenn ſie den Willen habe, die konſervativen Ideen zu vertheidigen, auch die Kraft dazu haben werde? Ja; denn ſie wird den Nimbus einer unabhängigen Stellung, das moraliſche Anſehen der Ueberlieferungen, deren Wächterin ſie ſein wird, den jederzeit ſo mächtigen Korporationsgeiſt, und vor allem den Familiengeiſt für ſich haben. Man erklärt

ſie für drohend, wenn ſie ſich der Berührung des Königthums entzieht, oder für unterjocht, wenn die Miniſter durch einen Pairsſchub ihre ſyſtematiſch feindliche Majorität brechen können. Aber das Recht zu Ernennungen iſt nur dann eine Gefahr, wenn es ein Mißbrauch wird, und eine Bürgſchaft gegen dieſen Mißbrauch liegt in dem wohlverſtandenen Intereſſe des Königthums ſelbſt. Möglich, daß die erbliche Pairie von der öffentlichen Meinung als eine Trümmer der alten Privilegien verwünſcht wird: wir behaupten, daß hier die öffentliche Meinung zu ihrem Nachtheil ſich hinreißen läßt in einer Richtung, welcher zu ſchmeicheln oder zu folgen uns Geſetzgebern als großes Unrecht ausgelegt werden müßte. Was iſt das Privilegium? Eine andauernde Verletzung des Rechts. Und das Recht? Der anerkannte und feſtgeſtellte öffentliche Nutzen. Jede andere Definition des Rechts würde eine nichtsſagende metaphyſiſche Abſtraktion, ein ſinnloſes Wort daraus machen. Nun iſt es nicht blos nützlich, daß die Erblichkeit der Pairie beibehalten werde, es iſt auch nothwendig. Die Lebensbedingungen jeder Geſellſchaft verlangen es. Es gibt tauſend verſchiedene Intereſſen in der Welt; ſie laſſen ſich alle auf zwei zurückführen, und dieſe heißen: Bewegung und Dauer. Wenn erſtere ohne Gegengewicht herrſcht, ſo überſtürzt ſich die Geſellſchaft; wenn die zweite vereinzelt vorwaltet, ſo erſchlafft die Geſellſchaft und nützt ſich eben durch ihre Exiſtenz ab. Daher die Nothwendigkeit einer vielfachen Gewalt. Auch hat jede Regierungsform Vortheile, welche ihr unzertrennlich inwohnen, und welche von ihr zu entlehnen gut iſt. Die Monarchien zeichnen ſich durch Kraft des Willens, die Ariſtokratien durch Konſequenz, die Demokratien durch die Größe der Leidenſchaften aus. Getrennt, ſind dieſe drei Formen nur Schattenbilder, von denen jedes durch das, was ihm fehlt, zu Grunde gehen muß. Verbunden und in Einklang gebracht, bilden ſie eine zugleich weiſe und kraftvolle, eine vollſtändige Regierung.

Solcher Art waren die Gründe, welche von beiden Seiten vorgebracht wurden. Aber die Gegner wie die Anhänger der Erblichkeit der Pairie hatten gleich Unrecht: die einen, weil ſie eine der weſentlichen Bedingungen des konſtitutionellen Syſtems verkannten; die andern, weil ſie den Grundfehler des konſtitutionellen Syſtems ſelbſt nicht bemerkten.

Den erſten konnte man antworten: „Habt ihr euch auch genau befragt über den Sinn und die Bedeutung eurer Lehre? Wenn die Erblichkeit der Pairie vernichtet iſt, was ſoll dann aus der Erblichkeit des Thrones werden? Wie! ihr begreifet nicht, daß das Königthum, um zu leben, nothwendig eine Klaſſe um ſich haben muß, welche daſſelbe Intereſſe, oder, wenn ihr wollt, daſſelbe Privilegium zu vertheidigen hat? Was ihr an einer Verſammlung für gehäſſig erklärt haben werdet, wird das an einem einzelnen Menſchen weni=

ger gehäſſig erſcheinen? Was ihr denjenigen, welche das Geſetz machen, verweigert haben werdet, wird man das lange Zeit dem Einzelnen bewilligen, der es macht und vollzieht? Was will die Verantwortlichkeit der Miniſter beſagen? Dieſe Verantwortlichkeit iſt, wie jedermänniglich weiß, eine bloſe Chimäre. Wenn es zum Kampfe kommt und der König ſiegt, ſo rettet er ſeine Miniſter; beſiegt, wird er in ihren Fall hineingezogen. Karl X, dieſer unverletzliche Monarch, lebt in der Verbannung, und die Züchtigung ſeiner Miniſter hat der Rache des empörten Volkes nicht genügen können! Laſſen wir denn dieſe eiteln Fiktionen, welche höchſtens dazu taugen, die Leichtgläubigkeit einer unwiſſenden Menge zu ergötzen: ſie ſchützen eine Regierung blos, ſo lange ſie ſich ſelbſt zu ſchützen vermag. Iſt überdies die königliche Unverletzlichkeit, vorausgeſetzt, daß man ſie heilig hält, nicht ein Privilegium, und zwar das wunderlichſte von allen, dasjenige, das ſich am ſchwerſten durch die gewöhnlichen Regeln der Logik rechtfertigen läßt? Wenn ihr als Grundſatz zugegeben habt, daß die Vererbung der politiſchen Funktionen ein roher Verſtoß gegen Gerechtigkeit, Gleichheit und Vernunft iſt, ſehet ihr dann nicht ein, daß das Königthum ſich am Rande des Abgrunds befinden wird, ſobald ihr es ſo weit führet, daß es nur noch eine Ausnahme von einem Prinzip iſt, welches ihr als ein geheiligtes, höchſtes, grundlegendes anerkannt habt? Bedenket es wohl: die Republik ſteht am Ziele eures Syſtems. Dies iſt noch nicht alles: dieſe Pairie, welche ihr nicht erblich wollt, wo werdet ihr ihre Quelle ſuchen? In der Wahl? Eure Pairs wären dann nur noch eine Kopie von den Deputirten. In der königlichen Ernennung? Eure Pairs wären nur noch Kammerherren. In der durch eine Liſte von Notabilitäten begrenzten Wahl des Monarchen? Dann hättet ihr nicht mehr blos die Ariſtokratie der Funktionen, ſondern, was weit gerechter und weit unglücklicher iſt, auch die der Funktionäre. In einer Verſchmelzung der Wahl und der königlichen Ernennung mittelſt eines Kandidaturſyſtems? Auf dieſe Art würde eure Pairskammer zu einem Hermaphroditen und müßte gerade die rivaliſirenden Leidenſchaften aufwühlen, zwiſchen welchen ſie einzuſchreiten berufen iſt; ſie würde einen lebendigen Inbegriff der beiden Elemente des Kampfes darſtellen, deren unſelige Entwicklung es zu unterdrücken gilt. Alſo ohne Erblichkeit iſt keine Pairie möglich. Die Republik und eine einzige Kammer, das ſind logiſch die Reſultate eures Syſtems: folglich vernichtet ihr das ganze konſtitutionelle Regime."

Den zweiten und namentlich Herrn Thiers konnte man antworten: „Ihr ſeid konſequente Leute, ihr, aber einzig und allein in euern Irrthümern. Ihr ſagt, es gebe in der Welt zwei entgegengeſetzte Intereſſen: die Bewegung und die Dauer. Aber wenn dieſer Dualismus, ſtatt eine rein vorübergehende, eine die Kindheit der Völker anklagende Thatſache zu ſein, als ein

weſentlicher und bleibender Ausfluß der Exiſtenz der Geſellſchaften betrachtet werden müßte, was wäre daraus zu ſchließen? Daß jede Geſellſchaft den Keim eines endloſen, verzehrenden Kampfes ihn ihrem Schooße trüge; daß Krieg, und zwar ein Krieg ohne Waffenſtillſtand, das Geſetz der Welt wäre; daß die Völker, verurtheilt, ſich abwechſelnd dem Siege des einen der beiden entgegengeſetzten Intereſſen zu unterziehen, bald mit Betäubung, bald mit ingrimmigem Schmerz ſich als Opfer eines, jeder vollſtändigen Sicherheit und jedem zuverläſſigen Fortſchritt gleich feindlichen, Verhängniſſes erblicken müßten! Ihr möget immerhin, um dieſe beiden Intereſſen zu vereinigen, eine Gewalt dazwiſchentreten laſſen, welche ihr das Königthum nennet, dieſe Gewalt könnte nach dem von euch ſelbſt angezeigten Geſetze kein Intereſſe haben, welches nicht in eines der beiden andern zurückträte. Das Dazwiſchentreten des Königthumes könnte die Kraft des konſervativen Intereſſes nur vermehren, indem ſie dieſelbe noch verhaßter machte. Es iſt dies keine Vermittlung, es iſt eine Verwicklung des Kampfes. Und wenn ihr jetzt aus der Exiſtenz der beiden Intereſſen, von welchen ihr zu ſehen glaubet, daß ſie ſich kraft der Geſetze der menſchlichen Natur die Herrſchaft der Geſellſchaft ſtreitig machen, auf die Nothwendigkeit zweier um den Beſitz der Gewalt ſtreitenden Prinzipien ſchließet, was thut ihr da? Ihr verleget alle Geißeln, gegen welche ſich der Geſetzgeber bewaffnen muß, aus der geſellſchaftlichen Ordnung in die politiſche. Die Wahrheit iſt, daß die Geſellſchaften in den Augen des Philoſophen und des Staatsmannes nur ein Intereſſe haben, welches ſich alſo bezeichnen läßt: Dauer in der Bewegung. Es heißt den Fortſchritt läugnen, es heißt Gott läſtern, es heißt die Welt zumvoraus der blödſinnigen Herrſchaft des Zufalls preisgeben, wenn man das, was blos eine aus den Fehlern einer noch unvollkommenen Ziviliſation ſich ergebende Erſcheinung iſt, in ein Geſetz der Menſchheit umwandelt. Die gleichzeitige Exiſtenz zweier ſich bekämpfenden Intereſſen im Innern der Nationen iſt eine Thatſache, aber ſie iſt ein Uebel: beobachtet es, aber nicht um es in ein geregeltes Syſtem zu bringen, ſondern um es aufzuheben. Was die jeder Regierungsform eigenen Vortheile betrifft, ſo ſind ſie von der Art, daß, wenn man ſie zuſammenſtellt und ihnen ihren Charakter erhält, man den einen durch den andern neutraliſirt und durch die Unordnung hindurch bei der Unmacht anlangt. Die Monarchien zeichnen ſich nur da durch fruchtbringende Energie des Willens aus, wo dieſer Wille nicht jeden Augenblick in Zweifel gezogen, bekämpft, gelähmt wird. Die Größe der Leidenſchaften artet in den Demokratien ſehr ſchnell in gewaltſame Uebergriffe aus, wenn man ihnen bleibende Hinderniſſe und ſyſtematiſchen Eigenſinn entgegenſtellt. Und was wird aus jener den Ariſtokratien inwohnenden Folgerichtigkeit, wenn die Inſtitutionen neben dem Kultus der Ueberlieferungen

zugleich ihre Verachtung gutheißen? Euer konſtitutionelles Syſtem begnügt ſich, Elemente zuſammenzuſtellen, welche verſchmolzen werden müßten. Gleichwie es in der Geſellſchaft nur ein Intereſſe geben ſoll, ſo ſoll es in der Gewalt nur ein Prinzip geben, und um das erſte dieſer beiden Reſultate herbeizuführen, muß man damit anfangen, das zweite feſtzuſetzen. Wenn England das Weltall in Athem erhalten und es durch ſeine Kaufleute noch vollſtändiger, anmaßender und dauernder zu erobern vermocht hat, als Rom durch ſeine Krieger gethan, ſo kommt dies daher, weil in England nichts lebt, als ein einziges Prinzip: das ariſtokratiſche. Denn auf dieſer Inſel beſitzt die Ariſtokratie den Boden, beherrſcht die Induſtrie, leitet die Krone, waltet im Unterhauſe durch die Käuflichkeit, welche ſie gefliſſentlich in die Sitten eingeführt hat, und wodurch populäre Wahlen zu Lügen werden, die ſie nach Gefallen ausbeutet. Auf dieſe Art ſind in England das Unterhaus, das Oberhaus und das Königthum in Wirklichkeit blos verſchiedene Kundgebungen eines und deſſelben Prinzips: drei Funktionen, aber nicht drei Gewalten. Ja, Einheit in der Gewalt! darin liegt alles, wenn ſie den Begriffen der Klugheit und Gerechtigkeit gemäß organiſirt iſt, alles: Bewegung, Ordnung, Dauer. Eine vielfache Gewalt einſetzen heißt die Anarchie organiſiren, heißt das Chaos in Regeln bringen.“

Das hätte geſagt werden ſollen. Die Diskuſſion war alſo ſehr unvollſtändig, aber man hatte vielleicht gefürchtet, dadurch, daß man ihr die ganze Bedeutung gäbe, welche ſie verdiente, dem Geiſt der Prüfung allzu furchtbare Waffen in die Hand zu liefern. Und hatten zum Beiſpiel diejenigen, die mit ſo großem Geſchrei die Abſchaffung der Erblichkeit in der politiſchen Ordnung verlangten, begriffen, daß man eines Tags im Namen derſelben Prinzipien die Abſchaffung der Erblichkeit in der geſellſchaftlichen Ordnung von ihnen verlangen würde? Denn welchen Beweis gegen die Vererbung der öffentlichen Funktionen führen, der ſich nicht auf die Vererbung des Reichthums anwenden ließe, in einem Land, wo der Reichthum ausſchließlich zu den höchſten Funktionen berechtigt, und wo man nicht Deputirter werden kann, ohne reich zu ſein?

Unter allen dieſen kühnen Folgerungen wurde keine in ernſtliche Erwägung gezogen von Geſetzgebern, die vor allem Parteimänner waren. Die Abgeordnetenkammer beſchloß alſo mit einer Majorität von 386 Stimmen gegen 40 die Abſchaffung der Erblichkeit der Pairie und das Syſtem der Ernennung der Pairs durch den König aus einer geſetzlichen Liſte von Notabeln und Beamten. Die Bourgeoiſie war befriedigt. Aber ihr Verderben lag in ihrem Siege verborgen.

Bald mußte es Jedermann in die Augen fallen, wie peinlich die Verlegenheiten waren. Um Geſetzeskraft zu erlangen, mußte der Beſchluß, welchen

die Deputirtenkammer ſo eben gefaßt hatte, promulgirt werden. Nun drängte ſich hier von Neuem die dornige Frage auf: Uebte die Deputirtenkammer, indem ſie Hand an den Grundvertrag legte, eine konſtituirende oder blos eine geſetzgebende Gewalt aus? War ihr Beſchluß ſouverän und inappellabel, oder unterlag er der Beſtätigung der Pairie?

In beiden Fällen fanden ſich eine Maſſe Einwendungen und Schwierigkeiten.

Wenn die Deputirtenkammer nach der Souveränetät einer konſtituirenden Verſammlung trachtete, ſo konnte man ſie fragen, woher ſie das Recht, woher ſie die Vollmacht dazu habe. Als ſie am 9. Auguſt 1830 in wenigen Stunden eine Charte abgeändert und eine Dynaſtie gegründet, hatte ſie wenigſtens einen Vorwand gehabt: die Nothwendigkeit des Augenblicks und das Staatswohl, dieſen Scheingrund aller Uſurpationen. Aber durfte ſie im November 1831 aus ihrer eigenen Laune das Recht ableiten, die Grundlagen eines Syſtems abzuändern, welchem ſie ihre Geſetzmäßigkeit verdankte, eine Regierung umzugeſtalten, von welcher ſie ſelbſt blos ein Theil war? Wenn ſie dieſes angemaßte Recht auf den 9. Auguſt 1830 und auf den Augenblick zurückführte, wo die Reviſion des Artikels 23 der Charte beſchloſſen worden war, ſo war alſo die Pairie von dieſem Augenblicke an gewiſſermaßen ſuſpendirt geweſen! Aber in Folge welcher wunderlichen Inkonſequenz hatte man dann geduldet, daß ſie ihre Sitzungen fortſetzte? Warum hatte man ihre Mitwirkung ſo oft als unumgänglich nothwendig angerufen? Hatte man blos aus Scherz fünfzehn Monate hindurch alle eingebrachten Geſetzesentwürfe ihren Berathungen und ihrer Abſtimmung unterworfen? Die Deputirtenkammer hatte alſo die konſtituirende Gewalt nicht auszuüben.

Wenn ſie nun von einer andern Seite ſich blos als geſetzgebende Kammer betrachtete, wie kam es, daß ſie 1830 gewagt hatte, was ſie 1831 nicht wagte? Sie hatte willkürlich einen König erwählt, und ſie geſtand jetzt ſelbſt, daß es nicht in ihrer Macht ſtehe, willkürlich eine Pairie umzugeſtalten! Auch die Entſchuldigung der Nothwendigkeit, welche angeführt wurde, um die Krönung Ludwig Philipp's zu rechtfertigen, genügte keineswegs; denn wenn die Umſtände am Tag nach einer Revolution zur Einſetzung einer proviſoriſchen Gewalt ermächtigen, ſo ermächtigen ſie doch nicht zur Einſetzung einer definitiven Gewalt, und das Recht der Nation bleibt, wenn die Gefahr vorüber iſt.

Es war alſo nur zwiſchen zwei gleich gefährlichen und ſchlimmen Dingen eine Wahl möglich. Man gab zu, daß die Pairie berufen ſei, ſelbſt über ihr Schickſal zu entſcheiden. Aber was thun, wenn ſie ſich gegen einen augenſcheinlichen Selbſtmord ſträubte und für die Beibehaltung der Erblichkeit ausſprach? Wie in dieſem Falle ſo viele Leidenſchaften zuſammenhalten, die be=

reit ſtanden, ſich zu entfeſſeln? Was würde man aus dem Konflikt der beiden Kammern hervorgehen ſehen? Eine Revolution, vielleicht! Betäubt durch das Geſchrei, welches ſich von allen Seiten um ſie her erhob, erſchreckt, ſchwankend, rathlos, beſchloſſen die Miniſter, um jeden Preis dem Sturm zuvorzukommen, den ſie vorausſahen, und am 19. November erſchien eine königliche Ordonnanz, welche die Ernennung von ſechsunddreißig Pairs verkündete.

Der Zweck dieſer Maßregel lag klar am Tage; die Miniſter wollten ſich in der Pairskammer eine Majorität für die Abſchaffung der Erblichkeit erwerben. Inzwiſchen regte die Nachricht von der Ordonnanz die Gemüther furchtbar auf. Die Gegner der Erblichkeit freuten ſich nicht nur nicht über einen Staatsſtreich, welcher ihnen den Sieg ſicherte, ſondern ergoſſen ſich in Verwünſchungen gegen das Miniſterium. Bei dem Reſtaurateur Lointier fanden drohende Verſammlungen von Deputirten der Oppoſition ſtatt, und ſie verfaßten eine Proteſtation, welche Herr Dupont von der Eure auf dem Bureau der Kammer niederzulegen beauftragt wurde. Die Polemik in den Journalen wurde bitter und leidenſchaftlich. Die Feinde der Regierung behaupteten, die Kammer von 1830 habe, indem ſie den Artikel 23 der Charte einer Reviſion unterworfen, das in dieſem Artikel enthaltene Ernennungsrecht ſuſpendirt; die Ordonnanz vom 20. November ſei folglich blos ein Staatsſtreich in der tyranniſchſten und frechſten Bedeutung des Wortes; man beleidige die Nation, indem man diejenigen zu Richtern über ihren Widerwillen mache, welche der Gegenſtand deſſelben ſeien; ſtatt ſich außerhalb der Geſetzlichkeit zu begeben, um einem allzuleicht vorherzuſehenden Widerſtande zuvorzukommen, hätte das Miniſterium beſſer gethan, dieſen ſo unheilvollen Widerſtand nicht zu ermuthigen, indem es die Sache der Ariſtokratie in demſelben Augenblick verfechte, wo es ſie feig aufopfere, indem es die Erblichkeit in demſelben Augenblick anpreiſe, wo es ihre Aufhebung beantrage, indem es endlich den Deputirten jetzt, da es ſich um Abſchaffung eines verhaßten Privilegiums handle, die konſtituirende Gewalt verſage, welche man ihnen nicht beſtritten habe, als es ſich darum gehandelt, das ſiegreiche, aber unentſchiedene und ermattete Volk unter das Joch einer neuen Dynaſtie zu treiben.

Es lag in der Logik dieſer Beſchwerden etwas Unehrliches. Denn im Ganzen genommen war das Mittel, welches die Oppoſition mit ſo großer Heftigkeit verwarf, vielleicht das einzige, das ohne Erſchütterungen zu dem Ziele führen konnte, nach deſſen Erreichung es ſie verlangte. Aber Caſimir Perier gab ſeinen Feinden recht, indem er am 22. November in der Pairskammer erſchien, und ſich nicht entblödete, die Ordonnanz vom 20. November mit folgenden Worten zu charakteriſiren: „Es handelt ſich hier nicht um eine einfache Frage der Majorität, denn es findet ſich in dieſer Kammer jederzeit eine zuverläſſige Majorität für eine patriotiſche Verfügung; es

iſt vielmehr eine ehrerbietige Vorſichtsmaßregel gegen Ihren perſönlichen Edelmuth, welcher der Entſchließung der Kammer mehr noch den Charakter einer Ergebenheitsakte, als den einer rein geſetzgebenden Beſtimmung aufgedrückt haben würde." So wurde alſo eine anderwärts als Mittel zur Entwaffnung des Egoismus der Pairie dargeſtellte Maßregel hier als eine reine, ſeinem Edelmuthe geltende Huldigung dargeſtellt. Ein trauriger Kunſtgriff, welcher nicht einmal das Verdienſt einer gewandten Lüge hatte! Ein ſchmählicher Kunſtgriff, wodurch die Rechtſchaffenheit des Miniſters und die Würde des Mannes auf gleiche Weiſe an den Pranger geſtellt wurden!

Alſo herrſchte Unordnung in den Gemüthern und in den Geſchäften; das Miniſterium rannte köpflings und auf der Bahn der Staatsſtreiche zum Umſturz einer Inſtitution, welche es ſelbſt als nothwendig betrachtete; das Königthum wirkte, ohne es zu wollen, zum Untergang einer Pairie mit, welche gleichfalls, ohne es zu wollen, zur Erzeugung dieſes Königthums mitgewirkt hatte. Die Oppoſition beklagte ſich, allzu gut bedient zu ſein; diejenigen, welche der Deputirtenkammer vorwarfen, daß ſie 1830 die ganze Kühnheit der Uſurpation beurkundet habe, machten ihr mit der auffallendſten Inkonſequenz den Vorwurf, daß ſie jetzt von Bedenklichkeiten darüber heimgeſucht werde——— Was ſoll ich noch mehr ſagen? Im Lager der Oppoſition wie in dem des Miniſteriums nichts als unzuſammenhängende Wünſche, widerſprechende Maßregeln, Prinzipsverletzungen, falſche Beurtheilungen, oder Unredlichkeit, Finſterniß, Verwirrung: die Regierung der Geſellſchaft ſchwankte zwiſchen Anarchie und Schwindel.

Dem ſei, wie ihm wolle, indem die Ernennung der ſechsunddreißig Pairs die Majorität der Pairie änderte, verurtheilte ſie dieſelbe zum Selbſtmord: das Geſetz, welches die Erblichkeit der Pairskammer abſchaffte und das Syſtem der Ernennung durch den König in einem Kreis von Notabilitäten einführte, dieſes dem konſtitutionellen Regime Tod bringende Geſetz wurde im Luxembourg ebenſo angenommen, wie man es im Palais-Bourbon angenommen hatte, und zwar mit einer Majorität von vierunddreißig Stimmen.*) Dreißig Pairs, unter welchen Herr von Fitz-James, gaben auf der Stelle ihre Entlaſſung ein.

Aber der Liberalismus forderte noch mehr. Einen ſchon früher von Herrn Baude vorgelegten Antrag wieder aufnehmend, verlangte der Oberſt Briqueville, ſämmtliche Mitglieder des ältern Zweigs der Bourbons ſollen auf ewig vom franzöſiſchen Gebiete verbannt erklärt, die Uebertretung dieſes

*) Geſetz über die Abſchaffung der erblichen Pairie, angenommen von der Deputirtenkammer am 18. Oktober 1831; und von der Pairskammer den 28. Dezember desſelben Jahrs.

Geſetzes mit dem Tode beſtraft, und der Verkauf der Güter der geächteten Familie unwiderruflich binnen einer feſtgeſetzten Friſt vorgenommen werden.

Man iſt der Bourgeoiſie die Gerechtigkeit ſchuldig, hinzuzuſetzen, daß ſie den Antrag des Oberſten Briqueville nicht mit einſtimmigem Beifall aufnahm. Mehrere begriffen, daß, obgleich von einem Biedermanne vorgeſchlagen, ein ſolches Geſetz etwas Frevelndes hatte, weil es ſich vermaß, dem lieben Gott die Zukunft vorzuzeichnen; daß es unbillig war, weil es eine ganze Familie für das Verbrechen eines Einzigen beſtrafte; antiſozial, weil es das fortdauernde Volk an Feindſeligkeiten feſſelte, welche vorübergehen können; unnütz, weil das Verbrechen der Verſchwörung in unſern Geſetzbüchern vorgeſehen war und wahrhaftig des Blutes genug in denſelben floß; unpolitiſch, weil die Konkurrenz zwiſchen Königen der Tyrannei eine zuverläſſige Züchtigung aufbewahrt und die Freiheit ſchützt; daß es endlich ſeinem eigenen Zweck entgegenſtand, weil die Gefahr den Ehrgeiz entflammt, ſelbſt den ungeſetzlichen Wünſchen einen gewiſſen Adel verleiht und bei einem großherzigen Volke den Titel eines Geächteten zum Reiſepaſſe eines Prätendenten macht.

Ziemte es ſich überdies, ſo große Erbitterung gegen eine überwundene Dynaſtie an den Tag zu legen in einem Lande, welches man für das Joch einer neuen Dynaſtie modeln wollte? Dies hob in der Sitzung vom 15. November Herr Pagès (von Arriege) auf eine ergreifende Weiſe hervor. „Frankreich, ſagen die Höflinge, iſt unter den Nationen berühmt durch ſeine Liebe zu ſeinen Fürſten. Die Geſchichte führt eine andere Sprache, und die Wahrheit ſtraft die Schmeichelei Lügen. Der erſte Bourbon beſteigt den Thron durch die Ermordung des letzten Valois. Heinrich IV ſtirbt grauſam gemordet. Während ihrer Minderjährigkeit finden Ludwig XIII und Ludwig XIV, durch die Empörung verjagt, kaum ein ſicheres Plätzchen, wo ſie ihr Haupt niederlegen können; das Eiſen bricht ſich bis zur Bruſt Ludwigs XV Bahn. Ludwig XVI ſtirbt auf dem Schaffot. Ludwig XVII verkommt in den Gefängniſſen. In den Gräben von Vincennes, auf der Schwelle des Opernhauſes iſt Bourbonenblut gefloſſen. Ludwig XVIII war zweimal geächtet. Karl X hat dreimal die Straße der Verbannung eingeſchlagen. Und in einem Lande, welches alle Miſèren des Königthums in ſo unmittelbarer Nähe geſehen hat, iſt es nicht erlaubt, unter einer monarchiſchen Regierung dieſes Gepränge der Unterdrückung noch zu vermehren und eine Tyrannei, welche nicht im Zorne des Volkes lag, in die Erlaſſe des Geſetzgebers einzutragen.“

Der Rede des Herrn Pagès (von Arriege), welche von einem Ende zum andern voll war von derartigen Betrachtungen eines geſunden und erhabenen Geſichtspunktes, wußte Herr Euſèbe Salverte nur eine engherzige, mitleidloſe Logik entgegenzuſtellen. Nichtsdeſtoweniger ſchwankte die Ver-

ſammlung, als Herr von Martignac auf der Tribüne erſchien. Sein Geſicht trug das Gepräge des Todes, deſſen Keim man bereits in ſeinem Buſen glaubte, und als man ihn da ſtehen ſah, bereit, ſeinen alten verbannten Herrn zu vertheidigen, erinnerte man ſich an die Anſtrengungen, womit er dieſen Sturz und dieſe Verbannung zu verhindern geſucht hatte. „Meine Herren,“ ſprach er mit geſchwächter, aber eindringlicher Stimme, „die Verbannung iſt in unſern Geſetzen eine entehrende Strafe, welche der Richter nach reiflicher Prüfung ausſpricht, und man ſtellt Ihnen den Antrag, ſie zumvoraus über geborne und noch ungeborne Geſchlechter auszuſprechen, ohne Prüfung, in vorgreifender Weiſe, ohne zu wiſſen, wer derjenige ſein wird, den Sie verdammen ..... Einer Ihrer Redner ſagte unlängſt auf der Tribüne: „In Frankreich ſpricht die Aechtung frei!“ Nun gut, dieſes tiefe und wahre Wort hat Ihr Geſetz gerichtet! Wenn alſo ein Prätendent nach Frankreich kommt, ſo wird man die Behörde von der Gefahr benachrichtigen, welche die öffentliche Sicherheit bedrohen kann. Aber laſſen Sie einen Geächteten, einen zumvoraus Verurtheilten kommen, wo werden Sie dann einen Mann finden, welcher dem Henker auf die Schulter klopft und zu ihm ſagt: „Schau' dieſes königliche Haupt, erkenne es und ſchlage es ab!“ In Frankreich werden Sie den Mann dazu nicht finden.“ Bei dieſen Worten pauſirte der Redner, übermannt von ſeiner Rührung, welche die ganze Verſammlung theilte. Sodann fuhr er fort und erzählte, daß zur Zeit, als er das Unglück gehabt habe, Miniſter zu ſein, ein Königsmörder, ein Geächteter auf dieſem Boden Frankreichs, der ihm unterſagt geweſen, entdeckt worden ſei, und daß das Miniſterium nicht ſeine Verhaftung angeordnet, ſondern Alles gethan habe, um ſeine Rückreiſe zu ſchützen. „Der alte Mann,“ fuhr Herr von Martignac fort, „wurde verpflegt, denn er war krank; er erhielt Unterſtützung, denn er bedurfte ihrer; er wurde mit den ſeinem Alter und ſeinem Unglück gebührenden Rückſichten an die Grenze gebracht. Ich legte nachher Rechenſchaft ab von meiner Handlungsweiſe, und ſie wurde damals gebilligt, wie Sie dieſelbe heute billigen würden.“ „Ja! ja!“ erſcholl es von allen Seiten des Saales, und tief war die Bewegung, als der Redner hinzufügte: „Wie wäre es nun, wenn es ſich um Todesſtrafe gehandelt hätte? Ich glaube wahrhaftig, daß ich Ihnen dann nichts davon geſagt haben würde.“ Edle Worte, deren Wirkung Herr von Martignac durch folgendes lebendige Bild vervollſtändigte: „Laſſen Sie einen dieſer Geächteten, welche Ihr Antrag beſtraft, nach Frankreich geführt werden und dort eine Zufluchtsſtätte ſuchen; er klopfe an des Antragſtellers eigener Thüre an, dieſe Thüre öffne ſich, der Geächtete nenne ſeinen Namen, er trete ein, und ich bürge ihm zumvoraus für ſeine Sicherheit.“

Durch ſolche Gründe der Großherzigkeit wurde die Frage entſchieden:

die Kammer nahm den Antrag an, aber ohne eine Strafe für die Uebertretung feſtzuſetzen. Konſequenter wäre es geweſen, den Antrag zu verwerfen, ſtatt ihn zu verſtümmeln. Was will ein Geſetz beſagen, welches blos die Erklärung einer Thatſache iſt? Aber das Miniſterium gefiel ſich darin, dieſe Erklärung als eine Art neuer Beſtätigung der Dynaſtie Ludwig Philipps zu betrachten. Dieſe Rückſicht machte Herr Guizot geltend, und in dieſem Sinne ſtimmte die Majorität. Denn die Regierungen ſind alle gleich blind und eitel; alle tragen ſie ſich mit der Anmaßung, unſterblich zu ſein, als ob in der Reihenfolge der Jahrhunderte etwas anderes ſei, als eine Reihenfolge von Unglücksfällen, als ob nicht in jeder Thronbeſteigung ein Sturz enthalten wäre, und in jeder Erſcheinung des Lebens die Idee des Todes ſich gegenwärtig zeigte. Sie hatte ſich auch unſterblich geglaubt, dieſe republikaniſche Regierung, welche die letzten Worte eines als letzter Vertreter des Königthums in Frankreich verurtheilten Königs durch Trommelgewirbel zu erſticken gebot. Auch er war von der Unſterblichkeit ſeiner Dynaſtie überzeugt, jener Napoleon, welcher, um ſich zu überleben, die Tochter der deutſchen Cäſarn ſein Bett hatte beſteigen laſſen: ein unſinniger Hochmuth, welcher ihn erniedrigte und ins Verderben ſtürzte! Und die Reſtauration, hatte ſie nicht auf ihr Banner jenes ewig trügeriſche Wort: „ewig“ geſchrieben, welches man heute in den Moniteur Ludwig Philipps druckte? Zwei Schritte von dieſem Pallaſte, wo man von einem auf immer geächteten und von einem andern, auf immer triumphirenden Geſchlechte zu ſprechen wagte, erhob ſich ein Pallaſt, welcher ſeit fünfzig Jahren nur ein Gaſthof geweſen war, zum Gebrauch der kommenden und gehenden Königthümer. Man wußte das, aber gleichviel, die Kammer beſchloß die monſtröſe Schmeichelei: „Die ältere Linie der Bourbons iſt auf ewig verbannt.“ Und die Könige nehmen dies ernſtlich! Die Geſchichte iſt voll von ſolchen Beiſpielen.

Im Verlauf der Diskuſſion hatte Herr Berryer im Intereſſe der Vereinigung der Parteien verlangt, man ſolle das 1816 gegen Napoleon und ſeine Familie, die gleichfalls auf ewig verbannt waren, erlaſſene Geſetz abſchaffen. Aber die Kammer ſchaffte von dieſem Geſetze blos die Strafbeſtimmung ab, welche Menſchen an daſſelbe geknüpft hatten, die ſeitdem ſelbſt geächtet worden!

In dieſem Lichte zeigten ſich die neuen Gewalten. Man hatte ein Königthum gemacht, und man entzog ihm ſeine einzige natürliche Stütze, eine erbliche Pairie! Man hatte dieſes Königthum als unverletzlich erklärt, und man ſuchte ihm zu ſchmeicheln, indem man das andere, gleichfalls unverletzliche, Königthum dem Fluche der kommenden Jahrhunderte weihte! Man ſtellte die Statue Napoleons auf die Vendomeſäule, und man verbot dem Meere, irgend ein herumirrendes Mitglied der Familie Bonaparte auf die

Geſtade Frankreichs auszuwerfen! Man wollte eine monarchiſche Erziehung des Volkes fortſetzen, und man lud es von den Höhen der Geſellſchaft herab zu dem langen Haſſe gegen die Könige ein, wodurch ſich die Republiken ehren! Niemand weiß, wie weit der Aberwitz des Hochmuths führen kann, wenn er im Rathe der Souveräne Platz gegriffen hat.

Zweites Kapitel.

Lyon. — Beklagenswerthe Lage der Seidenarbeiter: Stand des Lyoner Fabrikweſens. — Die Arbeiter verlangen einen Tarif; der Präfekt von Lyon ſchreitet ein; Debatten; Feſtſetzung eines Tarifs. — Zorn der Mehrheit der Fabrikanten. — Herausforderungen gegen die Weber. — Revüe auf dem Bellecourplatze; Drohungen; Alles bereitet ſich zu einem Aufſtand. — Unglückſelige Mißhelligkeiten zwiſchen dem General Roguet und Herrn Bouvier-Dumolard; Verblendung der Behörden. — Topographie von Lyon. — Verſammlung in Croix-Rouſſe. — Aufſtand. — Die ganze Stadt liegt in Feuer. — Herr Bouvier-Dumolard und der General Ordonneau werden gefangen genommen; Großmuth der Weber. — Wahrer Charakter des Streits. — Kämpfe vom 22.; Barrikaden; Brandſzenen: die Politik betheiligt ſich bei dem Aufſtand. — Die Arbeiter allenthalben ſiegreich: die Truppen ziehen ſich über die Barrière Saint-Clair zurück. — Die Häupter der Arbeiter im Stadthauſe: ſie theilen die Gewalt mit Parteimännern. — Gewandte Manöver. — Man ſäet Zwieſpalt zwiſchen den politiſchen Inſurgenten und den Arbeitern. — Das Volk verlegen über ſeinen Sieg. — Arme wachen bewaffnet über die Hotels der Reichen. — Philoſophie dieſer Ereigniſſe. — Ankunft des Herzogs von Orleans und des Marſchalls Soult in Lyon. — Schluß.

Während Paris durch ſolche Verhandlungen in fieberhafte Aufregung verſetzt wurde, bereitete ſich in Lyon der Bürgerkrieg. Aber in Lyon waren es nicht, wie in Paris, politiſche Fragen, welche die Köpfe in fortwährender Gährung erhielten und die Gemüther mit Leidenſchaft erfüllten: das Uebel hatte hier tiefere Wurzeln. In der Vorſtadt Croix-Rouſſe vegetirte eine unermeßliche Bevölkerung, einem mühevollen, aber für ſie beinahe unergiebigen Tagewerk alle ihre Kräfte widmend. Die Seidenarbeiter von Lyon waren nicht blos unter das Joch des Elends darniedergebeugt, ſie waren auch Opfer der ungerechteſten Verachtung. Diejenigen, denen ſie zu ihren Reichthümern verhalfen, gaben ſich die Miene, als betrachteten ſie dieſelben als eine tief unter ihnen ſtehende, herabgewürdigte Menſchenklaſſe; der ſchauderhafte Tribut, welchen die ungeſunde Wohnung und die unmäßigen An=

ſtrengungen der Werkſtätte von ihrer Jugend und ihrer Geſundheit erhoben, lieferte dem herabſehenden Hochmuth nur eine neue Waffe, und die beſchimpfende Bezeichnung: Kibitz (canut) faßte alle Formen ihres Unglücks in ſich. Welche Gedanken mußten die ſchmerzlich ſchlafloſen Stunden dieſer Geächteten der modernen Zivilisation beſchäftigen, wenn oft mitten in der Nacht, beim Scheine einer in verpeſtetem Winkel brennenden Lampe, ihre Stühle für den behaglich entſchlummerten Müßiggänger rauſchten! Und gleichwohl ſollte ihre Empörung nicht aus ihrem Willen, ſondern aus der Nothwendigkeit der Umſtände hervorgehen, gleich als ob das Elend in ſich ſelbſt ſeine Nahrung und das Prinzip ſeiner Dauer fände!

Um ſich einen richtigen Begriff von dem blutigen Drama zu machen, das wir zu ſchreiben im Begriffe ſtehen, muß man die Organiſation des Lyoner Fabrikweſens genau kennen. Sie war im Jahr 1831 wie ſie noch heute iſt. Die Seideinduſtrie beſchäftigte dreißig= bis vierzigtauſend Geſellen. Ueber dieſer Klaſſe, welche von der Hand in den Mund lebte und weder Kapital, noch Kredit, noch feſte Wohnung beſaß, ſtand die der Meiſter (chefs d'atelier), deren Zahl ſich auf acht= bis zehntauſend belief, und welche, jeder im Beſitz von vier oder fünf Stühlen, die von ihnen mit dem Handwerks=zeuge verſehenen Geſellen in der Art beſchäftigten, daß ſie die Hälfte des vom Fabrikanten bezahlten Lohnes für ſich behielten. Die Fabrikanten, etwa achthundert an der Zahl, bildeten eine dritte Klaſſe, welche zwiſchen den Meiſtern und denjenigen ſtand, die unter dem Namen Commiſſionäre beauf=tragt waren, den rohen Stoff zu liefern, ſchmarotzeriſche Agenten und wahre Blutigel der Lyoner Induſtrie. Auf dieſe Art lagen die Commiſſionäre hart auf den Fabrikanten, welche ihrerſeits die Meiſter unterdrückten; und dieſe ſahen ſich genöthigt, das Joch, dem ſie ſelbſt unterworfen waren, ſchwer auf den Geſellen laſten zu laſſen. Daher eine Unterdrückung, die ſich jeden Augenblick fühlbar machte; daher inmitten der dem Zentnergewichte dieſer ſämmtlichen auf einander liegenden Tyranneien unterworfenen Klaſſe jene geheime Feindſeligkeit, welche in den Herzen gährt und ſich am Ende in Wuthgeſchrei Luft macht.

Gleichwohl hatte der Wohlſtand der Lyoner Induſtrie lange Zeit die Gefahr beſchworen. So lange die Arbeit ihnen nicht unter mörderiſchen Bedingungen auferlegt worden war, hatten die Lyoner Arbeiter ſich mit dem mäßigen Lohne begnügt, mit dem ſie ihr Leben friſteten. Aber äußere Um=ſtände, die ſich ſchon aus der Zeit vor der Julirevolution datirten, verſetzten der Lyoner Induſtrie einen gewaltigen Stoß. In Zürich, Baſel, Bern, Köln waren zahlreiche Seidefabriken errichtet worden, und auch England befreite ſich allmälig von dem induſtriellen Tribut, welchen es lange Zeit der Stadt Lyon entrichtet hatte. Zu dieſer Urſache des Verderbens für die

Arbeiter geſellte ſich eine noch wirkſamere. Seit 1824 hatte die Zahl der Lyoner Fabrikanten in einem ſehr ſtarken Verhältniſſe zugenommen und zu den Wirkungen der auswärtigen Konkurrenz, welche ſich übrigens beinahe nur auf die einfachen Stoffe bezog, waren die Ungemächlichkeiten einer bis auf die äußerſten Grenzen getriebenen inländiſchen Konkurrenz getreten. Einige Fabrikanten fuhren fort, ſich zu bereichern; aber die Mehrzahl wälzte, als ſie ihren Profit ſich verringern ſah, ihre Verluſte auf die Schultern der Meiſter, welche ihrerſeits die Geſellen einen Theil der Laſt tragen ließen, die ſie ſelbſt niederdrückte. Von 4 — 6 Franken ſank der Lohn des geſchickten und fleißigen Arbeiters allmälig auf vierzig, fünfunddreißig, fünfundzwanzig Sous herab; im November 1831 erhielt der bei der Fabrikation der einfachen Stoffe beſchäftigte Arbeiter für ein Tagewerk von 18 Stunden nicht mehr als 18 Sous. Auf dieſe Art war die Unterdrückung alle Stufen der induſtriellen Leiter herabgeſtiegen. Als ſie ſich ſelbſt das Brod ihrer Weiber und Kinder ſtreitig machen ſahen, da begannen die unglücklichen Geſellen ein allgemeines Nothgeſchrei zu erheben. Die Lage der Meiſter ſelbſt war ſchrecklich geworden; das Sinken des Fabrikationspreiſes geſtattete ihnen nicht mehr, die Laſt eines hohen Arbeitslohnes und die theils aus dem häufigen Feiern, theils aus der allzuoft erneuerten Zurichtung der Maſchinen erwachſenen Verluſte zu tragen. Die Klage wurde allgemein; Meiſter und Geſellen vereinigten ihre Beſchwerden, und aus der Tiefe dieſes Aufenthaltes des Elends, genannt Croix-Rouſſe, hörte man ein im Anfang verworrenes, bald aber feierliches, furchtbares, unermeßliches Geſchrei ſich erheben.

Lyon hatte ſeit einiger Zeit einen Präfekten, welcher das Talent beſaß, den Volksleidenſchaften zu ſchmeicheln und ſie zu handhaben. Herr Bouvier-Dumolard begriff ſogleich, daß auf dem gegebenen Standpunkt kein Mittelweg möglich war, ſondern entweder die arbeitende Bevölkerung ausgerottet oder ihre gerechten Forderungen befriedigt werden mußten. Er entſchloß ſich zum Letztern. Unglücklicherweiſe ſtand ſeine Macht in Lyon auf ſchwachen, ſchwankenden Füßen. Er wurde nur ſaumſelig unterſtützt von der Munizipalverwaltung, einer mißtrauiſchen Behörde, unter deren Streichen ſchon ſein Vorfahr, Herr Paulze von Yvoy, erlegen war, und was noch ſchlimmer ſein mußte, er hatte in dem Generallieutenant Roguet einen perſönlichen Feind. Der Graf Roguet war ein wackerer Soldat, mehr aber nicht. Die Klagen der arbeitenden Bevölkerung von Lyon waren nach ſeinem Dafürhalten blos der Ausbruch einer aufrühreriſchen Unzufriedenheit, und dieſe vorgefaßte Meinung, verbunden mit ſeinen ſonſtigen Abneigungen, machte ihn nicht ſehr geeignet, die Abſichten der bürgerlichen Behörde zu unterſtützen. Trotz aller dieſer Schwierigkeiten begab ſich Herr Bouvier-Dumolard an das Werk. Er ſuchte vor Allem das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, indem

er ſich als Kämpen ihrer Intereſſen darſtellte. Sie verlangten die Feſtſetzung eines Minimums; dieſe Forderung war gerecht, und er traf ſeine Maßregeln, um ſie durchzuſetzen. Am 11. Oktober 1831 hatte der Rath der Sachverſtändigen folgende Erklärung abgefaßt:

„In Betracht, daß es allgemein bekannt iſt, daß viele Fabrikanten einen gar zu geringen Arbeitslohn bezahlen, iſt es nützlich, daß ein Tarif für das Minimum des Arbeitspreiſes feſtgeſetzt werde."

Obgleich dieſer Rath der Sachverſtändigen in Folge der wunderlichſten Verkehrung der Amtsbefugniſſe ſich auf die Aufforderung des Generallieutenants Roguet verſammelt hatte, ſo beſchloß Herr Bouvier-Dumolard gleichwohl, einer Berathung, die vollkommen auf ſeine Abſichten einging, Folge zu geben, und am 15. verſammelte er unter ſeinem Präſidium die Handelskammer ſowie die Maires von Lyon und den drei Vorſtädten. In dieſer Sitzung wurde beſchloſſen, daß die Grundlagen eines Tarifs zwiſchen zweiundzwanzig Arbeitern, wovon zwölf bereits von ihren Kameraden ernannt waren, und zweiundzwanzig Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnete, erörtert werden ſollen.

Nichts war gewiß den Geſetzen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit mehr angemeſſen. Selbſt angenommen, dieſe Maßregel wäre nicht geſetzlich geweſen, angenommen, ſie wäre nicht ſchon 1789 von der konſtituirenden Verſammlung, 1793 unter dem Konvent, 1811 unter dem Kaiſerthume autoriſirt worden, ſo wurde ſie ja gebieteriſch von dem Stand der Dinge vorgeſchrieben. Mehrere Tauſende von Arbeitern bewieſen durch das Uebermaß ihres Elends, welche erdrückende Tyrannei in der angeblichen Freiheit der Uebereinkunft liegen kann, auf welche die Fabrikanten ſich beriefen; mehrere Tauſende von Arbeitern bedrohten Lyon mit ihrer Verzweiflung: durfte man, wenn auf der einen Seite die Geſetze der Menſchlichkeit verletzt wurden, auf der andern der Bürgerkrieg unvermeidlich geworden war, die eigene Hand aus dem Spiele laſſen? Die Behörde, die unter ſolchen Umſtänden nicht willkürlich aufzutreten weiß, muß abdanken. Man iſt unwürdig, über die Menſchen zu gebieten, wenn man nicht im Stande iſt, zu ihrer Rettung viel zu wagen und ſelbſt ſeinen Kopf einzuſetzen.

Herr Bouvier-Dumolard hätte alſo ſelbſt den Tarif beſtimmen können und ſollen: er beſaß nicht ſo viel Kühnheit und begnügte ſich, die beiden Parteien einander gegenüberzuſtellen. Aber ſo ſonderbar falſche Begriffe hatten ſich damals über die Rechte des Handels und über die Freiheit der Uebereinkunft im Publikum feſtgeſetzt, daß das Benehmen des Präfekten, ſo ängſtlich und geſetzlich es auch war, von den Fabrikanten lebhaft getadelt und als Mißbrauch der Gewalt betrachtet wurde. Die Arbeiter ihrerſeits erblickten

beinahe eine Wohlthat in einer Verfügung, die blos eine ſtrenge und nothwendige Vollziehung der Geſetze der Gerechtigkeit war.

Am 21. Oktober wurde eine neue Verſammlung auf das Hotel der Präfektur zuſammenberufen. Die zweiundzwanzig Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnet hatte, fanden ſich hier den zwölf Abgeordneten der arbeitenden Klaſſe gegenüber. Aber die Fabrikanten machten darauf aufmerkſam, da ſie von Amtswegen ernannt worden ſeien, ſo haben ihre etwaigen Beſchlüſſe keine bindende Kraft für ihre Kollegen. Die Abgeordneten der Arbeiter ihrerſeits mußten darauf dringen, daß ihre Zahl auf zweiundzwanzig erhöht würde. Es wurde daher eine dritte Verſammlung angekündigt, damit die Fabrikanten Zeit hätten, Bevollmächtigte zu ernennen. Inzwiſchen nahm die Kriſis von Tag zu Tag eine drohendere Geſtalt an; zahlreiche Arbeiterverſammlungen bildeten ſich jeden Abend auf den öffentlichen Plätzen; populäre Redner liefen unter den Gruppen umher, hoben hervor, welche ſchreckliche Folgen dieſes beſtändige Zögern und Hinausziehen habe, und fragten mit Heftigkeit, ob man, um dem Arbeiter Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, warten wolle, bis der Hunger ihn gänzlich außer Stand geſetzt habe, ſich auch nur zu beklagen. Der 25. Oktober war zur definitiven Erörterung des Tarifs feſtgeſetzt worden. An dieſem Tage ward Morgens zehn Uhr der Stadt Lyon ein ſeltſam rührendes Schauſpiel gegeben. Eine unermeßliche Menge ſtieg in guter Ordnung und ſchweigſam die Höhen von Croix-Rouſſe herab, zog durch die Stadt und bedeckte den Bellecour- und den Präfekturplatz. Es war dies die ausgehungerte Maſſe der Arbeiter, welche kam, um ihr Schickſal zu vernehmen. Sie blieben hier einige Zeit, ohne einen Schrei auszuſtoßen, ohne eine Drohung fallen zu laſſen; ihre Hände waren weder mit Flinten, noch mit Schwertern, noch ſelbſt mit Stöcken bewaffnet; nur flatterte eine dreifarbige Fahne über ihren Häuptern, und ihre Anführer trugen ein kleines Stöckchen, um ſich kenntlich zu machen und die Disziplin aufrecht zu erhalten.

So friedſam dieſe Demonſtration war, ſo fürchtete Herr Bouvier-Dumolard doch, ſie möchte zu Verläumdungen Anlaß geben; er kam in Uniform zu den Arbeitern herab, trat mitten unter ſie, ſtellte ihnen vor, es dürfe nicht den Anſchein haben, als ſei der Tarif gewaltſam erobert worden, und erklärte ihnen endlich, die Sitzung werde nicht eröffnet werden, bevor ſie ſich zurückgezogen hätten. Es erſcholl der Ruf „Es lebe der Präfekt!“ Und dieſes Volk von Armen zog ſich langſamen Schrittes in guter Ordnung mitten durch das andere, vor Verwunderung ſtumme Volk nach ſeinem Quartiere zurück.

Zwiſchen den Abgeordneten der beiden Parteien entſpann ſich die Erörterung über die ſchreienden Mißbräuche, welche ſich in das Fabrikweſen eingeſchlichen hatten, hauptſächlich aber über die Abfaſſung des Tarifs, und

ſo groß war die Mäßigung der Arbeiter, daß einzelne Verrichtungen, für welche man vor zwölf Tagen noch acht Sous bezahlt hatte, zu Gunſten der Fabrikanten um ein Achtel herabgeſetzt wurden. Der Tarif wurde von beiden Seiten unterzeichnet, man beauftragte den Rath der Sachverſtändigen, über die Einhaltung desſelben zu wachen, und ein Tag in der Woche wurde feſtgeſetzt, um die Klagen anzuhören, zu welchen etwaige Unehrlichkeit veranlaſſen könnte.

Bei dieſer großen Nachricht gerieth die Stadt Lyon in tiefe Bewegung. Die Arbeiter waren außer ſich vor Freude; ſie beleuchteten Abends ihre Häuſer und beurkundeten ihre Begeiſterung durch Tänze und Geſänge, welche ſich bis in die tiefe Nacht hinauszogen.

Im Uebrigen hatten ſie ſo wenig die Abſicht, dieſem erſten Erfolge weitern Nachdruck zu geben, daß ihre zweiundzwanzig Abgeordneten ihre Entlaſſung anboten. Aber Herr Bouvier-Dumolard forderte ſie dringend auf, dieſelbe zurückzunehmen, ſei es nun, daß er dem böſen Willen der Fabrikanten eine bleibende Schranke entgegenzuſtellen wünſchte, oder daß er ſich in Befürchtung einer bevorſtehenden Kataſtrophe in der arbeitenden Klaſſe ſelbſt Mittel des Einfluſſes erhalten wollte.

Dem ſei, wie ihm wolle, die Aufregung ging jetzt vom Lager der Arbeiter in das der Herren über. Es gab unter den Fabrikanten ehrliche und aufgeklärte Männer. Dieſe freuten ſich aufrichtig über den Tarif: ſie betrachteten ihn als einen nothwendigen, der Habgier einiger großen Spekulanten angelegten Zügel und als ein ſicheres Mittel, die unglückſeligen Bewegungen der Konkurrenz zu mäßigen. Aber dieſe Geſinnung hegte nur eine kleine Anzahl, und die Nachricht von der Feſtſetzung eines Tarifs war nicht ſobald bekannt geworden, als der Zorn des großen Haufens der Fabrikanten ſich in lautem Tadel und in Drohungen Luft machte. „Es iſt eine unerträgliche Tyrannei!“ riefen ſie aufbrauſend. „Man ſpricht von der Einwilligung unſerer Abgeordneten; aber ſie iſt ihnen durch die Furcht entriſſen worden. Von wem hatten überdies dieſe Abgeordneten ihre Vollmacht? Von einer Verſammlung, welcher beizuwohnen viele von uns ſich geweigert hatten. Was iſt dieſer Tarif, genau genommen, anders, als ein kecker Eingriff in die Freiheit der Uebereinkunft? Und wie ſtände es fortan um unſere Sicherheit, wenn es der Gewalt erlaubt wäre, in Sachen der Induſtrie einzuſchreiten und den ungeſtümen Forderungen der Arbeiter eine willfährige Unterſtützung zu leihen?“ So erhitzten ſie ſich gegenſeitig durch leidenſchaftliche Redensarten. Einige weigerten ſich, den Tarif einzuhalten: der Rath der Sachverſtändigen verurtheilte ſie. Die Erbitterung wurde von Tag zu Tag lebhafter. Endlich, am 10. November, verſammelten ſich vierhundert Fabrikanten und unterzeichneten eine Denkſchrift, worin ſie nach-

drücklich gegen den Tarif proteſtirten und ſich über die ungerechten Forderungen der Arbeiter beklagten, welche, behaupteten ſie, nur darum einen übertriebenen Lohn verlangen, weil ſie ſich künſtliche Bedürfniſſe geſchaffen haben. Drohende Gerüchte gingen jetzt in der Stadt herum; Herr Bouvier-Dumolard ſelbſt ließ ſich einſchüchtern, und am 17. November verlas man im Rathe der Sachverſtändigen einen Brief von ihm, worin geſagt war, da der Tarif niemals Geſetzeskraft gehabt habe, ſo ſei er für Niemanden bindend und könne höchſtens als eine Ehrenverpflichtung und als Grundlage für die Uebereinkömmniſſe zwiſchen dem Fabrikanten und dem Arbeiter betrachtet werden. Von einer andern Seite verbreitete man das Gerücht, der Handelsminiſter in Paris habe die Deputirten der Rhone zu ſich berufen und in ihrer Gegenwart ſowohl die Feſtſetzung des Tarifs als auch das Benehmen des Präfekten getadelt. Zu gleicher Zeit wandte man alle möglichen Mittel an, um die bürgerliche Behörde zu Maßregeln der Strenge zu veranlaſſen. Der Generallieutenant Roguet verlangte, das Geſetz über die Zuſammenrottungen ſolle angeſchlagen werden, um die Arbeiter an ähnlichen Kundgebungen ihres Willens, wie die vom 25. Oktober geweſen, zu verhindern. Das Linienmilitär blieb acht Tage in die Kaſernen konſignirt, und die Hälfte der Mannſchaft ſchlief in der vollen Uniform. Endlich wurden die Poſten verdoppelt durch Nationalgardiſten von der erſten Legion, welche ganz beſonders aus Fabrikanten beſtand.

Es brauchte nicht ſo viel, um die Arbeiter unruhig zu machen. Die Verletzungen des Tarifs wurden immer zahlreicher; der Rath der Sachverſtändigen nahm ſeine erſten Entſcheidungen zurück und weigerte ſich, die Wortbrüchigen zu beſtrafen: in dieſer äußerſten Noth beſchloſſen die unglücklichen Weber, eine Woche lang alle Arbeit einzuſtellen; ſie verabredeten, dieſe ganze Zeit über ruhig und anſtändig in der Stadt umherzugehen und alle diejenigen Fabrikanten, welche ſich edelmüthig und zur Gerechtigkeit geneigt erwieſen hatten, mit liebevoller Ehrerbietung zu grüßen.

Aber ſelbſt dieſe Mäßigung blähte den Stolz ihrer Gegner nur noch mehr auf. Hochmüthige Herausforderungen wurden an ſie gerichtet. Ein Fabrikant empfing eines Tages ſeine Arbeiter mit den Piſtolen auf dem Tiſche. Ein anderer ging ſo weit, zu äußern: „Wenn ſie kein Brot im Bauche haben, ſo wollen wir ihnen Bajonette hineinſtecken.“ Der Sturm nahte: er war unvermeidlich.

Sonntags, am 20. November, ſollte zum Empfange des Generals Ordonneau eine Revue der Nationalgarde auf dem Bellecourplatze ſtattfinden. Dieſe Revue führte alle Elemente der Zwietracht, welche ſich im Schooße der Lyoner Bevölkerung vorfanden, zuſammen und brachte ſie ſomit in Bewegung.

Nicht alle Nationalgardiſten in Lyon hatten damals dieſelbe Uniform. Die einen, d. h. die reicheren, hatten ſich unmittelbar nach der Julirevolution equipirt und trugen die Uniform der Reſtauration. Die andern, nämlich die ärmeren, d. h. die Werkmeiſter, trugen die durch das letzte Geſetz über die Nationalgarde vorgezeichnete Uniform. Dieſe Verſchiedenheit der Tracht führte von Seite der erſtern zu beſchimpfenden Bemerkungen. Die zweiten antworteten durch Drohungen.

Alles ſchien ſomit eine Schlacht für den folgenden Tag anzukündigen. Am Abend begegnete man auf den Straßen ſorgevollen oder Unglück weiſſagenden Geſichtern; man hätte ſagen können, der Haß liege in der Luft, welche jeder einathmete. Herr Bouvier=Dumolard wollte ſich in Begleitung der Maires, der Militärkommandanten und der Anführer der Nationalgarden zu dem General Roguet verfügen, um die geeigneten Maßregeln mit ihm zu beſprechen. Aber der Generallieutenant liebte, wie man geſehen hat, den Präfekten nicht; er weigerte ſich trocken, ihn zu empfangen. Beklagenswerthe Weigerung! In Geſellſchaften, wie die unſrige, können Tauſende von Menſchenleben von einem ſolchen Umſtande abhängen. In der Verſammlung, welche in Abweſenheit des Generallieutenants auf der Präfektur ſtattfand, wurde beſchloſſen, die fünf Thore, die von Lyon nach Croix=Rouſſe führen, ſollen mit Tagesanbruch beſetzt werden; ein Bataillon der Nationalgarden von Croix=Rouſſe und dreihundert Mann Linienmilitär ſollen ſich Morgens ſieben Uhr auf dem Platze dieſer Vorſtadt einfinden, um Zuſammenrottungen zu verhindern, und zur ſelben Stunde ſollen ſich vier Bataillone der Nationalgarde von Lyon und eines von Guillotière auf ihren betreffenden Plätzen verſammeln.

In Folge der Schwäche oder Verblendung der Behörden wurde keine von dieſen Verfügungen vollzogen. Der Maire von Croix=Rouſſe war in eine verhängnißvolle Sicherheit verſunken, und der General Roguet beantwortete die Mittheilung der von der Verſammlung getroffenen Maßregeln mit folgendem Billete:

„Herr Präfekt,

„Es war unnöthig, mir zu ſchreiben und mir eine Requiſition wegen der für den morgenden Tag zu treffenden Verfügungen zuzuſchicken; alles das, wovon Sie mir ſagen, war bereits zwiſchen den Herren Maires von Lyon, von Croix=Rouſſe und mir beſchloſſen. In dieſer Beziehung, ſo wie bei meinem deutlich ausgeſprochenen Entſchluß, die Ruhe in Lyon zu erhalten, können Sie ohne Sorgen ſein.“

Der Generallieutenant überließ ſich höchſt ſonderbaren Täuſchungen über ſeine Streitmittel. Die Lyoner Garniſon belief ſich nicht auf 3000 Mann; ſie beſtand aus dem 66ſten Linienregiment, drei Schwadronen Dragoner, einem Bataillon vom 13ten Regiment und einigen Bataillonen vom Geniecorps.

Ueberdies konnte man auf das 66ſte Linienregiment nicht rechnen: dasſelbe war nach der Julirevolution aus den Trümmern der königlichen Garde gebildet, welche unter Bürger gemiſcht waren, die gegen Karl X gefochten. Herr Bouvier=Dumolard hatte deshalb dringend an den Miniſter geſchrieben; aber der Miniſter, deſſen ganze Aufmerkſamkeit von Portefeuille= und Parlamentsintriguen in Anſpruch genommen war, hatte dieſe Vorſtellungen nicht beachten zu müſſen geglaubt, ſo wenig als diejenigen, welche die Mißhelligkeiten zwiſchen der militäriſchen und bürgerlichen Behörde betrafen. Dieſe Unvorſichtigkeit wurde leider von Andern gebüßt, als denen, die ſie verſchuldet hatten: nach dem Tag des 20. Novembers entſchliefen in Lyon Viele, für welche dieſe Nacht die letzte war!

Um den ſchrecklichen Kampf, der ſich entſpinnen ſollte, richtig zu begreifen, iſt eine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes nothwendig. Die Stadt Lyon dehnt ſich bekanntlich zwiſchen zwei Flüſſen hin, der Rhone, welche oſtwärts, und der Saone, welche weſtwärts ihren Lauf nimmt. Im Norden und auf einer Höhe, von wo aus man die Stadt Lyon beherrſcht, liegt die Stadt Croix=Rouſſe, beinahe ausſchließlich von Seidenarbeitern bewohnt. Zwiſchen Lyon und Croix=Rouſſe, auf einem erhabeneren Punkte, als Croix=Rouſſe ſelbſt, befindet ſich eine Hochebene, von wo aus zwei lange Straßen nach Lyon herab führen, die eine zur Linken, Grand'=Cote, die andere zur Rechten, der Karmeliterſteig genannt. Dieſe zwei Hauptſtraßen vereinigen ſich an ihrem untern Ende durch die Kapuzinerſtraße, wo die Fabrikanten wohnen, welche ſomit die Arbeiter über ihren Köpfen haben. Im Norden, auf dem weſtlichen Ufer der Rhone und die Seiten von Croix=Rouſſe entlang, ziehen ſich die Vorſtädte Saint=Clair und Breſſe hin. Im Oſten und im Süden ſind die Stadtviertel Broteaux und Guillotière, durch die Rhone von Lyon getrennt; im Weſten liegt die Vorſtadt Saint=Juſt, und im Süden zwiſchen den beiden Flüſſen die Halbinſel Perrache. Broteaux und Guillotière ſtehen mit Lyon durch drei über die Rhone geſchlagene Brücken in Verbindung, die Brücke Guillotière, die Brücke Morand und die Lafayette=Brücke.

Dieſe Topographie von Lyon kannte der Generallieutenant Roguet nur ſehr unvollkommen. Er befand ſich überdies unpäßlich, und es wäre ihm ſehr ſchwer geweſen, dem Aufſtand zuvorzukommen.

Montag den 21. November, Morgens von ſieben bis acht Uhr, verſammelten ſich die Seidenarbeiter, drei= bis vierhundert an Zahl, in Croix=Rouſſe. Sie hatten einen ihrer Anwälde (syndics) an ihrer Spitze und waren mit Stöcken bewaffnet. Ihr Zweck ging keineswegs dahin, den Fabrikanten eine Schlacht zu liefern. Sie wollten blos, daß bis zur Anerkennung des Tarifs keine Maſchine mehr gehe, und einige von ihnen liefen in den Werkſtätten umher, um diejenigen ihrer Kameraden, die noch arbeiteten, zum Aufbruch aus denſelben

zu veranlaſſen. Mittlerweile erſchienen fünfzig bis ſechszig Nationalgardiſten und rückten auf den Zuruf des kommandirenden Offiziers: „Freunde, wir müſſen dieſe Kanaille da wegfegen!“ mit gefälltem Bajonette vor. Empört ſtürzen ſich die Arbeiter ihnen entgegen, umzingeln das Peloton, entwaffnen die Einen und treiben die Andern in die Flucht. Bald wurden die Gruppen zahlreicher, aber noch hegten ſie keinen feindlichen Gedanken. Man ſprach blos davon, die friedliche Demonſtration vom 25. Oktober wieder zu beginnen. In dieſer Abſicht ſchickten ſich die Weber, die Arm in Arm und je vier und vier waren, an, die Grand'=Cote herabzugehen. Die Grenadiere der erſten Legion, welche hauptſächlich aus Fabrikanten beſtand, rückten der Kolonne entſchloſſen entgegen. Sie waren auf's Aeußerſte erbost und mehrere zogen Pakete mit Patronen aus den Taſchen, die man in den Reihen unter ſich vertheilte. Etwa in der Mitte der Grand'=Cote kamen die beiden Haufen einander gegenüber zu ſtehen; die Grenadiere gaben Feuer und acht Arbeiter fielen ſchwer verwundet. Alsbald weicht die Kolonne, zu welcher ſie gehörten, in Unordnung zurück, zieht ſich unter verzweiflungsvollem Geſchrei wieder die Grand'=Cote hinauf und breitet ſich gleich einem wüthenden Meere in Croix=Rouſſe aus. In einem Augenblicke erhebt ſich ein unermeßliches Geſchrei, jedes Haus ſpeit Kämpfer aus, bewaffnet mit Stöcken, Schaufeln, Gabeln; einige wenige hatten Flinten. Die Ungeſtümſten laufen von einer Seite auf die andere unter dem Rufe: „Zu den Waffen, man ermordet unſere Brüder!“ Barrikaden bilden ſich in allen Straßen, errichtet durch die Hand der Kinder und Frauen; zwei Kanonen, welche der Nationalgarde von Croix=Rouſſe gehören, ſind in der Gewalt der Empörer, welche unter Trommelgewirbel und eine ſchwarze Fahne mit den tiefen, rührenden, unheilverkündenden Worten „**Arbeitend leben oder kämpfend ſterben**!“ in den Lüften entfaltend, gegen Lyon hinabziehen. Es war etwa elf Uhr. Herr Bouvier=Dumolard hatte ſich auf das Stadthaus begeben, welches auf dem Terreaux=Platze nicht weit vom Kapuzinerviertel liegt. Ebendahin läßt ſich der Generallieutenant Roguet tragen, der vor Schmerzen nicht gehen kann. „General,“ ruft ihm der Präfekt mit Heftigkeit entgegen, „ich fordere Sie auf, Patronen austheilen zu laſſen.“ — „Sie haben mir nichts zu befehlen,“ antwortete der Graf Roguet, „ich weiß ſelbſt, was ich zu thun habe.“

Um halb zwölf Uhr wurden die Patronen ausgetheilt, und der Präfekt erſchien mit dem General Ordonneau an der Spitze einer aus Nationalgardiſten und Linientruppen beſtehenden Kolonne. Schon war am obern Ende von Grand'=Cote eine ſtarke Barrikade errichtet worden. Die von dem Präfekten und dem General Ordonneau befehligte Kolonne macht ſich auf, dieſen Steig hinan zu marſchiren, welcher ſehr ſteil und von Häuſern eingefaßt iſt, die ſich ſämmtlich in der Gewalt der Arbeiter befinden. Auf ein=

mal ergießt ſich ein Hagel von Ziegelplatten, Steinen und Kugeln über die Kolonne herab; der Präfekt wird von einem Kieſelſteine getroffen; mehrere Perſonen um ihn herum werden gleichfalls verwundet, und die Kolonne zieht ſich zurück. Die Nationalgarde von Croix=Rouſſe hat ſich den Arbeitern angeſchloſſen. Zwei Offiziere verlangen mit dem Präfekten zu unterhandeln. Er folgt ihnen, geht mit ihnen über die Barrikade und ſteigt auf den Balkon der Mairie von Croix=Rouſſe, um das tumultuariſch unter den Fenſtern zuſammengerottete Volk anzureden. Von Zeit zu Zeit werden ſeine Worte durch den furchtbaren, aus der Mitte der Gruppen heraufſteigenden Schrei „**Arbeit oder Tod!**“ unterbrochen.

So ſtanden die Sachen, und die Feindſeligkeiten ſchienen eingeſtellt, als das Flintenfeuer auf drei verſchiedenen Punkten von Neuem begann. Die Kanone donnerte. „Rache, Rache, wir ſind verrathen!“ riefen die Arbeiter. Jetzt umzingelte eine erbitterte Bande den Präfekten, entriß ihm ſeinen Degen und ſchleppte ihn mitten durch über ſein Haupt gezückte Säbel in ein Haus, wo er als Gefangener zurückgehalten wurde. Der General Ordonneau, welcher ſich ihm angeſchloſſen hatte, wurde gleichfalls ergriffen und zu dem Arbeiter Bernard geführt, der ihm das Leben rettete.

Während dieſer Zeit ſchlug man in verſchiedenen Theilen der Stadt den Generalmarſch. Die Quais, die öffentlichen Plätze, die Straßen bedeckten ſich mit Nationalgardiſten und Soldaten. Gleichwohl ſollte der Bürgerkrieg an dieſem Tage nicht ins Innere der Stadt dringen.

Eine Schwadron Dragoner, geſtützt auf die Artillerie der Nationalgarde, marſchirte mitten unter einem lebhaften Flintenfeuer die Karmeliterſtraße heran und pflanzte ſich auf der Ebene auf. Aber von den Dächern von Croix=Rouſſe herab ſchleuderten die Arbeiter ihre Geſchoſſe auf die Artilleriſten und die Reiter. Bald war der Boden mit Todten und Verwundeten überſäet. Gleichwohl währte der Kampf fort und das Bataillon Nationalgarde, das unter den Befehl des Herrn Prevoſt geſtellt war, leiſtete einen ſehr tapfern Widerſtand, als man ein Schreiben vom General Ordonneau brachte, das ihm befahl, ſich zurückzuziehen. Der Kommandant Prevoſt wußte nichts von der Gefangenſchaft des Generals: er gehorchte.

Während dieſer Zeit umgaben Bewaffnete Herrn Bouvier=Dumolard, der als Gefangener zurückgehalten wurde, und forderten ihn nachdrücklich auf, Befehle zur Ablieferung von vierzigtauſend Patronen für Flinten und fünfhundert Stückpatronen zu unterzeichnen. Er weigerte ſich, aber rings um ihn herrſchte eine furchtbare Aufregung. Man hatte vier Leichen unter ſeine Fenſter geworfen, und es war gerufen worden: „Da ſind vier Opfer; man braucht ein fünftes, um ſie zu rächen!“ Dieſe Worte drückten eine Geſinnung aus, welche nicht alle Arbeiter theilten. Mehrere unter ihnen und

namentlich Lacombe, einer ihrer Hauptanführer, umgaben den Präfekten mit zuvorkommender Artigkeit. Sie erboten ſich ſogar, ihn unter einer Verkleidung durch die Gärten hindurch entwiſchen zu laſſen. Ein ſolcher Verſuch wäre für ihn nicht ohne Gefahr und Schmach geweſen. Gegen Abend trat er vor die Arbeiter und ſagte zu ihnen: „Hört mich an: wenn ihr einen einzigen Augenblick glaubet, daß ich euere Intereſſen verrathen habe, ſo behaltet mich als Geißel da; aber wenn ihr mir nichts vorzuwerfen habt, ſo laßt mich zu meiner Verwaltung zurückkehren, und ihr ſollt ſehen, daß ich nicht aufhören werde, als guter Vater zu handeln.“ Gerührt durch dieſe Worte wollten die Einen, man ſolle ihm die Freiheit ſchenken, die Andern aber waren argwöhniſcher und ſträubten ſich gegen eine ſolche Großmuth als eine Unklugheit. Endlich gegen acht Uhr Abends wurde er freigelaſſen und ging nach Lyon hinab, mitten unter einem Volkshaufen, in welchem man das Wort Verrath murmelte, das übrigens von dem Rufe „Es lebe der Präfekt! Es lebe der Vater der Arbeiter!“ übertäubt wurde.

Herr Bouvier-Dumolard traf im Saale des Stadthauſes den Generallieutenant Roguet, welchem er die Hand reichte. Eine ehrliche, aber verſpätete und fruchtloſe Verſöhnung! Die Ebene war von den Artilleriſten und den Dragonern aufgegeben worden, man hörte nur noch von Zeit zu Zeit einige Flintenſchüſſe; aber der General Ordonneau, welcher ſeine Freiheit erſt in der Nacht wieder erlangen ſollte, befand ſich noch in der Gewalt der Aufrührer; und die Weber wachten bewaffnet in Croix-Rouſſe um Feuer herum, welche ſie angezündet hatten, während ſie ihre todten Brüder beweinten und für den folgenden Tag auf Rache ſannen.

Halten wir einen Augenblick inne, um eine der beklagenswertheſten Sonderbarkeiten dieſes Tages zu erwähnen. Man hat geſehen, welche Urſachen die Arbeiter zum Aufſtande getrieben hatten; keine politiſche Leidenſchaft hatte ihre Arme bewaffnet, und ſie begriffen um dieſe Zeit wenig davon, daß ihr Schickſal von einer gründlichen Aenderung der Regierungsformen abhängen könnte. Die Politiker ihrerſeits waren blos mit dem Wunſche beſchäftigt, die Gewalt zu ſtürzen, und dachten nicht daran, der geſellſchaftlichen Ordnung neue Grundlagen zu geben. Es fand alſo zwiſchen der arbeitenden Klaſſe und dem lebhafteſten, edelmüthigſten Theile der Bourgeoiſie kein wirkliches Band ſtatt. In Lyon, wie auf allen Punkten Frankreichs, gab es dazumal viele Republikaner, aber wenige wahre Demokraten. So geſchah es denn, daß mehrere Republikaner ſich gegen die Arbeiter bewaffneten. In Folge eines zwar entſchuldbaren aber unſeligen Irrthums glaubten ſie, es handle ſich darum, Lyon vor Plünderung zu retten, und beurkundeten viele Kraft und Tapferkeit in dem Kampfe. Mehrere wurden verwundet, andere getödtet, und unter dieſen Herr Schirmer, einer der ehrenwertheſten Fabri-

kanten Lyon's. Gleichwohl ſah man am Dienstag auch Republikaner ſich auf die Seite der Arbeiter ſtellen, ſo daß ſich alſo Männer, welche durch Ueberzeugung und Freundſchaft eng verbunden waren, ohne es zu wiſſen, die einen in dieſem, die andern im entgegengeſetzten Lager befanden. Mißverſtändniſſe, die nur gar zu häufig vorkommen und der Geſchichte der Bürgerkriege die ſchrecklichſten Epiſoden liefern!

Dienstag den 22. ließ der Generallieutenant Roguet eine Proklamation anſchlagen, die während der Nacht gedruckt worden war. Dieſe Proklamation hatte keine andere Wirkung, als daß ſie die Gemüther noch mehr erhitzte; ſie wurde überall mit Schimpf und Hohn zerriſſen. Die Glocke der St.-Paulskirche ertönte wie in den Tagen großen Unglücks, in allen Stadtvierteln wurde der Generalmarſch geſchlagen, und der Aufſtand begann von Neuem.

Das 40. Linienregiment war Nachts zwei Uhr von Trevour angekommen. Man detaſchirte einige Soldaten aus demſelben und beauftragte ſie, im Verein mit zwei Kompagnien des 13. Regiments den Karmeliterhügel hinaufzuziehen und ſich der Ebene von Croix-Rouſſe zu bemächtigen. Aber die Arbeiter aus der Straße Tholoſan und den umliegenden Straßen ſtürzten ſich wüthend dieſer Abtheilung entgegen und nöthigten ſie, das Gewehr zu ſtrecken. Somit waren die Wege, welche von Croix-Rouſſe nach Lyon führen, vollkommen frei: die unermeßliche Bevölkerung der Seidenarbeiter ſtürzt ſich auf die Stadt, überſchwemmt ſie von allen Seiten und verpflanzt auf die Quais, auf die öffentlichen Plätze, auf die Straßen, überallhin die Leidenſchaften, von denen ſie ſelbſt befeuert iſt. Aber ſchon hatte der Lärm der Sturmglocken, der Donner der Kanonen, der Pulverdampf, der jederzeit ſo anſteckende Anblick des Blutes allerwärts den Geiſt der Empörung verbreitet. Rings um die Stadt Lyon ſelbſt, in welcher der Kampf auf's Grimmigſte wüthete, ſah man beinahe im gleichen Augenblicke die Quartiere Broteaux, Quillotière und Saint-Juſt ſich erheben. Der Graf Roguet, welcher die arbeitende Bevölkerung von Broteaux verhindern wollte, ſich von der Morand- und Lafayettebrücke her auf Lyon zu ſtürzen, ließ auf der Brücke Saint-Clair eine Batterie aufpflanzen. Und während die Kugeln von der Rhone herüber dieſes unglückliche Quartier verwüſteten, gaben Fabrikanten von allen Fenſtern der Häuſer aus, welche den Rhonequai bedecken, fortwährend ein mörderiſches Feuer auf Broteaux. Im Uebrigen war der Kampf allgemein geworden. Die Stadt war mit Barrikaden bedeckt. Alle Poſten waren einer um den andern entwaffnet worden. In der Gallerie de l'Argue hatte ein Republikaner, Drigeard-Desgarnier unentgeltlich die Jagdflinten in ſeinem Magazin unter das Volk vertheilt, drei Waffenläden waren erſtürmt worden; ein Theil der Nationalgarde hatte ſich auf die Seite der Empörer geſtellt und ſie mit Patronen verſehen; endlich fochten die Arbeiter, welche den Kampf

mit Stöcken begonnen hatten, jetzt nur noch mit Flinten. Im Jardin des Plantes warf eine Handvoll Aufrührer mehrere Kompagnien zurück. Eine Bande Weiber und Kinder erstürmte die Kaſerne du Bon-Paſteur, und nur mit Mühe behaupteten ſich die Truppen in der Straße l'Annonciade, welche von dem Rouvilleplatze und dem Brunet'ſchen Hauſe beherrſcht war, deren ſich die Aufrührer bemeiſtert hatten.

Inzwiſchen marſchirte Lacombe, ein entſchloſſener und in den Vorſtädten ſehr einflußreicher Mann, an der Spitze einer zahlreichen, aus den Bewohnern von Saint-Georges beſtehenden Kolonne gegen die Lafayettebrücke. Ehe er dort ankam, ſchickte er Parlamentäre ab, die mit Flintenſchüſſen empfangen wurden. Er wollte eben angreifen, als man ihm meldete, die Linienſoldaten aus der Kaſerne der Karmeliter-Barfüßer drohen ſeinen Trupp von hinten zu faſſen. Alsbald ändert er ſeinen Plan, marſchirt auf die Kaſerne los, bemächtigt ſich ihrer und zieht nach dem Celeſtins-Platz, wo ſich bereits eine tumultariſche Zuſammenrottung gebildet hatte. Hier befand ſich ein unerſchrockener junger Mann, Michel-Ange Perier. Er trug die Julidekoration in ſeinem Knopfloche. Beim Anblick dieſes Zeichens, an welches ſich ſo viele Erinnerungen knüpften, umringt man Perier voll Begeiſterung umarmt ihn, und ein Arbeiter überreicht ihm einen Karabiner mit den Worten: „Sie haben im Juli für die Sache des Volkes gefochten, nun gut, Sie werden auch heute noch für dieſe Sache fechten." Michel-Ange Perier ergreift den Karabiner lebhaft und antwortet: „Ja, meine Freunde, auch heute werde ich die Sache des Volkes vertheidigen; ſie iſt die euere, ſie iſt die meinige, ſie iſt die Sache Aller. Es lebe die Republik!" — „Es lebe die Republik!" wiederholte kräftig eine Menge Stimmen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung nach dem Stadthauſe.

So hatte kraft der Natur der Dinge die Politik ihren Platz in dem Aufſtand eingenommen, der von dieſem Augenblicke an einen doppelten Charakter darbot. Aber um eine Regierung zu ſtürzen, welche ihre Wurzeln in der damals allmächtigen Bourgeoiſie beſaß, hätte es der Ideen bedurft, furchtbarerer Kriegsmaſchinen, als die Kanonen ſind.

In der Ecke der Rue Neuve angelangt, fand ſich die vom Celeſtins-Platze ausgezogene Kolonne einer Abtheilung Linienmilitär gegenüber, die auf dem Gipsplatze ſtationirt war. Der kürzeſte Weg, um nach dem Stadthauſe zu gelangen, war die Sirenenſtraße. Aber wenn man ſie einſchlug, war ein furchtbares Blutbad beinahe unvermeidlich. Michel-Ange Perier trat auf den Offizier zu, welcher die Abtheilung befehligte, wandte ſich dann zu den Seinigen zurück und forderte ſie, nachdem er auf eine Barrikade geſtiegen, dringend auf, ein unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Kolonne ſchlug ſofort die Rue Neuve ein und marſchirte nach dem Quai Retz. Aus allen Fenſtern regneten Kugeln auf ſie, Dragoner kamen im ſtärkſten

Galopp. Sie wurden mit Flintenſchüſſen empfangen; aber als die Kolonne ſich getheilt hatte, um ihnen einen Weg zu eröffnen, ſtürzten ſich mehrere von der Kolonne in Unordnung auf eine kleine, mit Bäumen bepflanzte und durch eine Bruſtwehr vom Quai getrennte Promenade. Auf dieſem Punkte und längs der ganzen Rhone hin kämpfte man mit der äußerſten Erbitterung. Von der Morandbrücke aus, wo er ſich aufgeſtellt hatte, ſtreckte ein Neger, Namens Stanislas, beinahe mit jedem Schuſſe einen Dragoner oder Artilleriſten nieder, und alsbald that ſich ſeine Freude in ausdrucksvollen Geberden und wilden Ausrufungen kund. Ein Schuß warf Michel=Ange Perier in dem Augenblicke zu Boden, wo er auf dem Quai, an einer Straßenecke, mit einem Knie zur Erde, auf einen Nationalgardiſten anlegte, der ſich an ein Fenſter aufgeſtellt hatte. Peclet, ſein Freund, erhielt zwei Kugeln in den Arm. Man trug ſie blutbedeckt weg. Der Aufſtand verlor in ihnen die einzigen Männer, welche ihm wenigſtens für einige Tage eine politiſche Richtung hätten geben können.

Im Uebrigen erklärte ſich der Sieg überall bereits für die Arbeiter. Die Mehrzahl der Nationalgardiſten, auf welche die Fabrikanten gerechnet hatten, zog ſich muthlos und voll Beſtürzung zurück. Die Linienſoldaten ſetzten den Aufrührern einen ſchwachen, unentſchiedenen Widerſtand entgegen. Noch ganz voll von den Erinnerungen von 1830, wandten ſie gegen die Liberalen die Lehren an, welche die Liberalen ihnen ertheilt hatten. Man hatte 1830 den Soldaten geſagt, Bürgerblutvergießen ſei das größte der Verbrechen; man hatte den Abfall des fünfzigſten Linienregiments am 29. Juli mit Jubelruf begrüßt. Konnten die Soldaten im Jahre 1831 dies alles vergeſſen haben? Sie dachten, wenn das Pariſer Volk 1830 Recht gehabt habe, für die Aufrechthaltung einer Charte aufzuſtehen, die ihm keine Vortheile brachte, ſo habe das Lyoner Volk noch weit mehr Recht, 1831 für die Feſthaltung eines Tarifs aufzuſtehen, der es vor dem Hungertode ſchützte. Auch fand die Sache der Arbeiter bei den Truppen ſelbſt eine geheime Sympathie, welche den Sieg des Aufſtandes begünſtigte.

Abends ſieben Uhr war alles zu Ende. Als ſich der Kapitän Pelour in dem Serin'ſchen Pulvermagazin, welches er den ganzen Tag hindurch mittelſt zweier Kanonen vertheidigt hatte, nicht mehr behaupten konnte, vernagelte er ſeine beiden Geſchütze, ließ einen großen Vorrath Pulver in die Saone werfen und trat den Rückzug an. Endlich, beim Hereinbrechen der Nacht, ſahen ſich die Truppen auf den Terreaux=Platz zurückgedrängt, und die Behörde hielt in ganz Lyon nur noch einen einzigen Punkt inne, wo man ſie von allen Seiten umzingelte, das Stadthaus. In dieſer Noth hielten der Graf Roguet, der Präfekt und die Repräſentanten der Lyoner Munizipalität Rath. Der Rückzug wurde beſchloſſen. Es war Mitternacht.

Man hörte noch das Gebrülle der empörten Stadt und auf verſchiedenen Punkten ſah man die Wachthäuſer und die Zollgebäude, die man während des Kampfes angezündet hatte, in der Finſterniß vollends verbrennen. Man faßte folgende Erklärung ab:

„Heute, den zweiundzwanzigſten November Eintauſend achthundert und einunddreißig, um Mitternacht,

„Die unterzeichneten, im Stadthauſe verſammelten Behörden; der Generallieutenant Graf Roguet, Oberbefehlshaber der ſiebzehnten und neunzehnten Militärdiviſion; von Fleury, Maréchal-de-camp vom Genie; Vicomte von Saint-Geniès, Maréchal-de-camp, Befehlshaber des Rhonedepartements; Bouvier-Dumolard, Staatsrath, Präfekt der Rhone; Duplan, Generalprokurator beim königl. Gerichtshof; von Boiſſet, erſter Adjunkt, Mairesfunktionen verſehend; Gros, Adjunkt der Mairie; Gautier, Munizipalrath, die Funktionen eines Adjunkten verſehend;

„In Betracht, daß nach zweitägigen hartnäckigen Kämpfen, in welchen unglücklicherweiſe allzu viel franzöſiſches Blut gefloſſen iſt, die Linientruppen auf das Stadthaus zurückgedrängt und daſelbſt von einer unermeßlichen bewaffneten Menge umzingelt ſind; daß dieſe Truppen, erſchöpft, durch bedeutende Verluſte hart mitgenommen, entblößt von Kriegsbedarf und Lebensmitteln, welche ihnen zu verſchaffen unmöglich geworden iſt, nach der Erklärung ihrer Anführer geneigt ſcheinen, einen nutzloſen Widerſtand nicht fortzuſetzen; daß ſogar mehrere bedeutende Poſten in die Reihen der Angreifer übergetreten ſind;

„Daß von der fünfzehntauſend Mann ſtarken Nationalgarde nur noch hundert ſich unter den Waffen befinden; daß in dieſer äußerſten Lage die Herren Generale einſtimmig anerkennen, daß ſie es vergebens verſuchen würden, die Vertheidigung des Stadthauſes fortzuſetzen;

„Daß die Verlängerung dieſer Vertheidigung zur unausbleiblichen Folge haben würde, die Angreifer auf das Aeußerſte zu erbittern und die Belagerten, ſowie die ganze Stadt den beklagenswertheſten Unfällen auszuſetzen;

„Nach reiflicher Ueberlegung in mehreren Sitzungen erkennen einſtimmig an,

„Daß, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun und die Plünderung der Stadt zu verhüten, der einzige Entſchluß, welchen ſie unter dieſen peinlichen Umſtänden faſſen können, der iſt, die Stellung des Stadthauſes zu verlaſſen, um eine vortheilhaftere außerhalb der Mauern einzunehmen, in der Art, daß Verbindungen mit den Lokalbehörden beibehalten bleiben; die Verſammlung ſpricht gleichfalls einſtimmig den Wunſch aus, daß der Herr Präfekt auf ſeinem Poſten bleibe.

„So geſchehen in der Sitzung auf dem Stadthauſe, in doppelter Originalurkunde.

„Unterzeichnet: **Dumolard, Graf Roguet, Vicomte Saint-Geniès, Fleury, Duplan, Boiſſet, Gros, Gautier.**“

Man gab alſo das Zeichen zum Rückzuge. Der General Roguet, welcher ſehr leidend war, mußte auf ſein Pferd gehoben werden. Die Truppen, die er befehligte, beſtanden aus dem 66. und mehreren Bataillonen des 40. und 13. Linienregiments. Ihnen folgten einige Abtheilungen Nationalgarden, welche Kanonen nachſchleppten. Ein Poſten von Arbeitern hatte ſich auf der Barriere Saint-Clair, auf dem Wege der im Rückzuge begriffenen Truppen aufgeſtellt. Als der General Roguet ſich dieſer Barriere näherte und die erſten Kugeln pfeifen hörte, ſagte er zu ſeiner Umgebung: „Jetzt athme ich wieder, der Pulvergeruch ruft mich ins Leben zurück; es iſt mir hier wohler als in den Sälen des Stadthauſes.“ Sofort gab er Befehl, die Barrikaden mit Kanonen einzuſchießen. Die Nacht war heiter, und das Eiſen der Bajonette funkelte im Mondſchein. Alle Glocken läuteten. Der Ruf „Zu den Waffen!“ die Vorſtädte entlang von Mund zu Mund wiederholt, verſetzte auf einmal Alles in die wildeſte Gährung. Die Fenſter füllten ſich mit Empörern. Genöthigt, unter dem Feuer der Angreifer über unzählige Barrikaden zu klettern, welche die Artillerie nicht über den Haufen zu werfen vermochte, kamen die Truppen endlich, tief niedergeſchlagen, keuchend, ihre Kanonen nachſchleppend und ihre Verwundeten tragend, in Monteſſuy an. Der General Fleury hatte eine Kugel erhalten und ſeinen Adjutanten tödtlich zu ſeinen Füßen zuſammenſinken geſehen. Der Kampf war blutig in dieſer Vorſtadt; aber der Bürgerkrieg hatte hier ſeine letzten Opfer getroffen und ſeinen letzten Schrei ausgeſtoßen.

Inzwiſchen zögerte und zagte die Behörde, welche ihren Sitz auf dem Stadthauſe hatte, voll Schreck. Um das Quartier des Terreaux erhob ſich ein ſtürmiſcher Lärm. Der Präfekt und die Mitglieder der Lyoner Munizipalität beſchloſſen, ſich gleichfalls zurückzuziehen und ins Hotel der Präfektur zu begeben, wo ſie folgende Erklärung abfaßten, welche niemals veröffentlicht worden iſt und gleichſam als das Teſtament der im Todeskampf begriffenen Gewalt betrachtet werden kann:

„Heute, Mittwoch, den dreiundzwanzigſten November Tauſend achthundert einunddreißig, Morgens zwei Uhr;

„Wir Unterzeichnete, verſammelt im Hotel der Präfektur, erklären und verbürgen folgende Thatſachen:

1) „daß in Folge der unſeligen Ereigniſſe, welche am einundzwanzigſten und zweiundzwanzigſten dieſes Monats in der Stadt vorgefallen, ſämmtliche

Truppen jeder Waffe, desgleichen die Gendarmerie und die Nationalgarde unter dem Befehl der Generallieutenants Grafen Roguet genöthigt worden ſind, zur Vermeidung des Blutvergießens und der Schrecken des Bürgerkriegs um zwei Uhr das Stadthaus, das Arſenal und das Pulvermagazin, Stellungen, welche ſie noch inne hatten, zu räumen und ſich durch die Vorſtadt Saint-Clair außerhalb der Stadt zurückziehen;

„2) daß wir Untenbenannte auf gleiche Weiſe gezwungen worden ſind, den Poſten des Stadthauſes durch die Truppen des Aufſtandes beſetzen zu laſſen, welche auf allen Punkten waren;

„3) daß in dieſem Augenblick die vollſtändigſte Desorganiſation in der Stadt vorwaltet, daß der Aufſtand alle Gewalten beherrſcht und daß die Geſetze, die Behörden ohne Macht ſind.

„So geſchehen im Hotel der Präfektur, zur oben bezeichneten Stunde, Tag und Jahr.

„Unterzeichnet: **Dumolard, Boiſſet, E. Gautier, Duplan.**"

Die Unterzeichner dieſer traurigen Erklärung hatten nicht ſo bald das Stadthaus verlaſſen, als ſich die Empörer in demſelben einſtellten. Die Thore wurden ihnen von dem Schauſpieler Queriau geöffnet, und einige Abenteurer ſetzten ſich nunmehr mit einigen Sektionsführern unter dem Titel, proviſoriſcher Generalſtab, hier feſt. Die Regierung von Lyon war in dieſem Augenblick getheilt zwiſchen Lachapelle, Frederic, Charpentier, Anführern der Arbeiter, und Perenon, Roſſet, Garnier, Dervieux, Filhol, Männern, welche die arbeitende Bevölkerung nicht kannte, die aber unter dem ſiegenden Volke die Stelle einnahmen, welche in den Tagen der Unruhe immer den Kühnen angehört.

Was wollte dieſe Regierung des Aufſtandes beginnen? Lachapelle, Frederic und Charpentier hatten in dem Kampfe nur eine Tariffrage geſehen. Perenon, Roſſet, Garnier, Dervieux, Filhol ihrerſeits hatten nur eine ſtarke politiſche Erſchütterung darin erblickt. Erſtere wollten, daß das materielle Schickſal des Volkes verbeſſert werde; letztere, daß die Monarchie der Republik Platz mache. Ueber den Einfluß, welchen die Aenderung der Gewalt auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ausüben kann, hatte ſich damals Niemand Gedanken gemacht. Perenon gehörte ſeinem Glaubensbekenntniſſe nach der Sache des Prinzips an, welches im Juli 1830 erlegen war. Roſſet war ein Greis, welchem die Gewohnheit des Verſchwörens eine Art fieberhafter Energie gegeben, die das Alter nicht zu ſchwächen vermocht hatte. Garnier hatte keine politiſche Religion. Dervieux und Filhol waren Sprudelköpfe ohne weitere Bedeutung. Gleichwohl hatte das Schickſal in dieſe Hände den weiteren Verlauf des Lyoner Aufſtandes gelegt.

Das Volk, für welches das Gehorchen die ſtärkſte aller Nothwendig-

keiten iſt, das Volk war im höchſten Grade verblüfft, als es ſich ohne Herren ſah. Es bangte ihm vor ſeiner eigenen Souveränetät, und es ſann fortan nur noch darauf, diejenigen, die es zu Boden geworfen, wieder aufzurichten, um ihnen eine Gewalt zurückzugeben, deren Laſt es nicht zu tragen vermochte.

Der Adjunkt des Maire, Herr Boiſſet, war frühzeitig nach dem Stadthauſe zurückgekehrt, Herr Gautier und der Zentralkommiſſär, Herr Prat, ſtellten ſich gleichfalls in Bälde wieder daſelbſt ein. Herr Bouvier-Dumolard ſeinerſeits begriff, daß er den Arbeitern die Früchte ihres Sieges am leichteſten entreißen könne, wenn er ſie ſelbſt allda verwende. Er ließ mitten in der Nacht Lacombe ſuchen. Im Augenblick, wo der Abgeſandte des Präfekten ankam, befand ſich Lacombe an der Spitze einer Bande von Bewaffneten und belagerte das Arſenal. Er antwortete, er werde nicht auf die Präfektur gehen, bis er den Poſten genommen, und er hielt Wort. Herr Bouvier-Dumolard empfing dieſen Inſurgentenführer mit großen Beweiſen von Achtung und Vertrauen; er ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, und es wurde ihm nicht ſchwer, das Uebergewicht über ihn zu erlangen, welches die Gewohnheit des Herrſchens und der Nimbus der, wenn auch überwundenen Gewalt über ein zum Gehorſam zugerichtetes Gemüth verleiht. Lacombe wurde vom Präfekten zum Gouverneur des Stadthauſes ernannt, und berauſcht von ſeiner neuen Größe begab er ſich dahin, nicht um den Aufſtand zu leiten, ſondern um ihn in Schranken zu halten.

Von Seiten Lachapelle's, Frederic's und Charpentier's konnte der Widerſtand nicht ſehr lebhaft ſein; aber Perenon und Garnier waren nicht geneigt, die Gewalt aus den Händen zu geben, welche ſie vom Zufall und von ihrer Kühnheit empfangen hatten. Sie verfaßten und veröffentlichten, mit Zuſtimmung von Roſſet, Dervieux und Filhol, eine heftige Proklamation, welche aber die Spuren der legitimiſtiſchen Anſichten Perenon's trug; ſie wurde an allen Straßenecken angeſchlagen. Um ihr mehr Gewicht zu geben, hatten die Verfaſſer die von der arbeitenden Bevölkerung gekannten und geliebten Namen: Lacombe, Lachapelle, Frederic, Charpentier unter dieſelbe geſetzt.

Roſſet ſeinerſeits ſtürmte zu Herrn Dumolard und forderte ihn entſchloſſen auf, ihm die Gewalt zu übergeben. Aber Herr Dumolard hatte ſich bereits mit den einflußreichſten Arbeitern verſtändigt; er hatte das Gepräge dieſer ungebildeten Geiſter kennen gelernt und er wußte ſchon, wie weit bei einem lange Zeit geknechteten Geſchlechte der Taumel und die Verlegenheit des Sieges gehen kann. Er antwortete mit Feſtigkeit.

Gleichwohl bedrohten noch ſchwerere Gefahren ſeine Gewalt. Männer mit zerriſſenen Kleidern und flammenden Augen ſtürmten auf das Hotel

der Präfektur zu. Sie treten ein und dringen, den Hut auf dem Kopfe und die Flinte in der Hand, in die Zimmer des Präfekten. Sie brachten die von Perenon verfaßte Proklamation mit und verlangten unter Drohungen die Entwaffnung der erſten Legion. Herr Dumolard zeigte viel Feſtigkeit und umgab ſich ſogleich mit den einflußreichen Arbeitern, die er ſchon am Morgen zuſammenberufen hatte. Und nun gelang ihm das Kunſtſtück, in einer zugleich heftigen und pathetiſchen Rede ſie, die natürlichen Anführer eines ſiegreichen und noch knirſchenden Heeres von Proletariern, zu überreden, daß politiſche Inſtitutionen, unter deren Herrſchaft ſie nichts gegen den Hunger ſchützte, gleichwohl alle ihre Ehrfurcht und alle ihre Liebe verdienen. Sie glaubten es ohne Zweifel, denn ſie unterzeichneten in demſelben Augenblick folgende Proteſtation, ein unvergängliches Zeugniß der Unvorſichtigkeit und des gedankenloſen Leichtſinnes der Völker:

„Lyoner!

„Wir unterzeichnete Sektionsführer proteſtiren alle laut gegen das die Verkennung der geſetzlichen Gewalt bezweckende Plakat, welches ſoeben mit den Unterſchriften: Lacombe, Syndikus; Charpentier, Frederic, Lachapelle veröffentlicht und angeſchlagen worden iſt.

„Wir laden alle wohldenkenden Arbeiter ein, ſich an uns anzuſchließen, desgleichen alle Klaſſen der Geſellſchaft, welchen es um den Frieden und die Einigkeit zu thun iſt, die zwiſchen allen ächten Franzoſen ſtattfinden ſoll.

„Lyon, den 23. November 1831.

„Unterzeichnet: **Noverdino, Bouvery, Falconnet, Blanchet, Berthelier, Biollay, Carrier, Bonard, Labory, Bret, B. Jacob, Charnier, Riel, Buffard, Pigaud, Farget.**“

Die Bemühungen des Präfekten wurden überdies kräftig unterſtützt durch die Wirkſamkeit der Munizipalbehörde. Die Herren Boiſſet und Gautier hatten ſich frühzeitig im Stadthauſe feſtgeſetzt, um daſelbſt allmälig ihrem Einfluſſe Geltung zu verſchaffen. Gewandte Höflinge einer Souveränetät, welcher ſie blos ſchmeichelten, um ſie zu vernichten, fraterniſirten ſie mit den Arbeitern und boten alles auf, um die Politiker, welche Antheil an der inſurrektionellen Gewalt verlangten, ihrem Argwohne zu bezeichnen. Sie ſagten, es ſei wenigſtens ſonderbar, daß Perenon und ſeine Mitſchuldigen unter eine aufrühreriſche Proteſtation die Unterſchrift wackerer, gutdenkender Arbeiter geſetzt haben, welchen man dadurch in einem ſelbſtſüchtigen Intereſſe einen brandmarkenden Tadel und vielleicht unerbittliche Rache zuziehe; es ſei dies zugleich eine Fälſchung und ein Verrath, und die Unterzeichner ſeien es ſich ſelbſt ſchuldig, nachdrücklich zu proteſtiren.

Aufgeregt durch ſolche Reden beklagten ſich Lacombe, Frederic, Char-

pentier und Lachapelle wirklich mit vieler Bitterkeit über den Gebrauch, den man von ihren Namen gemacht habe, und ſtürmiſche Debatten erhoben ſich im Stadthauſe. Gegen das Ende des Tages herrſchte überall eine ſchreckliche Unordnung. Roſſet, welcher ſich entfernt hatte, um Anhänger zu ſuchen, erſcheint auf einmal an der Spitze einer Bande von Bewaffneten. Er bricht in Drohungen gegen die alte Munizipalbehörde aus, welche in dieſem Augenblick Herr Etienne Gautier allein vertrat. Sodann wendet er ſich an die Häupter der Arbeiter und macht ihnen Vorwürfe, daß ſie die Sache des Volkes, die ihnen anvertraut geweſen, preisgeben. „Der Maire und der Präfekt ſind nichts mehr!" ruft jetzt Dervieux: „das Volk allein gebietet heute: es hat das Recht, ſeine Führer zu wählen." Auf einem Lehnſtuhl ſtehend, ſuchte Herr Etienne Gautier dieſe tumultuariſche Szene zu beherrſchen und beſchwor die Menge, der geſetzlichen Behörde treu zu bleiben, als Filhol ſich mit flammendem Geſichte und einer Piſtole in der Hand vorſtürzt und Lacombe über den Haufen zu ſchießen droht. Der Augenblick war entſcheidend, aber die Leute, die nach der Ehre trachteten, die politiſche Bewegung zu leiten, beſaßen weder Feſtigkeit noch Intelligenz genug, um dieſe Rolle zu ſpielen. Den Arbeitern nicht genau bekannt, ſprachen ſie eine neue Sprache, welche vielleicht ihre Heftigkeit, aber auch nur dieſe der Menge hätte annehmlich machen können, wenn man nicht gewandter Weiſe durch die Führer des Aufſtandes ſelbſt eine Menge Vorurtheile unter derſelben verbreitet hätte. Roſſet, Filhol und Dervieux ſcheiterten alſo gänzlich in ihren Bemühungen. Sie zogen ſich voll Wuth zurück, und Dervieux ſagte, als er das Stadthaus verließ, bitter zu der Menge: „Unglückliche! Ihr wollt nicht auf uns hören, ihr werdet es bereuen: aber dann wird es zu ſpät ſein!" Ein Tag hatte genügt, um das ſiegreiche Volk unter den Einfluß der Führer der beſiegten Bourgeoiſie zurückzuführen.

Nie war übrigens die Stadt Lyon beſſer bewacht geweſen, als an dieſem ſtaunenswürdigen Tag, welcher ſich der dreiundzwanzigſte November ſchrieb. Der erſte Gedanke der Arbeiter, als ſie ſich der Stadt bemächtigt, war, daß ſie ſich in die reichſten Quartiere vertheilten, um daſelbſt die Ordnung aufrecht zu erhalten und für den Schutz des Eigenthums zu ſorgen. Man ſah zerlumpte Menſchen das Gewehr im Arm und mit unruhiger Thätigkeit vor den Thoren des Münzgebäudes und der Generaleinnehmerei wachen; man ſah arme Arbeiter um die Häuſer herum Schildwache ſtehen, aus welchen die Fabrikanten herausgekommen waren, um ſie zuſammenzuſchießen. Mit einer ſehr merkwürdigen, wahrhaft raffinirten Großmuth umgaben die Sieger die reichen Hotels derjenigen Fabrikanten, welche ſich am unbarmherzigſten erwieſen hatten, mit einem ganz beſonderen Schutze. Doch zündete man vor dem Café de la Perle und vor dem Hauſe Oriol, aus welchen

die Fabrikanten am 22. November den ganzen Tag auf das Quartier des Broteaux geſchoſſen hatten, ein großes Feuer an. Die Geräthſchaften und die Waaren, welche ſich in dieſen Häuſern vorfanden, wurden in die Flammen geworfen, und darauf beſchränkten ſich die Thaten der Volksrache. Aber entwendet wurde nichts, und das Volk erſchoß auf dem Platze zwei Männer, welche mit Paketen unter dem Arme flohen. Diejenigen Arbeiter, welche den Tag nicht damit zubrachten, das Eigenthum der Fabrikanten zu bewachen, ließen ſich's angelegen ſein, die blutigen Spuren des Kampfes zu verwiſchen. Die einen verrichteten Krankenwärterdienſte in den Sälen des Stadthauſes, wo Lazarethe errichtet worden waren; die anderen beſchäftigten ſich damit, Tragbahren zu verfertigen und die Verwundeten in's Hotel-Dieu zu ſchaffen, wo ſich bald ihrer dreihundert beiſammenfanden; andere endlich liefen in der Stadt umher, um die Leichen ihrer verſchwundenen Freunde zu ſuchen. Ein qualvolles und für Viele nutzloſes Geſchäft, denn eine große Menge Opfer war in die beiden Flüſſe geworfen worden!

Während die Arbeiter ſich dieſen frommen Pflichten widmeten, dachten die Bürger, welche ſich nach und nach von ihrer Betäubung erholten, auf den folgenden Tag und ergriffen ihre Maßregeln. Als Arbeiter verkleidet, miſchten ſie ſich, nachdem die Nacht hereingebrochen war, unter alle Poſten, ſo daß die alten Behörden ſich nur noch zu zeigen brauchten, um Anerkennung und Gehorſam zu finden. Abends bei Fackelſchein zog Herr Dumolard wirklich vom Hotel der Präfektur aus. Begleitet von einigen treu ergebenen Männern, beſuchte er nach einander alle Poſten. Ueberall, wo er Halt machte, geſellten ſich Bürger im Kamiſol und mit Mützen zu ſeinem Geleite, das ſich nahezu an ſechshundert Menſchen belief, als er auf das Stadthaus kam.

Von dieſem Augenblicke an erhielten die alten, dieſer kranken und unfähigen Geſellſchaft aufgelegten Formen ihre ganze Herrſchaft wieder. Nichtsdeſtoweniger fuhr die Behörde fort, ſich einige Arbeiter beizugeſellen, und unter anderen einen Drahtmacher, Namens Buiſſon: man mußte dem Volke einige Tage lang Kurzweil bereiten. Es wurde auch eine Subſkription zu Gunſten der Arbeiter eröffnet, und einige hochgeſtellte Männer unterzeichneten ſich für ſtarke Summen, welche niemals bezahlt werden ſollten.

Endlich, am 3. Dezember, verkündete eine Proklamation der Mairie die Ankunft des Kronprinzen und des Marſchalls Soult. Sie zogen durch die Vorſtadt Vaiſe an der Spitze einer zahlreichen Armee, welche in furchtbarer Haltung, unter Trommelgewirbel und mit brennenden Lunten, heranmarſchirte, in Lyon ein. Der Marſchall Soult hatte im Lager zu Reilleur, wo der General Roguet ihn erwartete, die Truppen getroffen, die beim Ausbruch der Empörung in Lyon gelegen waren. Miniſter Ludwig Philipps, welcher König geworden, weil 1830 die Truppen Karls X ſich geweigert

hatten, auf das Volk zu ſchießen, warf der Marſchall Soult den Soldaten des Generals Roguet in harten Ausdrücken vor, daß ſie nicht mehr Ernſt bei ihrem Widerſtande beurkundet. Die Soldaten hörten ihn mit Verwunderung an.

In Lyon entwickelte er eine noch drohendere Strenge. Die Arbeiter wurden entwaffnet, die Nationalgarde verabſchiedet, die Stadt Lyon als eroberte Stadt behandelt. Und gleich als wollte man das Volk recht ſchmerzlich fühlen laſſen, wie ſehr man ſeine lobenswerthe Großmuth und das Verdienſtliche ſeiner freiwilligen Abdankung verkenne, legte man eine Beſatzung von 20,000 Mann nach Lyon und umgab Croix-Rouſſe allmälig mit einem Gürtel von Veſten, die dicht mit Kanonen bepflanzt wurden.

Es war kein Grund zur Einhaltung des Tarifs mehr vorhanden. Nicht zufrieden, ihm ihre Genehmigung zu verweigern, entſetzte die Regierung Herrn Dumolard wegen des Antheils, den er an dieſem Akte der Gerechtigkeit gehabt, und vergaß alſo die unbeſtreitbaren Dienſte, welche dieſer Präfekt der Sache des Königs geleiſtet hatte. Herr Dumolard war krank, als der Kronprinz ſeinen Einzug in Lyon hielt. Am 6. Dezember wurde ihm durch den Marſchall Soult zu wiſſen gethan, daß er die Stadt zu verlaſſen habe, wenn er ſich auch nur auf zwei Meilen entferne, um anderswo einen beſſern Geſundheitszuſtand abzuwarten. Er entfernte ſich alſo aus dieſer Stadt, welche er der königlichen Gewalt gerettet hatte, vertrieben gleich einem Uebelthäter, krank am Körper, im Innerſten ſeiner Seele verletzt, in einer rauhen Jahrszeit und, wie er ſelbſt geſchrieben hat, eine beſtürzte Familie, beſtehend aus drei Generationen von Frauen, worunter eine Mutter von 82 Jahren und kleine Kinder, im Jammer zurücklaſſend. Er hatte an der Feſtſetzung des Tarifs Theil genommen!

Die Nachricht vom Aufſtande in Lyon hatte ſich ſchnell über ganz Frankreich verbreitet und erfüllte das Land mit Traurigkeit und Angſt. Wirklich hatten ſich die Arbeiter dieſer Stadt weder im Namen Heinrichs V oder Napoleons II, noch auf die Rechnung der Republik empört. Der Charakter und die Bedeutung des Aufſtandes war diesmal ein ganz anderer, weit furchtbarerer. Es war die blutige Nachweiſung der ökonomiſchen Fehler des 1789 gegründeten induſtriellen Syſtems; es war die Enthüllung der ganzen Feigheit und Heuchelei, welche dieſer angeblichen Freiheit der Uebereinkunft zu Grunde liegt, die den Armen auf Gnade und Ungnade in die Hände des Reichen gibt und der Habgier, welche zu warten weiß, einen leichten Sieg über den Hunger verſpricht, welcher nicht wartet. Arbeitend leben oder kämpfend ſterben! Nie war eine herzzerreißendere und furchtbarere Deviſe am Vorabend des Kampfes auf eine Fahne geſchrieben worden; ſie zeigte im Aufſtande der unglücklichen Arbeiter von Croix-Rouſſe

einen wahren Sklavenkrieg, und aus der Macht, welche dieſe Sklaven der modernen Zeiten entwickelt hatten, Sklaven, welchen jedoch ein Spartakus gefehlt, konnte man leicht ahnen, welche Stürme das neunzehnte Jahrhundert in ſeinem Schooße trug.

Nun gut, ſo groß war die Verblendung, ſo groß die Unwiſſenheit der Menſchen, welche damals an die Spitze der Gewalt geſtellt waren, daß die Nachricht, der Aufſtand ſei nicht politiſcher Natur, ihnen Beruhigung und Befriedigung gewährte. „Es iſt nichts,“ riefen ſämmtliche Organe der Regierung um die Wette, „es iſt ein einfacher Streit zwiſchen den Fabrikanten und den Arbeitern.“ Und im Journal des Debats ſtanden die barbariſchen Worte zu leſen: „Des Friedens nach außen verſichert, umgeben von einer gewaltigen Armee, welche ſich unter der dreifarbigen Fahne vereinigt hat, kann die Regierung keine anderen Folgen der Empörung fürchten, als das Unglück von Einzelnen, das allerdings ſehr hart ſein mag, aber durch die Strenge der geſetzlichen Züchtigung abgekürzt und vermindert werden wird.“

Herr Caſimir Perier ſeinerſeits erklärte, als er der Kammer über ſo großes Unglück Bericht abſtattete, „die Ereigniſſe ſeien ernſter Art, aber die von der Regierung getroffenen Maßregeln entſprechen denſelben durch ihre Kraft, ihre Schnelligkeit und ihr harmoniſches Zuſammenwirken.“ *)

Was die Kammer betrifft, ſo glaubte ſie, zur Heilung des unermeßlichen Uebels, deſſen Symptom der Lyoner Aufſtand war, genug zu thun, indem ſie dem König auf den Antrag des Herrn Auguſtin Giraud folgende Adreſſe überreichte:

„Sire, wir haben mit Dank, zugleich aber mit Schmerz die offenen und vollſtändigen Mittheilungen vernommen, welche die Miniſter Ew. Majeſtät uns über die in der Stadt Lyon ausgebrochenen Unruhen gemacht haben. Wir preiſen den patriotiſchen Hochſinn, der den Prinzen, Ihren Sohn, veranlaßt hat, in der Mitte der Franzoſen, deren Blut fließt, zu erſcheinen, um weiterem Vergießen deſſelben Einhalt zu thun. Wir halten es für unſere angelegentliche Pflicht, Ew. Majeſtät den einſtimmigen Wunſch der Deputirten Frankreichs vorzutragen, daß die Regierung dieſen beklagenswerthen Exzeſſen die ganze Macht der Geſetze entgegenſtelle. Die Sicherheit der Perſonen iſt frevleriſch angegriffen, das Eigenthum iſt in ſeinem Prinzip gefährdet, die Freiheit der Induſtrie iſt mit Vernichtung bedroht, die Stimme der Obrigkeiten iſt nicht gehört worden. Dieſen Unordnungen muß ein ſchnelles Ende gemacht, ſolche Attentate müſſen mit kräftiger Hand niedergedrückt werden. Ganz Frankreich leidet durch dieſen Frevel, welcher in

*) Sitzung vom 25. November 1831.

der Perſon einiger Bürger gegen die Rechte Aller begangen worden iſt: es ſchuldet ihnen einen mächtigen, glänzenden Schutz. Die von der Regierung Ew. Majeſtät bereits getroffenen Maßregeln flößen uns das Vertrauen ein, daß die Rückkehr der Ordnung nicht lange wird auf ſich warten laſſen. Der feſte Bund zwiſchen den Nationalgarden und den Linientruppen beruhigt alle guten Bürger. Ew. Majeſtät kann auf den Einklang der Gewalten rechnen. Wir ſchätzen uns glücklich, Sire, Ihnen im Namen Frankreichs die Mitwirkung ſeiner Deputirten anzubieten, um den Frieden überall, wo er geſtört werden ſollte, wieder herzuſtellen, alle Keime der Anarchie zu erſticken, die geheiligten Grundſätze zu befeſtigen, auf welchen ſogar die Exiſtenz der Nation beruht, das glorreiche Werk der Julirevolution aufrecht zu erhalten und überall dem Geſetze Kraft und Recht zu ſichern."

Eine ſo ziemlich ähnliche Adreſſe wurde von der Pairskammer beſchloſſen. Und der König hatte ſomit Gelegenheit, die Freude auszudrücken, welche ihm die Einigkeit der Gewalten verurſachte!

Alſo Kanonen, um den Uebeln der Konkurrenz abzuhelfen; Feſtungen, um eine Maſſe von Unglücklichen zu Paaren zu treiben, welche ihre Arbeit anboten ohne eine andere Bedingung, als nicht Hungers zu ſterben; Soldaten, bewaffnete Arme, um unbewaffnete Arme in Schranken zu halten — Miniſter, Deputirte, Pairs von Frankreich ſchienen keine beſſeren Regierungsmittel zu kennen.

Selbſt die Oppoſition ſprach bei dieſen unheilvollen Umſtänden, wie wenn die Wiederherſtellung der Ordnung nur eine Sache der Gendarmerie geweſen wäre. Bei den heftigen Debatten, welche der Aufſtand im Parlament hervorrief, war weder von der Feſtſetzung eines Minimums des Lohnes die Rede, noch von der Nothwendigkeit, den Staat in Sachen der Induſtrie einſchreiten zu machen, noch von den erforderlichen Abänderungen an dem unterdrückenden Syſtem des Gewährenlaſſens, noch mit einem Worte von dem wiſſenſchaftlichen Verfahren, welches geeignet wäre, dem Wiedererwachen eines auf immer beklagenswerthen Kampfes wenn auch nur proviſoriſch zuvorzukommen. Nein. Herr Mauguin verlangte, die Beiwörter offen und vollſtändig ſollen aus der Adreſſe geſtrichen werden; Herr Caſimir Perier verlangte das Gegentheil. Herr Caſimir Perier nannte Herrn Mauguin beleidigend ein Individuum; Herr Mauguin ließ ſich über die Impertinenz des Herrn Caſimir Perier aus. Darüber entſtand ein großer Tumult; es war ein gewaltiger Skandal: alle Parteileidenſchaften rieben ſich in verworrenem Gemenge. Dann, einen Monat ſpäter, verlas der Präſident des Raths auf der Tribüne die Anklageakte gegen den Rhonepräfekten, welcher, blaß vor Zorn, den Augenblick, wo der Präſident des

Miniſterraths den Sitzungsſaal verließ, dazu benutzte, ihn zu bedrohen und auf's Demüthigendſte Lügen zu ſtrafen. Das war alles.

Ohnehin hatte die Regierung um dieſe Zeit andere Gegenſtände, die ihre Sorge in Anſpruch nahmen. Der Tag nahte, wo die Zivilliſte für die ganze Dauer der neuen Regierung feſtgeſetzt werden ſollte, und man ließ im Publikum die Liſte der königlichen Ausgaben herumgehen, welche von den Miniſtern nothwendig erachtet wurden. Dieſe Liſte berechnete den jährlichen Tribut, welchen das Königthum von dem Volke erheben ſollte, auf achtzehn Millionen.

Nachdem die Arbeiter von Lyon einmal gezwungen worden, ſich ſchweigend in ihr Elend und ihren namenloſen Jammer zu verſchließen, triumphirten die Freunde der Ordnung: der Auszug des Volks auf den aventiniſchen Berg hatte wenigſtens die Einſetzung der Volkstribune zum Reſultate gehabt.

Drittes Kapitel.

Gemälde der Geſellſchaft: Fehler des induſtriellen Syſtems. — Moraliſche Unordnung, Anarchie in der Konſtitution der Gewalt. — Neuerungsverſuche. — Urſprung des Saint-Simonismus; ſein Charakter; ſeine Phyſiognomie; ſein Einfluß; ſeine Geſchichte bis zur Trennung der Herren Bazard und Enfantin.

Die wahre Geſchichte unſers Jahrhunderts iſt die ſeiner Ideen. Die Ränke der Diplomatie, die Intriguen der Höfe, die lärmenden Debatten, die Kämpfe des öffentlichen Platzes — alles das beweiſt blos die Aufregung der Geſellſchaft. Ihr Leben iſt anderswo zu ſuchen. Es beſteht in der geheimnißvollen Entwickelung der allgemeinen Tendenzen. Es beſteht in jener unvermerkten, allmäligen, die Revolutionen vorbereitenden Ausarbeitung von Lehren. Denn es iſt immer ein tiefer Grund für ſo viele Ereigniſſe vorhanden, die, wenn ſie zum Ausbruch kommen, aus der Gelegenheit und dem Zufall hervorgegangen zu ſein ſcheinen.

Der Aufſtand von Lyon hatte die Miniſter eigentlich überrumpelt. Sklaven der politiſchen Routine, jeder Initiative unfähig, fremd der intellektuellen Bewegung, welche um ſie her vorging, endlich gewohnt, die Exiſtenz der Geſellſchaft nur in den gehaltloſen Streitigkeiten zu erblicken, worin ſich ihr ganzes Feuer vergeudete, hörten die Miniſter auf, die Bedeutſamkeit des Weberaufruhrs zu begreifen, ſobald man aufhörte, ſeinen Lärm zu vernehmen.

Aber unter dieſer ſo hartnäckig in ihrer Unvorſichtigkeit und Eigenſucht verſchanzten Gewalt erforſchten Männer voll Einſicht und Kühnheit die Probleme, welche ſie ohne Löſung ließ, bemächtigten ſich der Rolle, die ſie in ihrer Ohnmacht verſchmähte, und ſuchten eine Nation, welche ſie nur durch Soldaten zu beherrſchen wußte, durch den Gedanken zu beherrſchen.

Nun war niemals eine Geſellſchaft überfüllter mit Gährungsſtoffen, als diejenige, welche die offiziell mit ihrer Lenkung beauftragten Menſchen auf dieſe Art dem blinden Zufalle überließen.

Kampf der Produzenten unter ſich um den Abſatz, der Arbeiter unter ſich um Beſchäftigung, des Fabrikanten mit dem Arbeiter um Feſtſetzung des Lohnes; Kampf des Armen gegen die Maſchine, die ihn erſetzte und mit dem Hungertode bedrohte, das war unter dem Namen **Konkurrenz** die charakteriſtiſche Thatſache der Lage, vom induſtriellen Geſichtspunkte aus betrachtet. Und welches Unheil erwuchs daraus! Die großen Kapitalien in den induſtriellen Kriegen den Sieg verſchaffend, wie die großen Maſſen in den anderen Kriegen, und das Prinzip des **Gewährenlaſſens** auf dieſe Art zu den gehäſſigſten Monopolen führend; die großen Unternehmungen die kleinen, der Großhandel den Kleinhandel zu Grunde richtend; der Geldwucher, dieſe moderne Feudalität, welche ſchlimmer iſt, als die alte, nach und nach des ganzen Bodens ſich bemächtigend, und der Grundbeſitz von mehr als einer Milliarde belaſtet; die Handwerker, welche ſich ſelbſt angehören, Arbeitern Platz machend, welche nicht ſich ſelbſt angehören; die Kapitalien, unter dem Antrieb einer ſchmachvollen Habgier, von waghalſigen Unternehmungen verſchlungen; alle Intereſſen gegen einander bewaffnet: die Weinbergbeſitzer gegen die Beſitzer von Waldungen, die Runkelrübenzucker-Fabrikanten gegen die Kolonieen, die Seehäfen gegen die Fabriken des Innern, die ſüdlichen Provinzen gegen die nördlichen, Bordeaux gegen Paris; hier überfüllte Märkte, die Verzweiflung des Kapitaliſten; dort Werkſtätten, welche ſich ſchließen, die Verzweiflung des Handarbeiters; der Handel zu einem Verkehr erlaubter Schliche und üblicher Lügen herabgewürdigt; das Volk der Wiederherſtellung des Feudalweſens durch den Wucher und der Bildung einer Geldoligarchie durch den Kredit entgegengehend; alle Entdeckungen der Wiſſenſchaft in Mittel der Unterdrückung, alles, was der menſchliche Geiſt der Natur abgerungen, in Waffen zum Kampfe umgewandelt, und die Tyrannei gewiſſermaßen durch den Fortſchritt ſelbſt vervielfältigt; der Proletarier ein Maſchinenknecht, oder, im Fall einer Kriſis, ſein Brot zwiſchen dem Aufruhr und dem Bettelſtabe ſuchend; der Vater des Armen mit ſechszig Jahren im Hoſpital ſterbend, und die Tochter des Armen mit ſechszehn Jahren nothgedrungen ſich der Schande hingebend, um ihr Leben zu

friſten, und der Sohn des Armen mit ſieben Jahren gezwungen, die verpeſtete Luft der Spinnereien einzuathmen, um den Lohn der Familie zu vergrößern; die Ehe des Taglöhners unbedachtſam aus Elend eingegangen, ſchauerlich fruchtbar, und die Beſitzloſigkeit das Reich mit einer Ueberſchwemmung von Bettlern bedrohend — das war das Bild, welches die Geſellſchaft damals darbot.

Auf der anderen Seite kein gemeinſchaftlicher Glaube mehr, keine Anhänglichkeit an die Traditionen, der Geiſt der Forſchung alles verneinend, ohne etwas zu bejahen, und ſtatt der Religion eitel Gewinnſucht. Da die Nation auf ſolche Weiſe dem Handelsgeiſte verfiel, ſo war es natürlich, daß man aus der Ehe eine Spekulation, ein kaufmänniſches Geſchäft, machte, eine Art induſtrieller Unternehmung, ein Mittel, irgend einer Krämerbude Kundſchaft zu verſchaffen. Und da die Ehe, obſchon auf dieſe ſcheußliche Art eingegangen, gleichwohl durch das Geſetz als unauflöslich erklärt war, ſo wurde in Paris und den anderen großen Städten faſt immer das Scheidungsrecht durch den Ehebruch erſetzt. Zu den aus der Gebrechlichkeit des ehelichen Bandes in den Familien erwachſenen Unordnungen geſellten ſich die ſchändlichen Streitigkeiten, welche die durch Erbgier unterhaltene Habſucht erzeugt, und alltäglich führten die gerichtlichen Journale dem Publikum das traurige Schauſpiel von Brüdern vor die Augen, welche ſich das väterliche Erbe, Lappen um Lappen, ſtreitig machten, oder ſogar von Söhnen, die ſich gegen ihre Mutter bewaffneten vor Richtern, welche durch vieljährige Gewohnheit zuletzt alles Gefühl für die Abſcheulichkeit ſolcher gehäſſigen Prozeſſe verloren hatten. Im Schooße der arbeitenden Klaſſen hatte die Auflöſung der Ehe einen anderen Grund, aber einen noch weit jammervolleren Charakter. In dem Regiſter der Proſtitution figurirte das Elend als die Hauptnahrung der Sittenloſigkeit. Da für den Proletarier die Ehe ein Zuwachs von Laſten und die Liederlichkeit eine Uebertäubung des Schmerzes war, ſo kuppelte ſich die Armuth mit der Armuth zuſammen, und man befand ſich auf dem Wege, wo das Elend das Konkubinat erzeugte und das Konkubinat den Kindermord. Ein anderer Jammer: heirathete der Arme, ſo war er bald gezwungen, in der Vaterſchaft nur einen Zuwachs ſeines Lohnes zu ſuchen und ſeine Kinder, wenn ſie kaum das Alter erreicht hatten, wo man der friſchen Luft, der Bewegung und der Freiheit am bedürftigſten iſt, in Fabriken zu ſchicken, wo die Geſundheit des Körpers durch das Uebermaß der Arbeit und die Geſundheit der Seele durch die Berührung der Geſchlechter zu Grunde gerichtet wird. Jeden Morgen um fünf Uhr ſah man einen Haufen unglücklicher, bleicher, armſeliger, verkrüppelter Kinder mit glanzloſen Augen, bleifarbigen Wangen und greiſenartig gekrümmtem Rücken ſich um den Eingang der Spinnereien drängen. Denn das auf die Konkurrenz gegründete geſellſchaftliche Syſtem erwies ſich dermaßen grauſam

und unſinnig, daß es nicht blos die Intelligenz der Kinder der Armen erſtickte und ihr Herz verderbte, ſondern auch die Quellen des Lebens in ihnen verſiegen machte oder vergiftete. Und der Augenblick nahte, wo Herr Charles Dupin auf der Tribüne der Pairskammer die feierliche Erklärung abgeben ſollte: „Unter 10,000 Konſkriptionspflichtigen liefern die fabrikreichſten Departements Frankreichs 8,980 gebrechliche oder mißgeſtaltete, während in den Ackerbau treibenden Departements ihre Zahl nur 4,029 beträgt." Es iſt unnöthig hinzuzufügen, daß in einer Geſellſchaft, wo eine ſolche Unterdrückung in's Reich der Möglichkeit gehörte, die Menſchenliebe nur ein Wort, die Religion nur eine Erinnerung war.

Und das Uebel hatte ſeinen Sitz in der Staatsgewalt, wie in der Geſellſchaft. Das Königthum, eine erbliche Macht und unaufhörlich von einer Wahlmacht bedroht, erſchöpfte ſich nothgedrungen und gänzlich in der Sorge für ſeine Vertheidigung. Die Pairskammer, der königlichen Ernennung unterworfen, zählte in dem konſtitutionellen Mechanismus nur noch als ein überflüſſiges Glied, oder als eine Verlegenheit. Die Deputirtenkammer war verdammt, ohne Initiative zu leben, erſtens, weil ſie nur eine einzige Klaſſe, die herrſchende, vertrat, und ſomit nicht den Wunſch haben konnte, Mißbräuche abzuſchaffen, welche ihr ſelbſt zu Statten kamen; zweitens, weil ſie, theilweiſe aus Beamten beſtehend, ſich unter der Abhängigkeit von den Miniſtern hinſchleppte, welchen Beſtechung durch Aemtervertheilung die Mehrheit dienſtbar machte.

Alſo und um die Lage unter ihren drei Hauptgeſichtspunkten zuſammenzufaſſen: in der geſellſchaftlichen Ordnung die Konkurrenz, in der moraliſchen Ordnung der Skeptizismus, in der politiſchen Ordnung die Anarchie — das waren die charakteriſtiſchen Züge der Herrſchaft des Bürgerſtandes in Frankreich.

So große Uebel erheiſchten kräftige Gegenmittel: man hatte keines zu finden gewußt, welches nicht aus ſchlimm noch ärger gemacht hätte.

Man errichtete ſogenannte tours, um die Mütter zu verhindern, das Kind zu tödten, welches ſie nicht ernähren konnten; aber dieſe Anſtalten wurden eine neue Aufmunterung zur Ausſchweifung, und die Zahl der Findelkinder, die am 1. Januar 1784 nur 40,000 betragen hatte, belief ſich im Jahre 1834 auf 130,000.

Man erbaute Korrektionshäuſer, um daſelbſt diejenigen Tugend zu lehren, welche von dem Elend die Erziehung des Laſters empfangen hatten; aber es war ein höchſt unvorſichtiges Syſtem, für das Verbrechen eine Sorgfalt zu beweiſen, auf welche der Arme nicht zu rechnen berechtigt war; den Mord abzuwarten, ehe man dem Mörder Moral beibrachte; zwei Schritte von der Werkſtätte, wo es die Kinder an Leib und Seele verderben ließ, das Gefängniß aufzuſchlagen, wo graue Sünder katechiſirt werden ſollten.

Man gründete Sparkaſſen, um den Arbeiter zur Sparſamkeit anzuhalten; aber in einer Geſellſchaft, wo der Grundſatz: „Jeder für ſich, jeder bei ſich" allen anderen voranſtand, hatte die Einführung der Sparkaſſen keine andere Wirkung, als den Armen eigenſüchtig zu machen und unter dem Volke das geheiligte Band zu zerreißen, welches die Gemeinſamkeit der Leiden zwiſchen den leidenden Weſen knüpft. Ueberdieß lag etwas Hohnvolles darin, dem Arbeiter Erſparniſſe anzuempfehlen, welche ihm ſein Elend ſchlechterdings unterſagte. Am 31. Dezember 1830 gehörten von 163,196 Einlagen 74,835 Nichtarbeitern und zum größten Theile Dienſtboten an.

Man verſprach der Bank von Frankreich die Erneuerung ihres Privilegiums; aber dieſe Bank, welche von der Produktion ungeheure Zinſe vornwegnahm, acceptirte das Papier des Armen nicht; ſie zwang den kleinen Handelsmann, bevor er zu ihr gelangen konnte, die ſcheußlichen Wege des Wuchers zu durchwandern; kurz ſie rechtfertigte den habſüchtigen Genuß des koſtbarſten der Monopole nur durch die Unterſtützung, welche ſie den Stärkſten gegen die Schwächſten gewährte.

Aus dieſem traurigen Stand der Dinge mußten natürlich Neuerungsverſuche hervorgehen, und ſo kam es auch.

Wir werden ſpäter und in dem Augenblicke, wo ſie ſich mit Glanz offenbarte, die Theorie auseinanderſetzen, welche ſchon ſeit langer Zeit im Schatten der Einſamkeit Charles Fourier ausarbeitete, ein Mann von Genie, der arm und unbekannt ſterben ſollte. Aber in der Epoche, wo wir angelangt ſind, waren die Ideen dieſes beharrlichen Denkers nur einer ſehr kleinen Zahl Jünger bekannt, und der Schauplatz noch ganz und gar von der Saint-Simoniſtiſchen Schule eingenommen.

Dieſer Schule war es gegeben, dem Autoritätsprinzip mitten unter den Triumphen des Liberalismus wieder Geltung zu verſchaffen; die Nothwendigkeit einer geſellſchaftlichen Religion zu verkünden, zu einer Zeit, wo das Geſetz ſelbſt atheiſtiſch geworden war; die Organiſation der Induſtrie und die Vergeſellſchaftung der Intereſſen zu verlangen, während die Konkurrenz die meiſten ihrer lügenhaften Erfolge feierte. Mit einer Unerſchrockenheit ſondergleichen, mit einer auf hohes Talent und tüchtige Studien geſtützten Kraft legte dieſe Schule alle Wunden des Jahrhunderts in ihrer Blöße dar, erſchütterte tauſend Vorurtheile, regte tiefe Ideen auf, eröffnete der Intelligenz eine umfaſſende neue Laufbahn. Der Einfluß, den ſie ausübte, war groß und dauert noch. Es iſt alſo von Wichtigkeit, zu ſagen, was die Saint-Simoniſten waren, was ſie ausführten, welche Wahrheiten oder Irrthümer ſie einer unruhevollen Geſellſchaft brachten, aus welcher Quelle ſie geſchöpft, und auf welche Art ſich dieſe Lehren entwickelten, die abwechslungsweiſe ein Gegenſtand des Erſtaunens, des Spottes und des Zornes ſein ſollten.

Der Gründer der Saint=Simoniſtiſchen Schule war ſeit fünf Jahren todt, als die Julirevolution ausbrach. Er gehörte einem der edelſten Häuſer Frankreichs an, er war der Erbe des Namens und des Wappens des berühmten Herzogs von Saint=Simon, des Geſchichtſchreibers der Regierung Ludwig's XIV, des letzten unſerer eigentlichen großen Herren; und gleichwohl griff er alle Vorrechte der Geburt an und erklärte den Krieg für eine Gottloſigkeit. Denn es war dieß ein Mann, mächtig durch Unabhängigkeit des Geiſtes und Kühnheit des Herzens. Im Uebrigen überzeugt, daß man, bevor man ein Geſetzbuch für die Menſchheit abfaſſe, die Menſchen und ihre Angelegenheiten gründlich durchſchaut haben müſſe, brachte er die erſte Hälfte ſeines Lebens damit zu, die Geſellſchaft nach allen ihren Erſcheinungen zu ſtudiren, vor keiner Erfahrung zurückweichend, im Intereſſe ſeiner Beobachtungen ſowohl ausſchweifend, als tugendhaft, aus jeder ſeiner Vergehungen ſich eine Lehre entnehmend, ſeine Thorheiten zum Gegenſtande ſeiner Studien machend, ohne Bedenken eines durch Spekulationen erworbenen Vermögens durch wohlberechnete Verſchwendung ſich entäußernd, entſetzlich arm nach Perioden arbeitsvoller Wohlhabenheit, von einer elenden Kopiſtenſtelle lebend zu derſelben Zeit, wo er im Gedanken die Welt beherrſchte, Einigen ein Weiſer, den Meiſten ein Narr, feurig bis zur glühendſten Begeiſterung, dann entmuthigt bis zum Selbſtmordverſuch, endlich genöthigt, den Bettelſtab zu ergreifen, er, der ſo oft die glänzendſten Künſtler und die berühmteſten Gelehrten an ſeiner Tafel verſammelt hatte, um ſich ein Urtheil über ſie zu bilden. Solcher Art war das Leben Saint=Simon's: Folgendes waren die intellektuellen Ergebniſſe deſſelben.

Wie alle Reformatoren, ging Saint=Simon von dem Grundſatz der menſchlichen Vervollkommnungsfähigkeit aus. Aber da die Geſchichte ihm die Menſchheit in einem beſtändigen Entweder=Oder des Despotismus und der Anarchie, der Ruhe und der Erſchütterungen zeigte, ſo unterſchied er im Leben der Völker zwei Arten von Epochen: diejenigen, wo ein Syſtem herrſcht, gut oder ſchlecht, aber in ſeinen verſchiedenen Theilen gleichgeordnet und allgemein angenommen, und diejenigen, welche ihre Charakteriſirung in den Anſtrengungen finden, die man macht, um von dem beſtehenden Syſtem zu einem neuen überzugehen. Die erſten nannte Saint=Simon o r g a n i ſ ch e E p o ch e n; den zweiten gab er den Namen k r i t i ſ ch e E p o ch e n. Er ſah z. B. eine organiſche Epoche im Heidenthum bis auf Sokrates und eine andere organiſche Epoche im Chriſtenthum bis auf Luther.

Nachdem er die Geſellſchaft in Arbeiter und in Müßiggänger eingetheilt, mit der Ueberzeugung, daß die Zukunft ausſchließlich den erſteren angehöre, hatte ſich Saint=Simon gefragt, welche Klaſſifikation ſich wohl am paſſendſten unter den Arbeitern einführen ließe. Der Menſch fühlt, er denkt, er handelt:

Saint=Simon hatte daraus geſchloſſen, daß das Ganze der menſchlichen Arbeit von denjenigen verſehen werden könne, welche zu den Gefühlen der Menſchheit ſprechen, von denjenigen, welche ſeine Intelligenz weiter ausbilden, und von denjenigen, welche ſeine Thätigkeit beſchäftigen. Daher drei geſellſchaftliche Funktionen, darin beſtehend, die Menſchen zu rühren, ſie aufzuklären, ſie zu bereichern. Daher auch drei Klaſſen von Arbeitern: die Künſtler, die Gelehrten, die Gewerbtreibenden.

Nun blieb noch übrig, das Band zwiſchen dieſen drei Klaſſen von geſellſchaftlichen Funktionen aufzufinden: das Geſetz des Fortſchrittes.

Die erſte franzöſiſche Revolution hatte Saint=Simon lebhaft ergriffen, und er hatte wohl geſehen, daß ſie nur eine Fortſetzung und Vergrößerung der Luther'ſchen Empörung war. Der Untergang des Papſtthums, oder, was auf das Gleiche hinausläuft, der Sturz der geiſtlichen Gewalt in Europa war ihm ſomit als der allgemeinſte und lebendigſte Ausdruck des revolutionären Werkes erſchienen. Konnte nun der Bund, welchen die Kirche zwiſchen den Völkern geſtiftet hatte, auf immer zerriſſen bleiben? War es möglich, daß die Herrſchaft über den Geiſt erledigt blieb, ohne daß der Gang der Menſchheit ins Stocken gerieth? Eine unermeßliche Leere hatte ſich in der Welt gebildet, dieſe Leere mußte ausgefüllt werden. Aber wie? Durch wen und auf welchen Grundlagen die geiſtliche Gewalt wieder aufbauen?

In einem erſten Werke, betitelt: „Briefe eines Bewohners von Genf an ſeine Zeitgenoſſen", wandte ſich Saint=Simon an die Gelehrten. Der Plan, den er vorſchlug, war im höchſten Grade wunderlich; er enthielt Ideen, die der Verfaſſer ſpäter ſelbſt verwerfen mußte, namentlich die von der Wahl: es war noch keine Lehre, ſondern blos ein Entwurf. Nach dieſem wäre vor dem Grabe Newtons eine Subſkription eröffnet worden. Alle wären berufen worden, zu unterzeichnen, Reiche und Arme, Männer und Weiber, Jeder nach ſeinem Vermögen und Belieben; und jeder Subſkribent hätte drei Mathematiker, drei Phyſiker, drei Chemiker, drei Phyſiologen, drei Literaten, drei Maler, drei Muſiker ernannt. Der Ertrag der Subſkription wäre zwiſchen den mit der größten Stimmenzahl gewählten Gelehrten und Künſtlern getheilt worden. Die einundzwanzig Erwählten der Menſchheit, vereinigt unter dem Namen „Newton's Rath" und präſidirt von einem Mathematiker, hätten die geiſtliche Regierung gebildet, welcher die Aufgabe zugekommen wäre, die verſchiedenen Nationen der Erde zu einem gemeinſamen Ziele zu leiten.

Dieſer Plan, welcher nichts Merkwürdiges hatte als ſeine Sonderbarkeit, war nicht von der Art, großen Anklang finden oder begriffen werden zu können. Ueberdies war er unvollſtändig. Er ſchuf keine dauernde und nothwendige Verbindung zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Induſtrie,

zwiſchen den Entdeckungen des Geiſtes und ihrer Anwendung, zwiſchen der Theorie und der Praxis. Auf der andern Seite bemerkte Saint-Simon bald, daß die Körperſchaft der Gelehrten nur noch ein Körper ohne Wärme und beinahe ohne Leben war, ein Körper, welcher bei jeder Gelegenheit den Antrieb empfing, ſtatt ihn zu geben, während dagegen die Induſtrie mit reißender Schnelligkeit groß wuchs, die Geſellſchaft mit ihrem Hauche belebte, in allen Dingen kühn die Initiative ergriff und ſich endlich ſtark genug zeigte, um die brutale Souveränetät des Schwertes im Schach und dem Genie Napoleons die Waage zu halten.

Er beſchloß alſo, ſich an die Gewerbtreibenden zu wenden, und in allen Schriften, welche dieſe zweite Periode ſeines intellektuellen Lebens bezeichneten, nahm die Induſtrie die Stelle ein, die er in ſeinen vorhergehenden Werken der Wiſſenſchaft zugewieſen hatte. „Alles durch und für die Induſtrie!“ war fortan ſein Wahlſpruch, und er erklärte, daß die Zeit gekommen ſei, dem Müßiggang ſeine Krone zu entreißen, die Zeit, das Reich der Arbeit einzuführen. Den König machte er zum Oberhaupt der Gewerbtreibenden; er wollte, die Miniſter ſollten ganz einfach aufgeklärte Gewerbtreibende ſein, gewählt, um das Büdget vorzubereiten und zu befruchten; er verlangte, die Umlage der Steuern, welche das Wahlrecht geben, ſolle in der Art vorgenommen werden, daß der Einfluß des Bauern den des müßigen Beſitzers, d. h. derjenige, der die Rente bezahlt, denjenigen, welcher ſie empfängt, verdränge; er ſchlug mit einem Worte mehrere Mittel vor, welche ſämmtlich den Zweck hatten, die politiſche Gewalt aus den Händen des Militärs, des Geſetzgebers, des Rentiers in die des Gewerbtreibenden übergehen zu machen.

Es war dies augenſcheinlich blos eine von Umſtänden bedingte Theorie, eine Theorie von zweifelhaftem Werth und die überdieß nur die politiſche Seite der Abſichten des Reformators enthüllte. Denn wie hätte die Induſtrie, ſich ſelbſt überlaſſen, für die moraliſchen und intellektuellen Bedürfniſſe der Menſchheit ſorgen ſollen?

Saint-Simon erließ jetzt einen Aufruf an die Künſtler. Aber diesmal faßte er alle Ideen, die er bisher nach und nach und vereinzelt in die Welt hatte gehen laſſen, zuſammen, ſtellte ſie nebeneinander, koordinirte ſie und machte daraus unter dem Namen **neues Chriſtenthum** die Lehre, deren glänzendes und arbeitſames Erbe er einigen geliebten Schülern vermachen ſollte.

Jeſus Chriſtus hatte zu den Menſchen geſagt: Liebet euch unter einander, wie Brüder; eine bewundrungswürdige, rührende Lehre, aber unbeſtimmt abgefaßt, ſo wie von einer Epoche nicht anders zu erwarten war, wo die Menſchheit ſich in Herren und Sklaven theilte. Nachdem die Sklaverei zum

Theil abgeſchafft war, mußte der Gedanke Chriſti nach Saint-Simon in der ſchönen und großherzigen Formel: „möglichſt ſchnelle phyſiſche und moraliſche Verbeſſerung des Looſes der zahlreichſten und ärmſten Klaſſe“, ſeine entſprechende Ueberſetzung finden. Alſo um dieſen Zweck zu verwirklichen, war eine geiſtliche Gewalt eingeſetzt worden, und hatte es in der Welt einen Statthalter Chriſti, einen Papſt gegeben.

Aber um ſeiner erhabenen Lehre Geltung zu verſchaffen, hatte Chriſtus den Kaiſer ſchonen müſſen, welcher die Macht beſaß. Deßhalb hatte er geſagt: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.“ Alſo war aus dem Schooße der chriſtlichen Regeneration ſelbſt jener große Dualismus hervorgegangen, welcher die Geſchichte des Mittelalters charakteriſirt, die geiſtliche Gewalt und die weltliche Gewalt, die Kirche und der Staat, der Papſt und der Kaiſer. Die Leitung der materiellen Intereſſen der Menſchheit hatte ſich ſomit außerhalb der Befugniſſe der Kirche befunden. Auch hatte man geſehen, wie ſie die Ausübung der ihr anvertrauten geiſtlichen Gewalt in den Kreis der theologiſchen Streitigkeiten einengte, alle Mittel ihrer Wiſſenſchaft der Auseinanderſetzung von Dogmen ohne mögliche materielle Anwendung widmete, die ganze phyſiſche Seite der Verbeſſerung der Völker vernachläſſigte, ſogar Verachtung des Fleiſches predigte, und zur Erleichterung der zahlreichſten und ärmſten Klaſſe blos durch die Worte beitrug: „Das Leiden iſt heilig“ — Worte, welche in das gequälteſte Daſein alle Freuden der Hoffnung gießen und die Verdammten der Erde durch Hinweiſung auf den Himmel tröſten.

Gleichwohl war es eine große Sache um dieſen, wenn auch auf den letztgenannten indirekten Nutzen beſchränkten Einfluß der geiſtlichen Gewalt; es war genug, ſo lange die weltliche Gewalt ſich nur durch Eroberung und Krieg entwickelte. Aber der Tag kam, wo die Thätigkeit der weltlichen Gewalt, ſtatt ſich ausſchließlich durch den Krieg zu entwickeln, ſich durch die Induſtrie entwickelte. Und an dieſem Tage wurde die Kirche natürlicherweiſe bis in ihre Grundfeſten erſchüttert. Denn es bedurfte einer beſondern Wiſſenſchaft für die Induſtrie. Und was geſchah? Daß ein Laie, Keppler, einen Newton vorbereitete, daß ein Laie, Guttenberg, die Buchdruckerei erfand, daß Laien, die Medicis, dem Handel neue Bahnen brachen, daß die Fortſchritte der Mathematik, der Phyſik, der Phyſiologie, der Aſtronomie zum Theil Laien verdankt wurden. Es gab alſo neben der theologiſchen oder heiligen Wiſſenſchaft eine praktiſche oder profane Wiſſenſchaft; es erhob ſich gegenüber der von der Kirche geübten geiſtlichen Gewalt eine andere geiſtliche Gewalt, welche der Staat ausübte. Ein neues Gewicht fiel in eine der Schalen jener großen, während des ganzen Verlaufs des Mittelalters zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer ſchwankenden Waage: ſie neigte

ſich auf die Seite des Kaiſers. Luther erſchien, die alte geiſtliche Gewalt wurde beinahe gänzlich aufgelöst.

Der Papſt wurde in der That ketzeriſch von dem Augenblick an, wo er ſich auf dem Wege, der zur Verbeſſerung des Schickſals der zahlreichſten Klaſſe führt, von der weltlichen Gewalt überflügelt fand. Aber Luther ſeinerſeits war ketzeriſch, indem er die chriſtliche Religion bis zu ihrem Ausgangspunkte rückwärts führte und der Oberherrlichkeit des Kaiſers unterwarf; er war ketzeriſch, indem er aus dem Kultus der reformirten Kirche den Einfluß der Künſte verbannte, welche einer der drei Arten des menſchlichen Lebens, dem Gefühle, entſprechen.

Alſo wäre für Saint=Simon die **religiöſe Gewalt** diejenige geweſen, welche die Menſchheit in allem, was ſie ausmacht, umfaßt und zu dem chriſtlichen Ziele, d. h. zur Verbeſſerung des Looſes der zahlreichſten Klaſſe geführt haben würde: durch das Gefühl, indem ſie die Künſtler; durch die Vernunft, indem ſie die Gelehrten; durch die Handlungen, indem ſie die Gewerbtreibenden verwendete. In dieſem Sinne war das Papſtthum eine geiſtliche, nicht aber eine religiöſe Gewalt geweſen. Der Papſt war bis auf Leo X mehr das Oberhaupt der Gelehrten als das Oberhaupt der Prieſter geweſen. Die Religion war noch zu gründen, was nur geſchehen konnte, wenn man ein geeignetes Syſtem gefunden hätte, unter welchem eine zugleich mit ausgeſuchtem Gefühl, mit tiefer Wiſſenſchaft, mit unermüdlicher Thätigkeit begabte Gewalt die Künſtler, die Gelehrten und die Gewerbtreibenden zu einem und demſelben Zwecke zuſammenzuwirken genöthigt hätte. Dieſes waren nach Saint=Simon die Grundlagen des neuen Chriſtenthums.

Man wäre verſucht, in dieſen Arbeiten nur eine ſinnreiche Terminologie zu erblicken, wenn ſie nicht, wie wir näher erklären werden, eine an praktiſchen Konſequenzen fruchtbare Lehre ins Leben gerufen hätten, eine Lehre, deren öffentliche Darlegung etwas Furchtbares hatte.

Saint=Simon fühlte die Bedeutſamkeit ſeiner Idee wohl, denn er ſtarb voll Zuverſicht und Hoffnung, den wenigen Schülern, die ſein Todtenbett umgaben, zum Abſchiede Worte zurücklaſſend, aus welchen der wohlbegründete Stolz dieſer zum Entfliegen bereiten Seele durchblickte: „Die Frucht iſt reif, ihr werdet ſie pflücken.“

Saint=Simon hatte Herrn Auguſtin Thierry zum Sekretär und Herrn Auguſte Comte zum Schüler gehabt; aber der Erbe ſeiner Lehre war Herr Olinde Rodrigues. Ein Journal, betitelt der Produkteur, das bald nach Saint=Simons Tod, 1825, erſchien, und deſſen Leitung man Herrn Cerclet anvertraute, wurde der Mittelpunkt, um welchen Herr Olinde Rodrigues, um ſie in die Lehre ſeines Meiſters einzuweihen, die Männer verſammelte,

welche ſie mit dem größten Talente und Erfolg predigen konnten. Der Produkteur war inzwiſchen kein Saint-Simoniſtiſches Journal. Redigirt von den Herren Olinde Rodrigues, Enfantin, Bazard, Buchez, Auguſte Comte, Armand Carrel, Schriftſtellern von großem Verdienſt, die aber nicht alle einem gemeinſamen Glauben gehorchten, hatte er keine andere Wirkung, als durch die Neuheit gewiſſer Ueberſichten und durch das Unvorgeſehene der Löſungen, welche er für die damaligen Probleme der Induſtrie fand, den Liberalismus in Staunen und Unruhe zu verſetzen.

Doch, wie dem auch ſei, die Lehre wurde von den Herren Olinde Rodrigues, Enfantin und Bazard gemeinſchaftlich ausgearbeitet. Sie lockten Zöglinge der polytechniſchen Schule, ausgezeichnete Schriftſteller, Redner, Künſtler an ſich, und bald bildete ſich eine Schule. Im Augenblick, wo die Julirevolution ausbrach, war die Saint-Simoniſtiſche Schule konſtituirt; ſie erkannte als Oberhäupter die Herren Enfantin und Bazard, welchen Herr Olinde Rodrigues großſinnigerweiſe die erſte Stelle abgetreten hatte. Folgendes war die Entwicklung, welche die Schüler den Ideen des Meiſters gaben.

Die Eintheilung der Menſchheit in Künſtler, Gelehrte, Gewerbtreibende annehmend, ließen ſich's die Saint-Simoniſten vor allem angelegen ſein, durch die hiſtoriſche Methode das Geſetz des Fortſchrittes zu bewahrheiten, welches den Gegenſtand ihres Glaubensbekenntniſſes bildete.

Was zuerſt die Gefühle betrifft, ſo bemerkten ſie, daß die Menſchheit in der Geſchichte vom Haß zur Liebe und von der Feindſchaft zur Verbrüderung fortſchreite. Und wirklich, war nicht der Beſiegte im Anfang von dem Sieger vertilgt worden? Hatte ſich nicht ſpäter der Sieger begnügt, den Beſiegten in die Sklaverei abzuführen? War nicht auf den Sklaven der Leibeigene und auf den Leibeigenen der freie Mann gefolgt? Auf der andern Seite war die Familie zur Stadt, die Stadt zum Reich, das Reich zum Staatenbunde angewachſen, ſo daß von Fortſchritt zu Fortſchritt eine große Anzahl Völker ſich unter dem Geſetze des Katholizismus vereinigt hatten. Die Menſchheit ſchritt alſo dem Prinzip der allgemeinen, auf die Liebe gegründeten Verbrüderung entgegen.

Vom Geſichtspunkte der Thatſachen aus ſtudirt, welche die Wiſſenſchaft betreffen, bot die Geſchichte nicht minder erquickliche Belehrungen dar. Die Ziviliſation hatte in ihrer Entwicklung unaufhörlich die Bedeutung des intelligenten Menſchen zum Nachtheil des ſtarken Menſchen vergrößert. Und welch' eine herrliche Lehre war der Welt durch das Schauſpiel der Kirche gegeben worden, die eine andere Organiſation erhielt, als der Staat! Dort eine geiſtliche Gewalt, durch vernünftige Ueberredung ſich einführend und auf das Verdienſt gegründet, hier eine weltliche Gewalt, durch die Eroberung ſich aufzwingend und auf die Geburt gegründet. Wer hatte im Mittelalter das Prinzip der Erblichkeit

vertreten? Der Kaiſer. Und das entgegengeſetzte Prinzip? Der Papſt. Welche der beiden Mächte nun, die Kirche oder der Staat, hatte bis auf Leo X, der ſich wie ein weltlicher Fürſt mit einem Hofſtaate umgab, der Ablaßbriefe verkaufte, um die Toilette ſeiner Schweſter zu bezahlen, der ſich in einen Kaiſer verwandelte, die andere verdunkelt und beherrſcht? Gab es nicht einen tiefen Schluß zu ziehen aus dem Beiſpiele des erwählten Mönches, welcher aus der Dunkelheit ſeines Kloſters hervortrat, um den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen, und Tags darauf dem trotzigſten aller erblichen Herrſcher den Staub ſeiner Pantoffeln zu küſſen gab? Die Menſchheit ſchritt alſo einer Organiſation entgegen, in welcher man jedem nach ſeiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken geben würde.

Was die Induſtrie betrifft, ſo war hier das Geſetz des Fortſchrittes augenſcheinlich. Die induſtriellen Gewohnheiten hatten nicht aufgehört, Boden zu gewinnen, und die kriegeriſchen Gewohnheiten, ſolchen zu verlieren. Nachdem man ſich bewaffnet hatte, um Provinzen zu verwüſten, bewaffnete man ſich jetzt, um Comptoirs zu errichten. Wenn der Krieg noch nicht ganz und gar aus der Geſchichte verbannt war, ſo war wenigſtens der Zweck nicht mehr derſelbe. Die Eroberungen Roms hatten den Eroberungen Englands Platz gemacht. Die Soldaten wichen von Tag zu Tag mehr vor den Kaufleuten zurück. Und ſelbſt Napoleon, der Mann der Schlachten, Napoleon hatte den Handel und den Frieden dem Ehrgeiz ſeiner Armeen als Ziel vorgeſteckt. Alſo ſchritt die Menſchheit der Organiſation der Induſtrie entgegen.

Als Folgerungen aus dieſen hiſtoriſchen Forſchungen fand man folgende drei Formeln:

Allgemeine Verbrüderung auf die Liebe gegründet, und folglich keine Konkurrenz mehr.

Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, und folglich keine Erbſchaft mehr.

Organiſation der Induſtrie, und folglich kein Krieg mehr.

Lehren dieſer Art zielten darauf hin, die ganze geſellſchaftliche Ordnung zu erſchüttern. Man gerieth darüber in Unruhe. Gleichwohl mangelte es ihnen an Logik, an Größe und an Kühnheit.

Indem ſie die allgemeine Verbrüderung, auf Liebe gegründet, predigten; indem ſie verlangten, daß die Induſtrie regelmäßig organiſirt werde und ihre Herrſchaft auf die Trümmer eines Syſtems der Unordnung und des Krieges baue, beurkundeten die Saint=Simoniſten ein vollkommenes Verſtändniß der Geſetze, welche in Zukunft die Menſchheit regieren müſſen. Aber ſie riſſen das Gebäude, das ſie mit der einen Hand errichteten, mit der andern wieder ein, in der famöſen Formel: Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit

nach ihren Werken. Eine dem Anſchein nach billige und weiſe, in Wirklichkeit aber umſtürzende und unbillige Formel.*)

Ob die Ungleichheit, die Mutter der Tyrannei, im Namen der Erfolge des Geiſtes, oder im Namen der Siege der Gewalt erzeugt wird, was liegt daran? Im einen wie im andern Falle verſchwindet die Menſchenliebe, der Eigennutz triumphirt, und das Prinzip der menſchlichen Brüderſchaft wird mit Füßen getreten. Man betrachte die Familie: wenn der Vater Früchte unter ſeine Kinder vertheilt, zieht er da den Unterſchied der Dienſte, welche ſie leiſten, in Betracht, oder den der Bedürfniſſe, welche ſie empfinden? Er ſelbſt, der die ganze Laſt des häuslichen Bundes trägt, bricht er ſich nicht bereitwillig von ſeinen Genüſſen ab, um die Wünſche eines kranken Kindes zu befriedigen, um das Wohlbefinden eines unwiſſenden und ſchwachen Sohnes zu vermehren? Das iſt die Liebe in ihrem Wirken. Der Staat nehme ſich die Familie zum Muſter. Im andern Fall gibt es nur Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten. Jeden nach ſeinen Fähigkeiten belohnen? Ei, und was dann mit den Blödſinnigen anfangen? Was mit den Kranken anfangen? Was mit dem Greiſe anfangen, deſſen Kraft auf immer gebrochen iſt? Sie Hungers ſterben laſſen? Dies iſt nothwendig, wenn man behauptet, die Verpflichtungen der Geſellſchaft gegen ihre Mitglieder werden durch das beſtimmt, was ſie von ihnen empfange. Die Saint-Simoniſtiſche Logik war alſo mörderiſch? .... Nein, ſie war blos inkonſequent, denn ſie ließ Verpflegungsanſtalten zu für die Unfähigen und ein Bicêtre für die Narren. Wer behauptet, ein Menſch dürfe ſich kraft ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit einen größern Antheil irdiſcher Güter zueignen, der beraubt ſich ſelbſt des Rechts, dem Starken zu fluchen, welcher in den Zeiten der Barbarei kraft ſeiner phyſiſchen Ueberlegenheit die Schwachen zu Sklaven machte: der zieht ganz einfach der Tyrannei ein anderes Kleid an. Es iſt wahr, die Saint-Simoniſten ſtellten als Grundſatz auf, man ſolle das Talent durch Belohnungen anſpornen, und ſie glaubten, die Rechtfertigung ihrer Formel aus dem geſellſchaftlichen Nutzen zu ſchöpfen. Aber muß denn die Belohnung nothwendig eine materielle ſein, muß ſie ſich nach irdiſchen Gütern taxiren laſſen? Es gibt, Gott ſei Dank, noch andere und kräftigere Mittel, den Menſchen in Bewegung zu ſetzen. Mit einem Stückchen Band, welches er den Tapferſten in ihrem Knopfloch

---

*) Wir müſſen hier ſagen, daß unter den Saint-Simoniſten einige die Formel, welche wir tadeln, ſo auffaßten, „der Fähigſte müſſe am höchſten geſtellt ſein in der Hierarchie," was den Geſetzen der Vernunft im höchſten Grade angemeſſen iſt. Aber die Formel drückt mehr aus, ſie drückt aus, „der Fähigſte müſſe auch der am beſten Belohnte ſein," und dieſe ausgedehntere Auffaſſung hat ſich ſowohl in der Schule, als auch in ihrem offiziellen Organ, dem Globe, vorwiegende Geltung verſchafft.

zu befeſtigen verſprach, hat Napoleon eine Armee von einer Million Menſchen dem Tode entgegenfliegen gemacht. Das Wort Ruhm, richtig oder falſch aufgefaßt, hat der Welt ihre Geſchicke bereitet. In Folge welches unglückſeligen Verhängniſſes ſollte das, was genügt hat, als es ſich um das Zerſtören handelte, nicht genügen, wenn es ſich um das Erzeugen handelt? Haben nicht die großen Männer jeder Zeit ihre hauptſächlichſte Belohnung eben in der Uebung ihrer Fähigkeiten geſucht und gefunden? Hätte die Geſellſchaft Newton würdig belohnen wollen, es wäre nicht in ihrer Macht gelegen: für Newton gab es keine andere angemeſſene und genügende Belohnung, als die Freude, die er empfinden mußte, als ſein Genie die Geſetze entdeckt hatte, welche die Welten beherrſchen. Es gibt zwei Dinge im Menſchen: Bedürfniſſe und Fähigkeiten. Durch die Bedürfniſſe iſt der Menſch leidend; durch die Fähigkeiten iſt er handelnd. In Folge ſeiner Bedürfniſſe ruft er Seinesgleichen um Unterſtützung an; in Folge der Fähigkeiten begibt er ſich in den Dienſt von Seinesgleichen. Die Bedürfniſſe ſind ein Fingerzeig, wodurch Gott der Geſellſchaft zu verſtehen gibt, was ſie dem Einzelnen ſchuldig iſt. Die Fähigkeiten ſind ein Fingerzeig, wodurch Gott dem Einzelnen zu verſtehen gibt, was er der Geſellſchaft ſchuldig iſt. Man iſt alſo demjenigen, der die meiſten Bedürfniſſe*) hat, mehr ſchuldig, und man darf von demjenigen, der die meiſten Fähigkeiten hat, mehr verlangen. Alſo ſetzt nach dem göttlichen, in die Organiſation jedes Menſchen geſchriebenen Geſetze eine größere Intelligenz eine nützlichere Wirkſamkeit voraus, aber nicht eine anſehnlichere Belohnung, und die Ungleichheit der Fähigkeiten darf billigerweiſe nur zur Ungleichheit der Pflichten **) führen. Die Hierarchie nach Fähigkeiten iſt nothwendig und fruchtbar; die Belohnung nach Fähigkeiten iſt mehr als unheilvoll, ſie iſt eine Ruchloſigkeit.

Alſo ſtand die von den Saint-Simoniſten vorgeſchlagene Art der Gü-

---

*) Der Menſch hat phyſiſche Bedürfniſſe, deren Grenze die Natur ſelbſt bezeichnet. Er hat moraliſche Bedürfniſſe, die in einer geregelten und fortſchreitenden Geſellſchaft die Mittel finden würden, ſich zu befriedigen und vollkommen zu entwickeln. Was die rein künſtlichen Bedürfniſſe betrifft, welche eine fehlervolle und verdorbene Ziviliſation ſchafft, und aus denen ausſchweifende Anſprüche entſtehen können, ſo würden ſie in einer geregelten Geſellſchaft nur individuelle Krankheiten ausmachen, welche nicht zu nähren, ſondern zu heilen die Geſellſchaft ſich ſelbſt ſchuldig wäre.

**) Wie dieſen Grundſatz in Anwendung bringen? Eine weitere Ausführung darüber taugt nicht in den Plan dieſes Werkes. Wir haben uns darauf beſchränken müſſen, den wunden Fleck der Saint-Simoniſtiſchen Neuerungen nachzuweiſen. Die Natur unſeres Buches geſtattete keine detaillirte Kritik des Saint-Simonismus, von welchem wir blos ſoviel geſagt haben, als zu wiſſen nöthig iſt, um ſeine geſellſchaftliche Bedeutung und ſeine wahre Geltung zu würdigen.

tervertheilung in förmlichem Widerſpruch mit dem edlen, von ihnen ſelbſt angekündigten Zwecke: einer allgemeinen, auf Liebe gegründeten Verbrüderung. Dies iſt noch nicht alles. Als man ſie fragte, wer der Richter über die Fähigkeiten ſein würde, und wie ſie es mit der Einſetzung der Gewalt halten wollen, antworteten ſie ohne Bedenken: „Das Geſetz iſt in den kritiſchen Epochen nur ein todter Buchſtabe, und dieſem todten Buchſtaben gehorcht man; aber in den organiſchen Epochen bedarf es eines Geſetzes, welches mit dem Geſetzgeber in Eins verſchmilzt, eines lebendigen Geſetzes. Derjenige wird herrſchen, der ſich am fähigſten dazu fühlt und ſich als ſolcher auch bei den Andern Geltung zu verſchaffen weiß.“ Somit beabſichtigten ſie einen perſönlichen und friedlichen Despotismus, der ſeine Quelle in der ganz freiwilligen Beiſtimmung der Beherrſchten hatte, was mit der Formel ausgedrückt werden konnte: Das Oberhaupt wird der Liebendſte und der Geliebteſte ſein. Nun hätten die Saint-Simoniſten, um weniger inkonſequent in ihren Lehren zu ſein, begreifen müſſen, daß bei einem Syſtem, wo der geſellſchaftliche Reichthum nicht auf eine rein brüderliche Art vertheilt wird, und die ökonomiſche Wiſſenſchaft nicht nach den Regeln der Familie gemodelt iſt, die Herrſchaft der Liebendſten und Geliebteſten eine Chimäre, eine Unmöglichkeit iſt. Denn wenn man die Gewalt beauftragt, die Früchte der geſellſchaftlichen Arbeit ungleich zu vertheilen, ſo ſetzt man ſie bitterem Tadel aus und bereitet ihr Hinderniſſe ohne Zahl; dadurch, daß man ihr das Recht zuerkennt, Vorzüge zu haben, macht man ihr Feinde. Die Klaſſeneintheilung der Fähigkeiten mußte, wenn ſie auch nur halbwegs der Ungleichheit der Talente entſprechen ſollte, zur unvermeidlichen Folge haben, daß die Ausübung der perſönlichen Gewalt früher oder ſpäter gehäſſig wurde, und der Haß ſich im Gefolge der Eiferſucht, die Anarchie im Gefolge des Haſſes in den Bund einſchlich. War man aber da angekommen, was wurde dann aus dem Syſtem? Es mußte ſich entweder durch Zwangsmittel aufrecht erhalten oder zuſammenſtürzen.

Man wird etwas weiter unten ſehen, wie aus dieſem Grundirrthum: Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, noch andere Irrthümer entſtanden, welche mit der Umwandlung des Saint-Simonismus begannen und mit ſeinem Untergange endeten. Aber bevor wir dieſe zweite Lebensphaſe der Saint-Simoniſtiſchen Schule beſprechen, müſſen wir einige Worte über ihre äußere Rolle ſagen und über ihre Wirkſamkeit in der Geſellſchaft.

Die Juliusrevolution hatte dem Saint-Simonismus einen auffallend kräftigen Anſtoß gegeben. Was im Anfang nur eine Schule geweſen, war jetzt eine Familie. Mit der Macht eines gründlichen Unterrichts und mit feiner Geiſtesbildung die Leidenſchaft des Proſelytismus vereinigend,

Männer von Welt und Sektirer, hatten ſich die erſten Adepten nach allen Richtungen verbreitet, den Rednern einen ſchallenden Hörſaal verſprechend, die Dichter und Künſtler durch den Köder eines leichten Ruhmes anlockend, den Gelehrten beweiſend, daß die Wiſſenſchaft des Liberalismus eine falſche und leere ſei, ohne Nachdruck und ohne gemüthlichen Kern, mit den Frauen von ſchönen Künſten, von Liebe und wahrer Freiheit ſprechend. Der Erfolg dieſer Verſuche war reißend ſchnell geweſen; nach den individuellen Eroberungen hatte man auf Eroberungen der Maſſen denken können. Die Hierarchie war gegründet: zuerſt das Kollegium, ſofort der zweite Grad, dann der dritte Grad. Der *Globe*, welchen der Rücktritt der Doktrinäre, die ihn redigirten, in den Händen des Herrn Pierre Leroux, eines ausgezeichneten Denkers und großen Schriftſtellers, gelaſſen hatte, der *Globe* war das tägliche Journal der Schule geworden, die ſich bereits im Beſitz des *Organiſateur* befand. Es hatte an Geld gefehlt: Geſchenke floſſen reichlich heran. Herr von Eichthal hatte eine anſehnliche Summe geliefert. Auf einen Brief von Bazard=Enfantin hatte Herr Henri Fournel, welcher ſich damals in Creuzot befand, mit der Anerbietung ſeines ganzen Vermögens geantwortet und zwar unter der Firma: Henri und Cecile Fournel für ihr Kind. In einer Geſellſchaft, in welche der gröbſte Handelsgeiſt eingedrungen, war dieſe Begeiſterung gewiß etwas Wunderbares und Rührendes. Die meiſten Journale waren um dieſe Epoche blos Spekulationen: der *Globe* wurde unentgeldlich vertheilt.

Aber dies wäre zu wenig geweſen für den Eifer, von welchem die Adepten ſich belebt fühlten: auf die beſcheidenen Verſammlungen, welche vor der Juliusrevolution in der Straße Taranne ſtattgefunden, folgten die lärmenden Predigten der Straße Taitbout. Hier erſchienen Männer voll Beredtſamkeit, wie die Herren Barrault, Charton, Laurent, Abel Tranſon, um die Souveränetät des Wortes auszuüben. Nichts Merkwürdigeres als der Anblick dieſer Verſammlungen. Um einen großen Saal herum, unter einem gläſernen Dache, zogen ſich drei Stockwerke von Logen. Vor einem Amphitheater, deſſen rothe Bänke jeden Sonntag von Mittag an eine eifrige Menge bedeckte, placirten ſich in drei Reihen ernſte junge Männer in blauer Kleidung, und unter ihnen erblickte man einige Damen in weißen Kleidern und violetten Echarpen. Bald erſchienen, den Prediger führend, die zwei höchſten Väter, die Herren Bazard und Enfantin. Bei ihrem Anblick erhoben ſich die Schüler mit Rührung und Ehrfurcht, unter den Zuſchauern trat ein tiefes Stillſchweigen voll Sammlung oder Spott ein, und der Redner begann. Viele hörten ihn im Anfang mit einem Lächeln auf den Lippen und Hohn in den Augen an; aber nachdem er geſprochen hatte, regte ſich in der ganzen Verſammlung ein mit Bewunderung gemiſchtes Staunen, die

hartnäckigſten Skeptiker konnten ſich einer langen Verſunkenheit in Gedanken oder einer geheimen Rührung nicht erwehren.

Und alles zielte darauf hin, dieſe Propaganda wirkſam, unwiderſtehlich zu machen. Die Familie, welche ſich in der Straße Monſigny feſtgeſetzt hatte, war gleichſam ein brennender Herd, der die doppelte Kraft hatte, anzuziehen und zu ſtrahlen. Die Lehre entwickelte ſich hier beim Lärm der Feſte und unter dem begeiſternden Blicke der Frauen. Ihre Beſchäftigungen, ihre Träume von Glück und die Neigungen ihrer Kindheit verlaſſend, waren Ingenieurs, Künſtler, Aerzte, Advokaten, Dichter herbeigelaufen, um ihre großherzigſten Hoffnungen zu vergeſellſchaften; die einen hatten ihre Bücher, die andern ihre Meubles gebracht; die Mahlzeiten fanden gemeinſchaftlich ſtatt; man verſuchte ſich im Kultus der Brüderſchaft. Der Name Väter wurde den Mitgliedern jedes höhern Grades von denen der niedrigeren Grade gegeben, und die Damen, welche an dieſer geiſtigen Kolonie Theil nahmen, erhielten die ſüßen Benennungen: Mütter, Schweſtern oder Töchter. Hierher führten die immer zahlreicher werdenden Verbindungen, welche eine fleißige Korreſpondenz zwiſchen den Neuerern von Paris und denen der Provinz gründete, und von dieſem Punkte gingen, um in ganz Frankreich das Saint-Simoniſtiſche Wort auszuſtreuen, Miſſionäre aus, welche überall Spuren ihres Durchzuges zurückließen: in den Salons, in den Schlöſſern, in den Gaſthöfen, in den Hütten, von den Einen mit Begeiſterung begrüßt, von den Anderen gehöhnt, aber unermüdlich in ihrem Eifer. So waren die Herren Jean Reynaud und Pierre Leroux nach Lyon geſchickt worden, das ſie in Flammen ſetzten, und das eine unvergängliche Erinnerung an ihren Beſuch bewahren ſollte.

Dieſe thatkräftige Bewegung gehorchte gleichwohl nicht den Geſetzen einer unbeugſamen Einigkeit. Ueber die Art, wie die Fragen geſtellt werden ſollten, waren Alle einverſtanden; nicht ſo über die Art, wie ſie definitiv entſchieden werden ſollten. Dieſe Meinungsverſchiedenheit that ſich beſonders in den Miſſionen kund, wo, fern von den Blicken der Oberhäupter, jeder einzelne Prediger ſich ſeinen eigenen Inſpirationen hingab. Bei den einen, wie bei Herrn Margerin, war es der Myſtizismus, der vorherrſchte; andere, wie Herr Jean Reynaud, waren von revolutionärem Geiſte, von der demokratiſchen Denkungsweiſe erfüllt.

Derſelbe Mangel an Einigkeit machte ſich in den Saint-Simoniſtiſchen Schriften bemerklich, wenn man ſie unter ſich vergleicht. „Die Darlegung“ von Herrn Bazard; die „Briefe über die Religion und die Politik“ von Herrn Eugène Rodrigues; die „Fünf Reden“ des Herrn Abel Tranſon; die „Bemerkung“ des Herrn Olinde Rodrigues über die Ehe und ihre Scheidung; die Vorleſungen des Herrn Pereire über die Induſtrie und die Fi-

nanzen; die „Drei Familien“ von Herrn E. Barrault; die Schriften der Herren Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Margerin, Cazeau, Stephane Flachat, Charles Duveyrier, Enfantin über Metaphyſik, über die Künſte, über politiſche Oekonomie — alle dieſe Werke ſind weit entfernt, ein gleichſinniges, vollſtändiges Lehrbuch zu bilden, und zeugen blos von einer langwierigen, gelehrten und muthvollen Ausarbeitung.

Wie dem auch ſei, der Globe faßte alle dieſe verſchiedenen Anſtrengungen zuſammen und populariſirte ſie. Geleitet von Herrn Michel Chevalier, einem Mann von wenig Originalität, der aber ein merkwürdiges Talent beſaß, die Ideen, welche er annahm, dem Verſtändniſſe des großen Publikums zuzuführen, hatte ſich der Globe, um die Geſellſchaft, die unter ſeinen Augen dahinging, zu beurtheilen, auf einen ſehr erhabenen Geſichtspunkt geſtellt, und der Krieg, welchen er mit den beliebteſten Inſtitutionen führte, war ebenſo ungeſtüm als unerbittlich, obgleich voll von philoſophiſcher Schonung für die Einzelnen wie für die Parteien. Unter den Angriffen, welche der Saint-Simonismus gegen eine geſellſchaftliche Ordnung richtete, die er für fehlerhaft erklärte, ſind die kühnſten ohne Widerrede die gegen das Erbſchaftsſyſtem.

Den Saint-Simoniſten zufolge ſchritt die Menſchheit einem Zuſtande entgegen, wo die Individuen nach Maßgabe ihrer Fähigkeit in Klaſſen getheilt und je nach ihren Werken belohnt würden. Das Eigenthumsrecht, wie es dermalen war, mußte alſo abgeſchafft werden, weil es einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen die Mittel lieferte, von der Arbeit Anderer zu leben, weil es die Eintheilung der Geſellſchaft in Arbeiter und Müßiggänger feſthielt, weil es endlich allen Begriffen von Billigkeit zum Trotze die Ausbeutung derjenigen, welche wenig konſumiren und viel produziren, durch diejenigen, welche viel konſumiren und wenig oder ſogar nichts produziren, geſtattete. Aber das Inſtitut der Erbſchaft war nach den Saint-Simoniſten nicht blos ungerecht, ſondern ſogar verderblich; es wurde nicht blos durch die Billigkeit verworfen, ſondern auch und hauptſächlich durch die Wiſſenſchaft. Und wirklich, aus was beſteht denn der Reichthum? Aus Grundſtücken, aus Kapitalien. Was ſind die Kapitalien in Beziehung auf die Produktion? Werkzeuge der Arbeit. Was ſind die Kapitaliſten? Die Depoſitäre dieſer Werkzeuge. Und was iſt folglich die geſellſchaftliche Funktion der Kapitaliſten? Die Werkzeuge an die Arbeiter zu vertheilen. Nun erfordert dieſe Funktion, die wichtigſte von allen, eine tiefgehende Kenntniß des induſtriellen Mechanismus, ein durchgreifendes Verſtändniß der Geſetze, welche die Verhältniſſe zwiſchen der Produktion und der Konſumtion regeln. Somit könnte ſie nicht ohne unermeßliche Gefahren den Bevorrechteten der Geburt anvertraut werden, welche blos die Auserwählten des Zufalls ſind. Ueberdies wurde die Erbſchaft nicht minder unwiderruflich durch den Gang der Ge-

ſchichte verworfen. War nicht die Sklaverei, das Eigenthumsrecht des Menſchen auf den Menſchen, abgeſchafft worden? Hatte man nicht der Leibeigenſchaft, welche blos eine andere Form des Eigenthumsrechtes des Menſchen auf den Menſchen war, ihr Recht angethan? Hatte man nicht ſtatt der Rechte der Erſtgeburt und der Nachfolge, einer dem Rechte der Uebertragung angewieſenen Grenze, die gleiche Theilung zwiſchen den Kindern eingeführt, eine andere dem Rechte der Uebertragung angewieſene Grenze? Die Natur des Eigenthumsrechtes, ſein Charakter, ſein Umfang, ſeine Wirkungen, alles das war alſo dem Willen des Geſetzgebers, der Macht der allgemeinen Bewegungen, welche die Geſellſchaften hinreißen, unterworfen, und es handelte ſich nur noch darum, den Abhang, auf welchen die Geſellſchaften augenſcheinlich durch die Geſchichte geſtellt worden waren, bis an's Ende hinabzuſteigen. Wenn man das Geſetz des Fortſchrittes annahm, ſo mußte man auch als nothwendigen Folgeſatz die ſtufenweiſe Vervollkommnung der Induſtrie annehmen. Dann reduzirte ſich die ganze Frage darauf, zu wiſſen, ob es im Intereſſe der Induſtrie liege oder nicht, daß der Miethzins aus den Grundſtücken und den Werkzeugen der Arbeit von Tag zu Tag wohlfeiler würde. Aber konnte die Frage zweifelhaft erſcheinen? Daß die Müßiggänger das Sinken des Arbeitslohnes und das Steigen der Intereſſen, der Miethzinſe, der Pachtgelder wünſchten, war ganz natürlich; aber die Arbeiter mußten gerade das Gegentheil wünſchen. Die Entwickelung der Arbeit zog alſo das fortwährende Sinken der Intereſſen, der Miethzinſe, der Pachtgelder nach ſich. Dies angenommen, fragten ſich die Saint-Simoniſten, was die Eigenthümer thun würden, wenn das Sinken dermaßen überhand nähme, daß es ihnen nicht mehr geſtattet wäre, von den Intereſſen, vom Miethzins, von den Pachtgeldern allein zu leben? Sie wären dann gezwungen, zu arbeiten. Aber nach dem Tod des arbeitenden Eigenthümers könnte leicht der Sohn weder dieſelben Neigungen, noch dieſelbe Tüchtigkeit haben, wie der Vater. Der Künſtler z. B., wenn er der Sohn eines ackerbauenden Eigenthümers und in die Unmöglichkeit verſetzt wäre, von der Rente aus ſeinen väterlichen Grundſtücken zu leben, der Künſtler hätte keine andere Wahl, als ſich entweder dadurch, daß er ſeine Domäne ſchlecht und mit widerſtrebendem Herzen anbaute, zu ruiniren, oder ſie zu verkaufen, um ſich dem ſeiner Fähigkeit angemeſſenſten Berufe zu widmen. Und wenn ſich geſellſchaftliche Phänomene dieſer Art im ganzen Umfang der Geſellſchaft kundthäten, wäre es dann nicht augenſcheinlich, daß es zu einer allgemeinen Liquidation kommen müßte, in welche nur der Staat Ordnung zu bringen vermöchte, und deren Beſorgung ihm anzuvertrauen im Intereſſe der Eigenthümer ſelbſt läge?

Man ſieht, mit welcher Freimüthigkeit ſich die Saint-Simoniſten an die kitzlichſten Probleme machten. Und denjenigen, welche eben in dieſer

Eigenthumsfrage ihnen vorwarfen, ſie zerſtören mit dem Erbſchaftsrecht den Sporn, welcher für den Vater in der Hoffnung liege, ſeinen Sohn zu bereichern, denen antworteten ſie, dieſer Sporn ſei für die Mehrzahl der Arbeiter, welche der Menſchheit zur Zierde gereicht, nicht vorhanden geweſen; er ſei weder für die Päpſte vorhanden geweſen, noch für die Mönche, noch für eine Menge einſichtsvoller und wirkſamer Männer, welche unter die herbe Regel des Cölibats ein Leben geſtellt haben, das ihre Arbeit unſterblich machen ſollte.

Sie hätten noch weit entſchiedener antworten können, wenn ſie ſtatt der Formel: Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, diejenige angenommen hätten, die man aus den reinſten Quellen der evangeliſchen Moral ſchöpft. In der That hätte der Vater, ſobald die Lehre von der Pflicht als Grundlage der geſellſchaftlichen Moral anerkannt wäre, nicht mehr nöthig, durch eigene Vorſorge den ſchlimmen Folgen der Nichtvorſorge des Staates vorzubeugen; er hätte nicht mehr nöthig, ſeinem Sohne in der Geſellſchaft zumvoraus die Stelle eines Kapitaliſten zu ſichern, die einzige, welche heutzutage verbürgt iſt, und die Wirkſamkeit jedes Einzelnen hätte andere Triebfedern, wenn die Geſellſchaft aus einer großen Familie beſtände, wo für alle Menſchen, die es redlich meinen, ein Platz bezeichnet wäre, nach jenem Wort des Evangeliums, dem ſchönſten, fruchtbarſten, rührendſten, das jemals ausgeſprochen worden iſt: „Friede unter den Menſchen, die das Gute wollen!“

Unglücklicherweiſe gingen die Saint-Simoniſten, während ſie in der Praxis viel zu weit gingen, als Theoretiker nicht weit genug. Für ihr Jahrhundert wollten ſie zu viel; für die Gerechtigkeit und Wahrheit wollten ſie nicht genug.

Inzwiſchen herrſchte ein geheimer Zwieſpalt im eigenen Herzen der Saint-Simoniſtiſchen Familie. Die Prinzipien waren aufgeſtellt: nun blieb noch übrig, ſie durch die Anwendung zu bewahrheiten. Dieſe gefährliche Anwendung, mußte man ſie verſuchen? Mußte man von der Theorie zur Praxis übergehen, nachdem man die Theorie vollendet hatte? Hier theilten ſich die Anſichten im Kollegium. „Es ſind,“ ſagten die Einen, „noch nicht alle Probleme entſchieden, obgleich ſie aufgeſtellt ſind: bleiben wir vereint, aber blos um unſer Werk der Ausarbeitung und Propaganda fortzuſetzen. Wenn wir die Geſellſchaft, die uns umgibt, für unſere Sache gewonnen haben werden, ſo wird ſie ſchon ihre Revolution machen. Hüten wir uns, eine kleine Geſellſchaft mitten in der großen zu ſchaffen. Seien wir Apoſtel und trachten wir nicht darnach, Herrſcher zu werden.“ — „Wir haben genug dogmatiſirt,“ antworteten die Andern, „die Hauptſache iſt jetzt, daß wir uns an's Werk machen. Predigen wir mit unſerem Beiſpiel, organiſiren wir Arbeiten, konſtituiren wir eine Regierung, wie ſie unſeren Ideen entſpricht, treten wir aus dem rein apoſtoliſchen Stande heraus.“ So dachten Bazard

und Enfantin: ihre Anſicht mußte natürlicherweiſe den Sieg davon tragen. Man ſorgte alſo für Errichtung von Werkſtätten; man warb Anhänger unter den Proletariern; man berief ihrer mehrere, deren Kinder unter Feierlichkeiten adoptirt wurden; man theilte ſich ehrgeizig in die Hauptſtadt und in die Provinzen, ſo daß der Saint-Simonismus ſeine eigene Geographie hatte; die beiden höchſten Väter nahmen den Titel: Päpſte, an, eine Benennung, welche zu gleicher Zeit einen Gedanken des Stolzes enthüllte und ein verwegenes Plagiat verrieth; endlich handelte es ſich nicht mehr darum, aus einer ausgewählten Anzahl auserleſener Männer eine Achtung gebietende Synagoge zu bilden, ſondern Kräfte zuſammenzubringen, welche der Globe jeden Morgen mit emphatiſchen Poſaunenſtößen aufzählte. Aus dieſer neuen Tendenz erwuchſen kaum glaubliche Täuſchungen. Man wagte es, ſeine Blicke auf die Tuilerien zu richten: Ludwig Philipp wurde in Briefen aufgefordert, ſeinen Platz den Herren Enfantin und Bazard abzutreten. Der Saint-Simonismus, welcher im Anfang eine Schule, dann eine Familie geweſen, wurde eine Regierung, und eine Regierung, welche die Beſtimmung hatte, die Gewalt des Katholizismus zu erſetzen.

In allem dem ſah Bazard, welcher ſich lange Zeit mit den Ideen des Herrn von Maiſtre genährt hatte, nur eine politiſche Folgerung; aber Enfantin führte nichts Geringeres im Schilde, als die zahlreichen von der Doktrin aufgeregten Probleme in ihrer ganzen Ausdehnung zu umfaſſen und eine Religion zu gründen.

Zu dieſer Abweichung der Anſichten bei den beiden Häuptern der Lehre kam eine tiefliegende Verſchiedenheit des Charakters und der Organiſation. Bazard war eine männliche Seele; aber etwas ängſtlich, weil er den überlegenden Verſtand vorwalten ließ, wollte er nur klare, beſtimmte Ideen gelten laſſen; in die politiſchen Kämpfe der Reſtauration gemiſcht, hatte er ſich aus ſeinem Carbonaroleben revolutionäre Inſtinkte, nachdrucksvollen Haß, den Wunſch, thätig in die Angelegenheiten des Landes einzugreifen, die Luſt zu leicht anwendbaren Theorien bewahrt. Enfantin dagegen verband mit etwas Weiblichem in ſeiner Empfindungsweiſe einen kühnen, waghalſigen Geiſt; der methodiſchen Langſamkeit Bazard's ſetzte er einen ungeduldigen, unerſchöpflichen Unternehmungsgeiſt entgegen; aber was Bazard in der Benutzung der gegebenen Mittel, in der Anwendung der politiſchen Kräfte ſuchte, und was er nöthigenfalls von der Gewalt erwartet haben würde, das wollte Enfantin durch das Uebergewicht der intellektuellen Kühnheit und die friedlichen Siege der Verführung auswirken. Der erſte fühlte ſich einen Tribun, der zweite machte ſich zum Apoſtel. Der erſte hätte ſich gern in die Anwendung der Logik und Wiſſenſchaft verſchloſſen; der zweite ging darauf aus, ſeine Herrſchaft dadurch annehmbar zu machen, daß er der Macht der Ueberführung

den Myſtizismus beifügte. Enfantin's Organiſation war alſo vollſtändiger. Dabei iſt zu bedenken, daß er ein Mann von ſeltener Schönheit, unvergleichlicher Heiterkeit war und die Kunſt beſaß, durch die dichtgeſchloſſenſte Dialektik die überraſchendſten Paradoxen zu rechtfertigen.

So lange die Schule ſich damit begnügt hatte, den dogmatiſchen Theil des Saint-Simonismus zu entwickeln, war Bazards Wirkſamkeit vorherrſchend geweſen; er hatte ſeinen Kollegen ſogar gezwungen, zu Gunſten des Inſtituts der Ehe eine öffentliche Erklärung mit ihm zu unterzeichnen, welche Enfantin in ſeinem Innern verläugnete. Aber Bazard fand ſich in eine Laufbahn geworfen, wo es ihm verboten war, ſtille zu ſtehen. Was war in der That Saint-Simons Gedanke? Daß die Löſung des großen Problems darin beſtehe, ein **religiöſes** Band zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht, oder auch zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Induſtrie aufzufinden. Wenn alſo die Saint-Simoniſten die Nothwendigkeit verkündeten, die Induſtrie den Geſetzen der Verbrüderung gemäß zu organiſiren, und wenn ſie das Prinzip der Klaſſeneintheilung der Fähigkeiten aufſtellten, ſo hatten ſie damit nur die eine Hälfte der Aufgabe erfüllt. Man mußte weiter gehen, man mußte es nach dem, durch die beredten Briefe von Eugène Rodrigues gegebenen, Impulſe zum religiöſen Theile des Saint-Simonismus treiben und vor allem entſcheiden, ob die Geſellſchaft eine religiöſe Zukunft habe.

Ueber dieſen Punkt waren Bazard und Enfantin einverſtanden. Sie erkannten beide an, daß die religiöſe Entwickelung der Menſchheit drei Hauptformen in ſich begriffen habe: den *Fetiſchismus*, in welchem der Menſch die Natur in jedem ihrer ſichtbaren Produkte zum Gott macht; den *Polytheismus*, in welchem der Menſch ſich zu Abſtraktionen erhebt, die er zum Gott macht; den *Monotheismus*, worin er die ganze Schöpfung auf eine einzige, außerhalb der Welt liegende Urſache zurückführt. In der Aufeinanderfolge dieſer drei Hauptformen erkannten ſie den Beweis für einen leicht darzulegenden Fortſchritt. Denn im *Fetiſchismus* iſt die Furcht ſo ziemlich das einzige Gefühl, welches den Menſchen mit der Gottheit, ſo wie er ſie auffaßt, verbindet. Im *Polytheismus* miſcht ſich die Liebe in die Furcht, obgleich in dieſer Religionsform der Typus des Gerechten immer noch derjenige iſt, welchen man als die Götter fürchtend ſchildert. Im *Monotheismus* endlich, deſſen beide Phaſen das Judenthum und das Chriſtenthum bilden, ſtrebt in den Empfindungen des Menſchen gegen die Gottheit die Liebe immer mehr den Sieg über die Furcht davon zu tragen. Nicht minder fühlbar iſt der Fortſchritt der religiöſen Idee in Beziehung auf ihre geſellſchaftliche Geltung. Denn nach dem *Fetiſchismus*, welcher dem vereinzelten Kultus der *Familie* entſpricht,

kommt der Polytheismus, welcher nur den Kultus der Stadt feſtſetzt; und nach dem Monotheismus der Juden, welcher die Einheit Gottes nur mit dem Beifügen: „Gott hat ein einziges Volk auserwählt,“ verkündet, kommt der Monotheismus der Chriſten, welcher zu gleicher Zeit ſowohl die Einheit Gottes, als auch die Einheit der menſchlichen Familie ausſpricht.

Daraus ſchloſſen Bazard und Enfantin auf gleiche Weiſe, daß trotz des Skeptizismus, von dem ſie umgeben ſeien, einer zufälligen Krankheit, worüber man ſich in einer kritiſchen Epoche nicht wundern dürfe, die Menſchheit einer religiöſen Zukunft entgegenſchreite, deren Seele der Pantheismus ſein müſſe.

Bei dieſem Glaubensbekenntniß wollte Bazard ſtehen bleiben, aber es war nicht mehr Zeit: Enfantin war da, ein drängender, unerbittlicher Logiker. Da die Menſchheit eine religiöſe Zukunft hatte, ſo war es Pflicht, ſich mit dieſer Zukunft zu beſchäftigen. Was war nun in dieſer Beziehung Saint-Simons Gedanke geweſen? Bazard mußte es wohl wiſſen, da er ihn ſelbſt ausgeführt und entwickelt hatte. Ja, Bazards eigenen Schriften zufolge hatte das Chriſtenthum mit den Dogmen von der Erbſünde, vom Fall der Engel, vom Paradies und von der Hölle die alte Theorie vom Kampfe zweier Prinzipien: des Guten und des Böſen, angenommen. Und Bazard hatte nicht geläugnet, daß das Chriſtenthum das Prinzip des Böſen in der Materie geſehen hatte, wie mehr als zur Genüge aus dem Vorzug, welcher dem Cölibat vor der Ehe bewilligt worden war, aus dem Befehl, welchen man den Menſchen gegeben, ihr Fleiſch zu kreuzigen, aus der Gleichgültigkeit, welche die Kirche gegen die Leitung der materiellen Wirkſamkeit der Menſchen beurkundet hatte, und aus dem berühmten Lehrſatze: „Das Leiden iſt heilig,“ hervorging. Daran erinnerte Enfantin ſeinen Freund Bazard und forderte ihn auf, alle Konſequenzen folgender, ihnen gemeinſchaftlicher Erklärung zu ziehen: „Die merkwürdigſte und neueſte, wo nicht wichtigſte Form des Fortſchrittes, welchen die Menſchheit jetzt zu machen berufen iſt, beſteht in der **Wiederanerkennung** (réhabilitation) **der Materie,** einer Weiſe des allgemeinen Daſeins, über welche das Chriſtenthum ſeinen Tadel ausgeſprochen hat.“

Nach Enfantin beſtanden dieſe Konſequenzen darin, daß die Künſtler, in ihrer Eigenſchaft von Auslegern des Prinzips der Liebe, als Band zwiſchen den Gelehrten und den Gewerbtreibenden dienen und ſomit ein Prieſterthum ausüben müſſen, deſſen Zweck wäre, die Harmonie zwiſchen dem Geiſt und der Materie zu begründen, die man ſeit ſo langer Zeit einander feindlich gegenübergeſtellt; daß der Prieſter ſich vornehmen müſſe, die beiden Naturen zu begeiſtern und zu leiten, indem er den Schwung der

ſinnlichen Begierden ſo gut wie den der geiſtigen begünſtige und in Ordnung bringe; daß es für das Glück der Menſchheit von Wichtigkeit ſei, daß die mit tiefen Neigungen begabten Weſen nicht durch eine unüberſchreitbare Schranke von den mit lebhaften Neigungen begabten Weſen getrennt werden, und daß die Sendung des **Prieſters** darin beſtehe, dieſe Schranke fallen zu machen. Indem er nun aus der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herzuſtellenden Harmonie auf die Gleichheit des Geiſtes und der Schönheit, des Mannes und der Frau, ſchloß, verkündete Enfantin als eine religiöſe Nothwendigkeit die Emanzipation der Frau und ihre Theilnahme an der höchſten Gewalt, was das **Prieſterpaar** gebildet haben würde.

Das **Prieſterpaar** hätte zur Aufgabe gehabt, „die Macht ſeiner Liebe den Weſen aufzulegen, die ein vermeſſener Geiſt oder glühende Sinne irre führen, und dagegen von ihnen die Huldigung einer geheimnißvollen, keuſchen Zärtlichkeit oder die Verehrung einer feurigen Liebe zu empfangen. Den ganzen Zauber der Schamhaftigkeit und ebenſo die ganze Lieblichkeit der Wolluſt kennend, hätte es den Geiſt der einen und die Sinne der andern beherrſcht.“ — „In unſerer kritiſchen Welt,“ fügte Enfantin hinzu, „haben wir jenen göttlichen Einfluß der Frau des Mittelalters oder der chriſtlichen Jungfrau auf das Leben des Edelknaben und des Ritters vergeſſen; wir wiſſen nicht mehr, welche hoffnungsloſe Aufopferung eine Schärpe, ein Blick, ein wenn auch nur halbes Lächeln zu gebieten vermochte; aber hauptſächlich kennen wir die Macht einer tugendhaften Liebkoſung, eines frommen Kuſſes, einer heiligen Wolluſt nicht. Dieſe ſind gar nicht für uns vorhanden. Unſer Fleiſch iſt noch mehr befleckt, als unſer Geiſt, und dieſe einzige Idee ſchreckt eine Welt, welche die geſellſchaftliche, religiöſe und moraliſche Macht noch nicht kennt, die der Schönheit in der Zukunft vorbehalten iſt.“

Auf dieſe Art hätten die Verhältniſſe zwiſchen Gatten und Gattin ein geheimnißvoll inniges Einſchreiten des **Prieſters** nicht ausgeſchloſſen. Ohnehin verwarf Enfantin die Unbeſtändigkeit nicht durchaus. Er erblickte zwar zwei Fehler, den einen in der Gleichgültigkeit, welche in dem leichten Uebergange von einer Neigung zur andern beſteht, den andern in der Eiferſucht, der ausſchließlichen Liebe für ein einziges Weſen, einer verzehrenden Liebe, die jede Annäherung fürchtet, die ſich durch einen Blick in Unruhe verſetzen, durch einen Verdacht zur Verzweiflung treiben läßt; aber in dieſen zwei Fehlern, deren Typen in ſeinen Augen Don Juan und Othello waren, ſah Enfantin halb und halb zwei Tugenden. Die Leichtigkeit, von einer niedrigen Neigung zu einer höhern überzugehen, ohne ſich in der erſten ganz zu verlieren, ohne darin wie in einem Abgrunde zu verſinken, indem man ſie im Gegentheil als ein erſtes Element des Fortſchrittes betrachtete, dieſe Leichtigkeit

ſchien ihm Sache einer ſchönen und heiligen Natur zu ſein, vorausgeſetzt, daß ſie nicht in Vergeſſung eingegangener Verpflichtungen, in eitle Laune oder in Undankbarkeit ausartete. Auf dieſelbe Art fühlte er ſich von Ehrfurcht durchdrungen für jene tiefe Liebe, die ſich rückhaltlos gibt und aus zwei Exiſtenzen nur eine einzige macht, um ſie alle beide, die eine gekräftigt durch die andere, an das geſellſchaftliche Werk feſtzuknüpfen. Dieſe zwei Naturen in Einklang zu bringen, indem es ihnen Befriedigung gewährte und ihnen eine Regel auflegte, das wäre die Aufgabe des prieſterlichen Paares geweſen.

Es iſt nicht unnöthig, hier zu bemerken, zu welchen ungeheuerlichen Folgerungen die Anwendung eines falſchen Prinzips führen kann. Das Prinzip: Jedem nach ſeiner Fähigkeit u. ſ. w. war, haben wir geſagt, ein Hinderniß für die friedliche Ausübung der perſönlichen Gewalt oder des Prieſterthums. Enfantin begriff es. Er wollte die Gewalt möglich machen, indem er ſie verlockend machte, und er ließ ſich ſo weit führen, ſie zum gefährlichſten Mittel der Korruption zu machen, welches die Einbildungskraft der Wollüſtigen je ausgeſonnen hat.

In Beziehung auf die Grenze, welche dem Einfluß des Prieſters und der Prieſterin auf die Gläubigen geſetzt werden müſſe, geſtand Enfantin die Unzulänglichkeit ſeines Urtheils, indem das moraliſche Geſetz nach ihm nicht von dem Manne allein gefunden und nur dann mit bindender Kraft eingeführt werden konnte, wenn auch die Frau geſprochen hatte.

Dieſe ausſchweifende Idee gehörte gänzlich und ausſchließlich Enfantin an. Saint-Simon hatte nie etwas derartiges vorgeſchlagen. Die einzigen Worte, welche er über die Frauen geſchrieben, ſtehen in den „Briefen eines Bewohners von Genf an ſeine Zeitgenoſſen“ zu leſen und lauten alſo: „Die Frauen werden zur Unterzeichnung zugelaſſen und können auch ernannt werden.“ Der Schüler war alſo weit mehr Neuerer als der Meiſter. Denn die Lehre des Schülers unterwarf die Ehe der Ausübung eines prieſterlichen Rechtes, welches die Kinder in die Unmöglichkeit verſetzt haben würde, ihren Vater zu kennen. Es war dies die Sinnlichkeitslehre als Mittel der Regierung angewendet; es war die Wiedereinſetzung des Liebhabers durch den Beichtvater.

Vor dieſer Verkettung ſeltſamer Beweisführungen wich Bazard erſchreckt zurück. Er hielt an den Traditionen in Beziehung auf die Konſtituirung der Familie feſt. Er hatte eine Frau, die er zärtlich liebte, und als er Gelegenheit gefunden, eine ſeiner Töchter zu verheirathen, hatte er, ohne auf Enfantin's Vorwürfe zu achten, gewünſcht, daß die Ehe in den gewöhnlichen Formen vollzogen wurde. Er widerſtand alſo und widerſtand lange Zeit Aufforderungen, die ſeine ganze Seele in Unruhe verſetzten. Aber mit der

Heiterkeit, die ihn nie verließ, verfolgte Enfantin die Verwirklichung ſeines Planes. Nicht zufrieden, Bazard mit ſeinen Trugſchlüſſen in Diskuſſionen zu verſtricken, von denen die Mehrzahl der Saint-Simoniſten nichts wußte, gab er ſich angeſtrengt Mühe, gläubige Schüler an ſich zu feſſeln. Sein ſtrahlendes Geſicht, ſein edles Weſen, ſeine Kenntniß der Sprache, welche man gegen empfindſame und leidenſchaftliche Weſen führen muß, alles das umgab ihn mit einem wahren Nimbus. Mit einem ſtaunenswürdigen Gemiſche von Aufrichtigkeit und Liſt untergrub er allmälig im Gemüthe Einzelner die Ueberzeugungen, welche zu entwurzeln er ſich vorgeſetzt hatte. Um ihnen deſto ſicherer zu beweiſen, in welchen Täuſchungen ſie befangen ſeien, wußte er einzig und allein durch ſeinen Einfluß in das Geheimniß der Familien zu dringen; er veranlaßte Frauen zu einem öffentlichen Bekenntniſſe und ließ ſich ſelbſt furchtbare vertrauliche Geſtändniſſe ablegen, welche er auf eine Art benützte, die das Verdienſt ſeiner Theorien beweiſen mußte, ſtets bereit, ſich wegen der Wahl der Mittel mit der Aufrichtigkeit des Zweckes zu rechtfertigen.

Damals gingen in der Straße Monſigny, mitten in dieſer ſo ſkeptiſch und ſo ſpöttiſch gewordenen franzöſiſchen Geſellſchaft, ſo außerordentliche Szenen vor, daß man die Geſchichte der Wiedertäufer zu Hülfe rufen müßte, um Ihresgleichen aufzufinden. Diejenigen Mitglieder des Kollegiums, welche die Lehren Enfantins verwarfen, fühlten ſich auf einmal an den Rand eines unermeßlichen Abgrundes verſetzt, welchen ſie nicht geargwohnt hatten; ſie fragten ſich mit Schreck, ob ihr Leben bis jetzt nur ein Traum geweſen ſei; ſie empfanden einen namenloſen Schmerz, als ſie ſich vielleicht auf immer von demjenigen getrennt ſahen, den ſie in Stunden der Begeiſterung und unendlicher Zärtlichkeit ſo lange Zeit ihren Vater genannt hatten. Bei den andern verdoppelte ſich ihre unausſprechliche, inbrünſtige Innigkeit; es war eine Schwärmerei, die bis zum Wahnſinn ging. Oft währten in einem Saale, deſſen Thüren ſorgfältig verſchloſſen und deſſen Wände getreu waren, die Erörterungen ganze Tage, ganze Nächte hindurch, ohne Unterbrechung, ohne Zerſtreuung, ohne Ruhe. Bisweilen geſchah es, daß junge Leute, welche nicht ſo gut, wie ihre Kameraden, mit der Kraft begabt waren, dieſen verzehrenden Kämpfen zu widerſtehen, ſchwindlig wurden und in Ohnmacht fielen; man trug ſie weg, ohne daß deswegen die Diskuſſion in's Stocken gerathen wäre. Eines Tags hatte Herr Cazeaux eine Stunde der Extaſe und fing an zu weiſſagen. Ein andermal wurde Herr Olinde Rodrigues wie vom Schlage gerührt, weil auf ſeine Frage, die er an jedes einzelne Mitglied richtete: ob es nicht wahr ſei, daß der heilige Geiſt in ihm (Rodrigues) wohne, Herr Reynaud ihm eine ungläubige Antwort ertheilt hatte; die Kriſis war äußerſt gewaltſam, und der Doktor Fuſter mußte, um den Kranken

zu retten, Herrn Reynaud, welchen dieſer Zufall mit Bekümmerniß und Unruhe erfüllt hatte, zu einem förmlichen Widerrufe veranlaſſen. So groß iſt ſelbſt bei Männern von ernſtem Geiſte, ſo wie von geſunder und hoher Intelligenz die wunderliche Gewalt des Glaubens, wenn er einen gewiſſen Grad von krampfhafter Steigerung erlangt hat, und man kann aus der Sonderbarkeit dieſer Erſcheinungen auf die Macht der Bewegung ſchließen, welche der Saint-Simonismus geſchaffen hatte.

Obgleich das Geheimniß der Debatten, welche das Kollegium in Bewegung ſetzten, wohl bewahrt wurde, ſo war es doch unmöglich, daß die übrigen Mitglieder der Familie nicht wenigſtens einen indirekten Eindruck davon erhielten. Aus dem matten Gange der Mitglieder des Kollegiums, aus ihren Geſichtern, welche das Gepräge langer Schlafloſigkeit trugen, aus ihren farbloſen Lippen, aus der Verwirrung ihrer Sprache, aus dem Geheimniß, womit ſie ſich umgaben, hatten die Mitglieder des zweiten Grades erſehen, daß ein furchtbares Drama aufgeführt wurde; die Angſt war allgemein geworden. Aber welches Ende ſollten dieſe Spaltungen nehmen?

Man verſuchte es mit einer hierarchiſchen Einrichtung, welche die beiden Häupter verhindert hätte, ſich jeden Augenblick auf demſelben Boden zu begegnen. Der dreifachen Eintheilung der Geſellſchaft in Künſtler, Gelehrte und Gewerbtreibende entſprachen die drei Begriffe: Religion, oder Leitung der Gefühle; Dogma, oder Belehrung in der Wiſſenſchaft; Kultus, oder Beherrſchung der materiellen Intereſſen. Enfantin wurde zum Haupt der Religion ernannt; Bazard zum Haupt des Dogma; Olinde Rodrigues zum Haupt des Kultus. Eitler Verſuch! Die Trennung war unvermeidlich geworden.

In einem Geſpräche, welchem wenige Eingeweihte beiwohnten, maßen ſich Bazard und Enfantin zum letzten Male. Die Diskuſſion war voll Leidenſchaft. Bazards perſönliche Neigungen gaben dieſem Kampfe für ihn etwas Herzzerreißendes. Er fühlte wohl, daß es ſich um ſein ganzes Glück handelte. Er rang in einem langen Todeskampfe mit einem Manne, der ihn mit ſeiner unbarmherzigen Ruhe zu Boden ſchlug. Endlich gab er ſich überwunden, er wußte nicht mehr, wo einen Haltpunkt finden zwiſchen dem Irrthum, der ſich ihm aufdrängen wollte, und der Wahrheit, die ihm entwiſchte, und erſchöpft, verzweiflungsvoll ſah man ihn auf einmal, nach einer ganzen, in dieſem furchtbaren Zweikampfe zugebrachten Nacht zuſammenſinken, als hätte der Engel des Todes ihn berührt. Und während man ſich geſchäftig um ihn bemühte, ſagte Enfantin mit gehaltener Rührung: „Nein, es iſt nicht möglich, daß er ſo ſtirbt, er hat noch zu große Dinge auszuführen!“ Man hob Bazard bewußtlos auf, und es gelang, ihn in's Leben zurückzurufen. Aber die Quellen der Freude waren auf

immer in ihm verſiegt. Er kränkelte ſeitdem beſtändig, und einige Zeit darauf ſtarb er.

Unmittelbar nach der Erklärung der Spaltung, den 19. November 1831, fand eine allgemeine Verſammlung der Familie ſtatt. Enfantin erſchien dabei in ſeiner Eigenſchaft als **höchſter Vater.** Aber es hatten ſich mehrere Saint-Simoniſten eingefunden, die, ohne ſich unter Bazards Banner zu ſammeln, feſt entſchloſſen waren, das Enfantin's zu verlaſſen, und unter welchen man die Herren Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Jules Lechevallier, Carnot, Fournel, Abel Tranſon zählte. Enfantin ergriff das Wort, und nachdem er die Urſachen des geheimen Mißverſtändniſſes aufgeführt, welches ſeit langer Zeit zwiſchen Bazard und ihm vorwalte, ſetzte er ſeine Ideen auseinander über die Wiedereinſetzung des Fleiſches in ſeine Rechte, über die Eheſcheidung, als das Streben nach einer edleren Liebe betrachtet, über die dem Saint-Simoniſtiſchen Prieſter, ſei er nun Mann oder Frau, vorbehaltenen Funktionen, über die Nothwendigkeit endlich, die Frau dem Manne gleich zu machen im Staate ſowohl, als in der Familie, im Tempel ſowohl, als im Staate. „Gleichwohl," fügte er hinzu, „iſt es kein Geſetz, das ich euch gebe, keine Lehre, keine Unterweiſung, ich ſpreche blos die Meinung eines Einzelnen aus . . . . . . Das moraliſche Geſetz der Zukunft kann nicht ohne die Frau enthüllt werden. Bis jetzt erkläre ich, daß jede Handlung, die, aus unſerer Lehre hervorgehend, von den Sitten und den moraliſchen Begriffen der Welt, welche uns umgibt, getadelt werden müßte, eine unmoraliſche Handlung wäre; denn ſie wäre für die Lehre im Allgemeinen unheilvoll, und was mich perſönlich betrifft, ſo würde ich darin den größten Beweis von Abneigung erblicken, den eines meiner Kinder mir geben könnte." Aber dieſe Rückhaltung genügte nicht, um in den Augen der Mißvergnügten die Gefahr der Inſinuationen Enfantin's zu ſchwächen. Herr Pierre Leroux fällt ihm lebhaft in's Wort, proteſtirt im Namen des Kollegiums und kündet an, daß er ſich zurückziehe. Herr Jules Lechevallier erklärt, da nach Enfantin's eigenen Geſtändniſſen die Moral der Lehre noch nicht gefunden ſei, ſo ſei es auch nicht möglich, an die Konſtituirung der Saint-Simoniſtiſchen Familie zu denken, und alles bleibe im Stand der Ausarbeitung. Abel Tranſon beklagt ſich niedergeſchlagen über den Mißbrauch, welchen der höchſte Vater im Intereſſe der Lehre von den Privatbekenntniſſen machen zu müſſen geglaubt, die hervorzurufen er die Macht gehabt hat. „Der Vater Enfantin," ruft ſeinerſeits Herr Reynaud, „glaubt offenbar, die Frau werde das gutheißen, was er zuerſt angekündet hat, und deshalb ſchreitet er mit emporgehaltenem Haupte einher. Ich hege die Zuverſicht, daß die Frau ihm das Haupt zerſchmettern wird, aber man muß warten, bis die Frau ſich erhebt . . . . . Wir haben Männer für die Lehre gewonnen, dies iſt eine

ungeheure Verantwortlichkeit für uns. Ich fürchte den Einfluß des Vaters Enfantin auf dieſe Männer, ich werde ihm zur Seite bleiben, um ihn denſelben als denjenigen zu zeigen, der er iſt.“ Dies war der härteſte Angriff, der bis jetzt gegen Enfantin gerichtet worden. „Reynaud,“ antwortete er, ohne ſich zu rühren, „Reynaud allein begreift die Aufgabe des hohen Proteſtantismus. Er weiß mich groß, er ſieht mich groß; er will hier proteſtiren, da wo man proteſtiren ſoll, zur Seite. Da ſollte Bazard ſein, über Reynaud.“ Auf dieſe Aeußerung folgt ein bitterer Wortwechſel zwiſchen denen, welche Enfantin's Ideen angreifen, und denen, die ſie vertheidigen. Eine Dame, die zur Familie gehört, ſagt, ſie verwerfe die von Enfantin ausgeſprochenen Ideen als unſittlich: „Ja, ja!“ rufen mehrere Frauen von den Tribünen herab. Herr Fournel erklärt ſich gegen den höchſten Vater. „Ihre Lehre,“ ſagt Herr Carnot, „iſt ein Syſtem des Ehebruchs.“ „Das Laſter iſt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt,“ fügt Herr Dugied hinzu. Ihrerſeits beeifern ſich die Anhänger Enfantin's, alle Angriffe zu beantworten. Herr Michel Chevalier wundert ſich, daß man aus den Mißbräuchen, welche ſich in die Saint-Simoniſtiſche Regierung einzuſchleichen vermocht, eine Trennung folgern wolle. Herr Duveyrier ſpricht die Ueberzeugung aus, daß keine von Enfantin's Handlungen eine individuelle, eine Handlung des Eigennutzes geweſen ſei, und daß die Fehler, unter welchen die Saint-Simoniſten gelitten, eben daher kommen, weil ſich unter ihnen noch nicht dieſes Geſetz der Anſtändigkeit, der Schamhaftigkeit und Treue vorgefunden habe, welches zu bringen die Frau weit beſſer geeignet ſei. „Ich erkläre euch,“ ſagt Herr Talabot, auf Enfantin zeigend, „daß dieſer Mann das Haupt der Menſchheit iſt.“ Und gegen Herrn Tranſon ſich wendend, ruft Herr Barrault mit bewegter Stimme: „Nicht ohne lebhaften Schmerz habe ich Tranſon, den Bannerträger der Lehre, an deſſen Seite ich geſchritten bin, ſich von uns trennen geſehen. Nein, Tranſon, dein Platz iſt neben dem Vater Enfantin, neben mir. Du kannſt uns nicht verlaſſen, denn du biſt religiös. Du wirſt Jules nicht folgen, denn Jules hat geſagt, daß die Lehre ſich im Stande des Bankerotts, der Liquidation befinde. Du wollteſt uns verlaſſen! Nein, das kannſt du nicht: du liebſt die Arbeiter, die Kinder der Armen, ſie, die leiden.“

Mitten unter dieſen Debatten hatte Enfantin keinen Augenblick aufgehört, ſich Herr ſeiner ſelbſt zu zeigen; er antwortete auf alle Anklagen mit vieler Kaltblütigkeit und großem Stolz: endlich aber verabſchiedete er die Verſammlung mit folgenden Worten, die er in feierlichem Tone ſprach: „Obgleich das, was jetzt vorgeht, für Alle von hohem Nutzen iſt, ſo wünſche ich doch, daß es ſobald als möglich ein Ende nehme. Wir werden am Montag wieder beginnen; aber wenn wir fortführen, uns ſolche Schlachten zu liefern, ſo würden die Arbeiter Hunger ſterben und die Kinder, welche wir adoptirt haben, wären

verlaſſen. So viel liegt klar am Tage, daß Männer hier ſind, welche ſich für den Augenblick bei Seite halten und zur Ruhe begeben müſſen."

Einige Tage nachher verſammelte ſich die Familie von Neuem. Der Aufſtand von Lyon war in der Zwiſchenzeit ausgebrochen, und ein ſchmerzlicher Kummer lag über der ganzen Verſammlung. Ein leer gelaſſener Lehnſtuhl, neben dem des höchſten Vaters, bedeutete ſymboliſch die Abweſenheit der Frau. Herr Olinde Rodrigues hatte ſich, als Haupt des Kultus, zur Rechten Enfantin's geſetzt. Er ſtand auf und erzählte zuerſt, wie er aus einem Juden Saint-Simoniſt geworden ſei; dann fuhr er mit ſtarker Stimme fort: „Rothſchild, Laffitte, Aguado haben nichts ſo Großes unternommen, als ich zu unternehmen im Begriffe ſtehe. Sie ſind alle nach dem Kriege gekommen, um dem Beſiegten den zur Befriedigung des Siegers nothwendigen Kredit zu geben. Sie haben etwas Großes geleiſtet, und ich war, Dank ſei es Saint-Simon, vor ſieben Jahren der erſte, der es einſah und veröffentlichte. Aber ſie haben die Zukunft der politiſchen Reſtaurationen diskontirt, und für ſie hat dieſe Zukunft bereits Grenzen.... Ihre Sendung geht zu Ende, die meinige beginnt!" Er ſetzte ſofort die Grundlagen des Entwurfs auseinander, der nach ſeiner Behauptung die moraliſche Macht des Geldes begründen müßte. Die finanzielle Verbindung der Saint-Simoniſten hätte zum Zwecke gehabt: 1) durch ein abgeſchloſſenes Ganze von ausſchließlich friedlichen Maßregeln, auf die moraliſche, intellektuelle und phyſiſche Verbeſſerung der zahlreichſten und ärmſten Klaſſe hinzuarbeiten; 2) Erziehungshäuſer zu organiſiren, wo die Kinder der Saint-Simoniſten, ohne Unterſchied des Vermögens oder der Geburt, herangebildet worden wären; 3) Häuſer induſtrieller Verbindungen zu gründen für die Arbeiter, welche Saint-Simoniſten geworden; 4) die Bedürfniſſe dieſer Verbindungen nöthigenfalls zu befriedigen; 5) die Lehre fortzupflanzen, ſo daß die induſtrielle Anarchie durch die religiöſe Verbindung der Arbeiter erſetzt würde. Dieſe vor dem Notar beſchloſſene, geſetzkräftige Handlung müßte von ſämmtlichen Mitgliedern der Familie unterzeichnet werden, deren vereinigtes Vermögen den Geſellſchaftsfonds bildete, und die ſich alle für Verpflichtungen, welche gegen dritte Perſonen eingegangen würden, verbürgten.

Nach Verleſung dieſes Planes entwarf Herr Barrault ein flüchtiges Gemälde von den Leiden der Geſellſchaft und den Dienſten, welche der Saint-Simonismus ihr bereits geleiſtet; voll Schmerz und Beredtſamkeit erinnerte er an den Aufſtand der unglücklichen Lyoner Weber, und aus dieſer ſchrecklichen Epiſode des großen Bürgerkrieges, genannt Freiheit der Induſtrie, zog er den doppelten Schluß, daß eine Reform nöthig ſei, und daß man auf den Wegen des Saint-Simonismus ihr entgegenſchreiten müſſe.

Herr Barrault hatte ſeine Rede geendet, und Enfantin hatte ſich bereits erhoben, um den Saal zu verlaſſen, als Herr Reynaud ein Zeichen machte,

daß er zu ſprechen wünſche. Seine Aktion war heftig und ſein Geſicht äußerſt aufgeregt. „Das Geld," rief er, „kann keine moraliſche Macht haben, da Sie, Vater Enfantin, nach den von Ihnen feſtgeſetzten Beſtimmungen, die alte Moral vernichten, ohne die neue Moral zu haben." Die lebhafteſte Aufregung herrſchte jetzt in der Verſammlung. Herr Laurent fragt den Redner heftig, ob es für ihn keine Saint-Simoniſtiſche Moral gegeben habe, als er ausgezogen ſei, um der leidenden Bevölkerung von Lyon eine neue Aera zu predigen. Herr Talabot fügt hinzu, die Moral des Apoſtolats beſtehe in der Emanzipation der unterdrückten Geſchöpfe. Herr Henri Baud verlangt das Wort und ruft mit Begeiſterung: „Mein Vater iſt ein Proletarier, der über den Zufall der Geburt triumphirt und durch die Kraft ſeiner Arme Reichthümer aufgehäuft hat. Als Saint-Simon's Worte an meine Ohren ſchlugen, da fühlte ich, daß ich, um mein Vorrecht zu adeln, es zur Abſchaffung aller Vorrechte anwenden mußte: ich bin Proletarier geworden. Meine leibliche Familie ſtraft mich dafür, daß ich durchaus meinen religiöſen Glauben ausüben wollte. Nun gut, alle ihre Härte ſoll nicht über meine Liebe zu ihr ſiegen, und ich werde ſie durch meine Werke zwingen, mir ihre Zärtlichkeit wieder zu ſchenken. Reynaud, ich habe oft aus deinem Munde die mächtigen Worte vernommen: Die Stimme des Volkes iſt Gottes Stimme. Was verlangen denn dieſe Menſchen, welche die gewerbſamſte unſerer Städte bewohnen? Welcher Ruf läßt ſich unter dieſer Todesfahne, mitten unter dem Kartätſchenhage, vernehmen? Reynaud, Reynaud, ſie verlangen Brod; und das Geld, welches das Brod gibt, iſt eine moraliſche Macht..... Proletarier, die ihr mich höret, meine Hand hat oft eure durch die Arbeit gehärteten Hände berührt und ſie hat gefühlt, daß ihr ihr Drücken erwiedertet. Beruhigt euch denn! Gott hat nicht geſtattet, daß ein Mann ſich mit dieſem ruhigen und heiteren Geſichte, mit dieſer Größe und dieſer Schönheit, Männern gegenüberſtellen konnte, damit er ſich ihrer bediene, um ſie zu verführen und in's Verderben zu ſtürzen..... Und ihr, Frauen, diejenige, die mich in ihrem Schooße getragen, iſt nicht da, um mich zu hören; macht denn für mich in eurem Herzen einer Mutterliebe Platz, damit ihr, wenn ihr diejenige ſehet, von der Gott mich geboren werden ließ, die Qualen dieſer Verlaſſenheit beſchwichtiget, welche ſie ſelbſt ſich bereitet hat. Sagt ihr, um ſie zu rühren, die Schmerzen, welche ein Sohn leiden muß, der, wie ich, ihrer Umarmungen, ihres Wortes, ihres Anblickes beraubt iſt!" Bei dieſen Worten erhebt ſich die Verſammung voll Rührung und Begeiſterung. Mehrere Mitglieder der Familie laufen auf Enfantin zu und werfen ſich in ſeine Arme. Es war dies die letzte Szene, welche durch die Spaltung hervorgerufen wurde.

Die bedeutendſten Mitglieder des Saint-Simonismus waren bis jetzt nach

Bazard und Enfantin geweſen: die Herren Pierre Leroux, Schriftſteller; Reynaud, Tranſon, Cazeaux, Michel Chevalier, Lambert, Fournel, ſämmtlich Bergwerksingenieurs und mit Ehren aus der polytechniſchen Schule hervorgegangen; von Eichthal, Sohn eines jüdiſchen Banquiers; Pereire, Gewerbsmann; Duveyrier, Advokat; Margerin, Artillerielieutenant; Barrault, Exprofeſſor der Rhetorik zu Sorèze; Laurent, Verfaſſer einer Widerlegung Montgaillard's, und von welchem Herr Sainte-Beuve ſagte, als er von ſeiner Tribunennatur ſprach, er habe ihn auf die Spitze des Berges ſchreiten geſehen; Jules Lechevallier, Schriftſteller; Carnot, Sohn des berühmten Mitglieds des Wohlfahrtsausſchuſſes; Dugied, Gründer des Carbonarismus unter der Reſtauration; Olinde Rodrigues, der Erbe der Lehren Saint-Simon's; und endlich Frau Bazard. Von dieſen achtzehn Perſonen waren die Herren Barrault, Duveyrier, Lambert, Fournel, Michel Chevalier und von Eichthal die einzigen, welche Enfantin treu blieben; denn die Herren Laurent und Rodrigues, die ihm Anfangs noch gefolgt waren, trennten ſich ſpäter gleichfalls von ihm. Enfantin fühlte wohl, daß das alte Kollegium ihm aus den Händen glitt, aber er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Um den Muth ſeiner Schüler, die über ihre vereinzelte Stellung erſchracken, aufrecht zu erhalten, ſetzte er ihnen auseinander, eine neue Periode bedürfe neuer Menſchen, und geſtützt auf den berechneten Fanatismus, worin ſeine Kraft lag, ſtürzte er ſich in die Bahn, auf welcher er ſich unwiederbringlich verirren ſollte.

Der Saint-Simonismus war alſo verwandelt. Wir werden ihn ſpäter wiederfinden, wie er ſich mit einem auffallenden Pomp umgibt, vor den Augen der Bevölkerung Neuerungen des Koſtüms entfaltet, welche geeigneter ſind, Eindruck auf ſie zu machen, als Neuerungen der Ideen, in ſeiner Zurückgezogenheit eine Art wunderlicher Brüderſchaft ausübt und ſich endlich unter den Verfolgungen einer unwiſſenden Regierung und dem Gehöhne einer ſpöttiſchen Menge gänzlich verliert. *)

---

*) In dem Augenblick, wo wir ſchreiben, ſind die Saint-Simoniſten auf verſchiedenen Bahnen zerſtreut. Herr Lambert hat eine Reiſe nach Egypten gemacht, von wo er noch nicht zurückgekehrt iſt. Herr Duveyrier macht Vaudevilles. Herr Michel Chevalier ſitzt im Staatsrathe. Herr Carnot iſt Deputirter. Herr Cazeaux iſt Vorſtand der Geſellſchaft zur Urbarmachung des Steppendepartements und zeichnet ſich im Gebiete der Induſtrie aus. Die Herren Tranſon und Dugied ſind unter großem Aufſehen in den Schooß des Katholizismus zurückgekehrt. Herr Margerin iſt Profeſſor an einer der katholiſchen Univerſitäten Belgiens. Herr Pereire iſt bei der Oberverwaltung einer der Eiſenbahnen von Verſailles angeſtellt, deren Haupt er war. Herr Laurent befindet ſich im Richteramte und hat eine Geſchichte Napoleon's für's Volk geſchrieben. Herr Olinde Rodrigues, ein Mann voll Geiſt und Regſamkeit, beſchäftigt ſich mit

Viertes Kapitel.

Fortſchritte der republikaniſchen Partei; Armand Carrel und Garnier-Pagès. — Civilliſte; übermäßige Anſprüche des Hofes; Flugſchriften des Herrn von Cormenin. — Prozeß aus Veranlaſſung des Todes des Herzogs von Bourbon. — Kühnheit der republikaniſchen Preſſe; Verfolgungen; muthvolle Erklärung Armand Carrel's. — Verſchwörung in den Thürmen von Notre-Dame. — Verſchwörung der Prouvairesſtraße. — Erbitterung Caſimir Perier's; ſeine Beziehungen zum König; Auftritt der Wuth. — Expedition nach Ankona. — Geiſt der Verwaltung unter Caſimir Perier. — Unruhen von Grenoble; die Ortsbehörde beſiegt; parlamentariſche Verhandlungen. — Syſtematiſcher Kampf zwiſchen den beiden Kammern. — Abſtimmung über das Budget. — Schluß der Sitzung.

Das Jahr 1832 eröffnete ſich für den König mit den üblichen Glückwünſchen und Schmeicheleien. Und doch war das Königthum in Frankreich niemals ernſtlicher bedroht geweſen. Die Revolution, welche die Saint-Simoniſten in der geſellſchaftlichen Ordnung einzuführen ſuchten, erſtrebte die republikaniſche Partei in der politiſchen Ordnung mit vielem Ungeſtüm und Erfolg. Am 2. Januar ſprach ſich Herr Armand Carrel im National für die Republik aus, und einige Tage ſpäter trat Herr Garnier-Pagès als Republikaner in die Kammer.

Ein einziger Deputirter erhob ſich, um gegen die Zulaſſung dieſes Neuerwählten zu proteſtiren: es war Caſimir Perier. Aufgeklärt durch ſeinen Haß, ahnte er, welche Feinde ſich vor ihm aufrichteten, und was zum Untergang ſeiner Hoffnungen zwei Männer vermochten, wie die Herren Armand Carrel und Garnier-Pagès.

Armand Carrel hatte in ſeinem ganzen Weſen etwas Ritterliches. Sein wiegender Gang, ſein kurzes Benehmen, ſeine Gewohnheiten männlicher Eleganz, ſeine Luſt zu körperlichen Uebungen und auch eine gewiſſe Herbigkeit, die ſich in den harten Linien ſeines Geſichtes und der Kraft ſeines

---

den Finanzen. Frau Bazard iſt, nebſt ihrem Schwiegerſohn, Herrn von Saint-Cheron, Redakteur des Univers religieux, in den Schooß des Katholizismus zurückgekehrt. Die Herren Jean Reynaud und Pierre Leroux zwei mächtige Philoſophen, haben fortgefahren, in ihren Arbeiten den gedoppelten Zweck ihrer vormaligen Studien, Religion und Menſchheit, zu verfolgen. Herr Barrault iſt Literat und Journaliſt geworden. Herr Enfantin iſt zum Mitglied der nach Afrika geſandten wiſſenſchaftlichen Kommiſſion ernannt worden und hat in der neueſten Zeit ein merkwürdiges Buch über die Koloniſation Algeriens herausgegeben.

Blickes verrieth, alles das gehörte mehr dem Krieger, als dem Schriftſteller an. Offizier unter der Reſtauration, Verſchwörer in Befort, in Spanien gegen die weiße Fahne bewaffnet, hatte das Jahr 1830 ihn als Journaliſten gefunden. Aber der Mann des Degens lebte noch immer in ihm. Wie oft haben wir ihn nicht zu Pferde, in ſtrenger Haltung, die Reitgerte in der Hand, in den Hof des Hotels Colbert hereinkommen geſehen? Obgleich voll Milde und ſorgloſer Hingebung im Kreiſe der Vertrauten, erſchien er im öffentlichen Leben als Herrſcher und abſolut. Als Schriftſteller hatte er in ſeinem Styl weniger Glanz als Hoheit, weniger Bewegung als Kraft; aber er handhabte auf unnachahmliche Weiſe die Waffe der Verachtung; er tadelte ſeine Gegner nicht, er züchtigte ſie; und da er ſtets bereit war, bei Feindſeligkeiten, die ſein Wort hervorgerufen, mit ſeinem Leben einzuſtehen, ſo herrſchte er als Gebieter im Reiche der Polemik, verachtungsvoll, furchtbar und geachtet. Er war geborenes Parteihaupt: Haupt einer Schule hätte er nicht ſein können. Es fehlte ihm an dem kalten Fanatismus, welcher aus den hartnäckigen Studien hervorgeht und die Neuerer macht. Voltairianer vor allem, ſchien er ſich nicht viel darum zu bekümmern, ſeine Stelle in der Geſchichte durch Originalität des Gedankens zu bezeichnen. Aber wenn die Wahrheit ſeinen Augen leuchtete, eine Wahrheit, die er bisher verkannt hatte, da ergab er ſich ſogleich, denn bei ihm war die Liebe zum Fortſchritt unwiderſtehlich und die Beſcheidenheit voll Muth. Unfähig gleichwohl, einem eiteln Hang nach Popularität das Gemäßigte in ſeinen Anſichten und das ein wenig Ariſtokratiſche in ſeinem Benehmen aufzuopfern, war ſein Einfluß auf ſeine Partei nur der eines ſtolzen Geiſtes, eines anerkannten und redlichen Talentes. Er beſaß im höchſten Grade die Herrſchergabe; ſeine Freunde glühten für ihn leidenſchaftlich: er war ein Charakter. Seinen Feinden flößte er eine mit Vertrauen gemiſchte Furcht ein; ſie fühlten, daß ſie am Tage einer vorhergeſehenen Reaktion an der Mäßigung dieſes Mannes und ſeinem gebieteriſchen Edelmuth einen Schutz zu erwarten hätten. Wirklich waren ihm die Syſteme der Gewaltthat zuwider; die amerikaniſchen Theorien gefielen ihm wegen der vielfachen Zugeſtändniſſe, welche ſie der perſönlichen Freiheit und der Würde der menſchlichen Natur machen. Er war lange Zeit Girondiſt aus Gefühl; und es kam ihn hart an, ſich vor der Majeſtät jener revolutionären Diktatur, dem Schrecken, dem Ruhm, der Verzweiflung und dem Heil Frankreichs, zu beugen. Obgleich das Kaiſerthum ihn durch ſeine glorreichen Seiten angezogen, ſo empörte er ſich doch gegen die frechen Anmaßungen der organiſirten Gewalt und fand eine Art hochmüthigen Genuß darin, die Brutalität der Militärs vom Hof, die er in ſeiner ausdrucksvollen Sprache „Säbelſchlepper“ nannte, an den Pranger zu ſtellen. Unglücklicherweiſe glaubte er allzuſehr an die Wunder der Disziplin,

er, der nichtsdeſtoweniger noch mehr Verſchwörer als Soldat geweſen war. Kann ein aufgewiegeltes Volk ein ſeiner Fahne treues Regiment beſiegen? Das zu glauben weigerte ſich Armand Carrel beharrlich, ſelbſt nach der Julirevolution. Auf der anderen Seite quälte ihn das Bedürfniß zu handeln; er hätte alles über den Haufen werfen mögen, was der Vergrößerung der Geſchicke ſeines Landes, die er in ſeinem hohen und wohl erlaubten Ehrgeiz mit ſeinen eigenen identiſch betrachtete, hindernd im Wege ſtand. Der ſchriftliche Krieg, welchen er der Gewalt erklärt, diente, trotz den Gefahren, die er mit ſich führte, nur dazu, ſeinen Muth zu tröſten und die Unruhe ſeiner Wünſche zu täuſchen. Oft gezwungen, bei ſeinen Freunden das Feuer zu löſchen, von welchem er ſelbſt verzehrt wurde, gab er ſich bald ſchwärmeriſchen Hoffnungen hin, bald verlor er allen Muth in dieſem inneren Kampfe, und er ärgerte ſich über ſeine eigene nüchterne Beſonnenheit, die von ſeiner Leidenſchaft verworfen wurde. Von bitteren Bedenklichkeiten gequält, kam er zuweilen in den Fall, Bewegungen zu mißbilligen, welche, von ihm unterſtützt, vielleicht geglückt wären. Es iſt wahr, daß er, wenn die Schlacht, von welcher er abgerathen, verloren war, die Sache der Beſiegten ohne Beſchränkung, ohne Rückhalt umfaßte. Ein heroiſcher Widerſpruch, welcher die unvermeidliche Schwachheit großer Herzen iſt!

Mit einer nicht minder wirkſamen, aber verſchiedenen Art von Ueberlegenheit begabt, zeichnete ſich Garnier = Pagès hauptſächlich durch ſeine Feinheit, ſeinen Scharfblick, ſeine ehrliche und ruhige Klugheit, ſowie durch eine merkwürdige Gewandtheit aus, die feindlichen Parteien gegen einander aufzuhetzen, ſo daß ſie einander ſelbſt zu Grunde richteten, während jede einzelne ihm Hochachtung und Beifall zollte. Garnier = Pagès hatte ſich nicht, wie Armand Carrel, allmälig für die Sache der Republik gewinnen laſſen; ſeit ſeinen erſten Schritten auf der Laufbahn der öffentlichen Geſchäfte und ſchon vor 1830 hatte er ſich als Republikaner erklärt. Seine Jugend war arbeitſam geweſen; im Schooße einer von ehrenhaften Unglücksfällen heimgeſuchten Familie hatte er viel gelitten, ſowohl für ſich, als für einen Bruder, deſſen Schickſal auf immer mit dem ſeinigen verbunden bleiben ſollte unter den Geſetzen der rührendſten Freundſchaft. „Sorge du für unſere finanziellen Angelegenheiten,“ hatte der ältere der beiden Brüder zu dem anderen geſagt, „ich will für den Ruhm unſeres Namens arbeiten;“ und ſo waren ſie in die Welt getreten, ſtark durch ihre gegenſeitige Hingebung. Die harten Schläge des Schickſals ſind nur für ſchwache Naturen unheilvoll. Garnier=Pagès brachte in die politiſche Laufbahn alles mit, was die Widerwärtigkeit auserwählten Naturen verleiht: die Gewohnheit der Beobachtung, Gelaſſenheit im Kampfe, eine geſunde Würdigung der Hinderniſſe, Menſchenkenntniß, praktiſchen Sinn. Nun ſind dies gerade diejenigen Eigenſchaften,

welche im konſtitutionellen Staat die Ausübung der Gewalt vorzugsweiſe erheiſcht; ſie würden einen Ehrgeizigen untergeordneter Art in's Miniſterium berufen haben: Herrn Garnier-Pagès ſchufen ſie blos eine bedeutungsvolle und eigenthümliche Rolle in der Oppoſition. Da er leutſelig und einſchmeichelnd war, verſchafften ihm ſein lebhafter Geiſt, ſeine Einfachheit, ſeine anmuthige Vertraulichkeit, ſeine Sprache, deren Bosheit eine geſchmackvolle Natürlichkeit milderte, bald einen Einfluß im Parlament, welchen ihm die vereinzelte Kühnheit ſeiner Anſichten zumvoraus zu verweigern ſchien. Soviel iſt gewiß, daß er im höchſten Grade die Kunſt beſaß, ſeine Gegner dahin zu bringen, ihn in ſeinen Ueberzeugungen zu lieben. Wenn er in der Kammer ſprach, ſo herrſchte auf allen Bänken eine Aufmerkſamkeit voll Wohlwollen. Und in der That verdiente Niemand beſſer als er, gehört zu werden. Bald behandelte er in einer einfachen und leichten Sprache, aber mit bewunderungswürdiger Klarheit, die dunkelſten Fragen der Staatswirthſchaft und Finanzen; bald, mit einer angreifenden und feinen Beredtſamkeit bewaffnet, brachte er die Miniſter durch unerwartete Fragen aus der Faſſung, demüthigte den Hof durch Aufdeckungen, worüber Jedermann verwundert war, züchtigte die Unterbrecher durch die Raſchheit ſeiner Erwiderungen und zwang alle Schattirungen einer monarchiſchen Kammer, ihn auf der Breſche zu wünſchen und in ihm die Republik zu ehren. Inmitten von Vorurtheilen, welche unehrlicherweiſe gegen die radikale Anſicht von Leuten verbreitet wurden, die über ſie aburtheilten, ohne ſie zu kennen, wäre Garnier-Pagès ſchwer zu erſetzen geweſen. Denn er diente mit Grazie einer Partei, die man als barbariſch verſchrie. Er zeigte ſich Leuten, für welche die Idee der Republik von der des Schaffots unzertrennlich war, als Feind aller Gewaltthat und er beſchämte durch ſeine Kenntniß der Angelegenheiten jene angeblich praktiſchen Männer, welche ſich das Anſehen geben, alles, was ſich über das Niveau ihres Verſtändniſſes erhebt, als reine Utopien zu betrachten.

So hatte ſich die republikaniſche Anſicht eine wirkliche Macht erworben. Im Parlament mußte man fortan mit ihr rechnen; in der Preſſe wurde ſie mit Glanz vertreten, nicht mehr blos von der Tribüne, der Revolution und dem Mouvement, ſondern auch vom National; endlich hatte ſie in Herrn von Cormenin, dem glänzenden Nebenbuhler des berühmten Paul Louis Courier, einen Bundesgenoſſen, welcher den Hof zittern machte.

Auf der anderen Seite verlor das Königthum mit jedem Tage mehr von dem Nimbus, welchen es ſeinem plebejiſchen Urſprunge verdankte. Wenn ein Menſch allzu hoch über die anderen Menſchen geſtellt iſt, ſo ſchwindelt ihm der Kopf: das iſt der Grundfehler des Königthums; und wenn ſich ein König in dem Falle befindet, nicht zu taumeln unter der Laſt ſeines Glückes, ſo gefährden ſeine Höflinge das, was er durch eigene Mäßigung

erhalten würde, durch die Verwegenheit ihrer Niederträchtigkeit. In demſelben Augenblick, wo in Paris der zu Lyon von vierzigtauſend hungernden Arbeitern ausgeſtoßene Schmerzensſchrei wiederhallte, ſann der Hof nur darauf, das Königthum mit Reichthümern vollzuſtopfen.

Der König ſelbſt, ſei es nun, daß er hierin den trügeriſchen Rathſchlägen einer nach ſeiner Freigebigkeit lüſternen Umgebung gefolgt war, oder daß er ſeit einem Jahre erfahren hatte, wie hoch einer Monarchie die Koſten der Vertretung zu ſtehen kommen, der König ſelbſt ſchien bereit, den Forderungen ſeiner neuen Stellung jene bürgerlichen Gewohnheiten, jene einfachen Liebhabereien zum Opfer zu bringen, welche unter der Reſtauration der Gegenſtand einer beinahe allgemeinen Bewunderung geweſen waren. Es waren wohl noch Männer da, die ihn, nachdem er König geworden, auch fortan noch ſo zu ſehen gewünſcht hätten, wie er ihnen als bloſer Prinz erſchienen war; es waren noch Männer da, die ſich, wie ſich Herr Dupont von der Eure oder Herr Bavoux, mit Hoffnung der Worte erinnerten, welche ſie in den erſten Tagen nach ſeiner Thronbeſteigung von ihm vernommen hatten: „Es darf kein Hof mehr ſein.... Was bedarf ein Bürgerkönig? Sechs Millionen Civilliſte höchſtens.“ Aber ſo viel Uneigennützigkeit hatte denjenigen, welche die Bedürfniſſe einer Monarchie begriffen, bald gar zu gutmüthig geſchienen. Man hatte alſo — Herr Laffitte war dazumal noch Miniſter — eine Liſte verfertigt, welche den Betrag der unumgänglichen Ausgaben des Königs auf nicht weniger als 20 Millionen anſetzte. Dieſes Verzeichniß der Bedürfniſſe der Civilliſte wurde von Ludwig Philipp Herrn Laffitte mitgetheilt, der ſich nicht ſcheute, ſeine Ueberraſchung zu erkennen zu geben. Nach ſeinem Dafürhalten war es an 18 Millionen genug, vielleicht ſchon zu viel; und wie überdies die unbeugſame Strenge des Herrn Dupont von der Eure überwinden? Man beharrte gleichwohl darauf. Die Kammer hatte einen Ausſchuß ernannt, um das königliche Budget zu prüfen; er beſtand aus den Herren Thouvenel, Duvergier von Hauranne, Aniſſon-Duperron, Etienne, Remuſat, Genin, Jacques Lefèvre und Cormenin. Dieſem Ausſchuß wurde das Verzeichniß, von welchem wir oben geſprochen, und das man dem Miniſterrathe nicht mitzutheilen gewagt hatte, durch Herrn Thiers zugeſtellt, welchem man dieſen kitzlichen Auftrag anvertraute. Die Verwunderung der Beauftragten der Kammer ſtieg auf den höchſten Grad: ſie weigerten ſich zu glauben, daß ein Monarch, welchen ſie als Herzog von Orleans gekannt hatten, ſo unmäßige Anſprüche machen ſolle. In der Kammer war, als man die ſeltſame Note verlas, der Eindruck nicht minder unangenehm. Man mußte um jeden Preis das Unrecht eines unklugen Schrittes wieder gut machen.

In dieſer Noth nahm der König ſeine Zuflucht zu der unermüdlichen

Ergebenheit des Herrn Laffitte, ſeines Lieblingsminiſters. Es wurde zwiſchen ihnen verabredet, daß der König einen Brief ſchreiben ſolle, worin er ſich über den unüberlegten Eifer der Höflinge beklage und der Feſtſetzung einer augenſcheinlich unpopulären Zahl fremd erkläre; dieſer Brief ſolle an Herrn Laffitte gerichtet und als durchaus konfidentiell zu betrachten ſein; Herr Laffitte aber ſolle auf eine gewandte Art die Indiskretion begehen, ihn den Mitgliedern des Ausſchuſſes vorzuleſen, als unverwerflichen Beweis für die Uneigennützigkeit Ludwig Philipps, eine Uneigennützigkeit, welcher, dieſer Darſtellung zufolge, ungeſchickte Diener Gewalt haben anthun wollen. Das artige Plänchen wurde ausgeführt: die Popularität des Königs ſah ſich von einem erſten Schlage gerrettet, und um der Kammer eine Zahl annehmbar zu machen, welche man verläugnete, ohne darauf zu verzichten, wartete man günſtigere Umſtände ab.

Dieſe Umſtände waren, wie wir erzählt haben, der unblutige Ausgang des Prozeſſes der Miniſter Karls X, der Sturz des Herrn Laffitte und ſeine Erſetzung durch Herrn Caſimir Perier. Jetzt ſtreifte der Hof alle Bedenklichkeiten ab. Die erneuerte Kammer hatte einen weniger ſtrengen Ausſchuß ernannt: man ſprach nur noch davon, die Krone prachtvoll zu dotiren. Um die Deputirten, welche mit den Staatsgeldern haushälteriſch umzugehen wünſchten, nicht vor der Zeit zu erſchrecken, ließen die Miniſter in ihrem Entwurf die Zahl der Civilliſte ungeſchrieben; aber unter der Hand trieben ſie es zur Annahme einer ſehr hohen Zahl, und die Liſte, welche im Publikum umging, bedrohte das Königreich mit einer Laſt von 18 Millionen 533,500 Franken. Das hieß, Ludwig Philipp einen ſiebenunddreißigmal größeren Gehalt geben, als Bonaparte als erſter Konſul in Frankreich bezogen hatte, und hundertachtundvierzigmal mehr, als in Amerika dem Präſidenten der blühenden Republik der Vereinigten Staaten genügt.

Zur ſelben Zeit ließ ein Wohlthätigkeitsbüreau folgende Notiz veröffentlichen: „24,000 auf die Liſten des zwölften Bezirks von Paris eingeſchriebene Perſonen haben weder Brod noch Kleider, viele flehen um einen Bündel Stroh zu einem Lager.“*)

Aber den Leuten vom Hofe wäre eine Civilliſte von 18 Millionen noch zu wenig geweſen. Sie verlangten, man ſolle dem König außerdem als unbewegliche Begabung ſeiner Krone Folgendes ſichern: Den Louvre, die Tuilerien, das Elyſée-Bourbon; die Schlöſſer, Häuſer, Gebäude, Manufakturen, Grundſtücke, Wieſen, Pachtgüter, Wälder und Forſte, welche die Domänen Verſailles, Marly, Meudon, Saint-Cloud, Saint-Germain, Fontainebleau, Compiègne, Pau ausmachen; die Manufaktur von Sèvres, die

*) Rundſchreiben des Wohlthätigkeitsbüreaus des zwölften Bezirks. 1. Januar 1832.

Des Gobelins und von Beauvais; das Boulogner Holz, den Wald von Vincennes, den Forſt von Senart. Eine reiche bewegliche Dotation, beſtehend in Diamanten, Perlen, Juwelen, Bildſäulen, Gemälden, geſchnittenen Steinen, Muſeen, Bibliotheken und andern Kunſtdenkmälern, iſt dabei nicht einmal in Berechnung gezogen.

Was die Orleans-Apanage betraf, ſo waren die Höflinge der Meinung, die Güter, aus welchen dieſelbe beſtand, ſollten mit der unbeweglichen Dotation vereinigt werden; ſie vergaßen alſo, daß die Apanagen jederzeit blos zur Unterhaltung der jüngeren Linie ausgeſetzt worden waren, und daß es in ihrem Weſen lag, zu erlöſchen, ſobald die jüngere Linie auf den Thron gelangte.

Nun blieb noch eine kitzliche Frage zu entſcheiden übrig: konnte Ludwig Philipp, unabhängig von den großen Reichthümern, die er als König beſitzen ſollte, in ſeiner Eigenſchaft eines einfachen Bürgers auch noch eine Privatdomäne haben? Nach dem Edikt Heinrichs IV, der Verfaſſung von 1791 und dem Geſetz vom 8. November 1814 muß jeder Prinz, der auf den Thron berufen wird, ſeine perſönlichen Güter mit der Staatsdomäne verſchmelzen. Es war dies ein achtungswerther Gebrauch, dem ein tiefer Sinn zu Grunde lag; denn er ſchien den König zur Würde des Vaters des Volks zu erheben. Aber Ludwig Philipp hatte nicht ſo geurtheilt, und am Vorabend ſeiner Throngelangung, den 6. Auguſt 1830, hatte er ſich's angelegen ſein laſſen, über ſeine perſönlichen Güter zu Gunſten ſeiner Familie zu verfügen.

Der Inbegriff der Anſprüche des Hofes war alſo: eine Civilliſte von 18 Millionen, 4 Millionen Einkünfte aus Grundſtücken und Wäldern, 11 prachtvolle Palläſte, ein koſtbares Mobiliar, 2 Millionen 594,912 Franken Apanage und die Privatdomäne.

Das waren die vorgeſchlagenen Grundlagen. Der Ausſchuß nahm ſie an, indem er die Zahl der Civilliſte auf 12 oder 14 Millionen herabſetzte, und Herr von Schonen ſtattete der Kammer den Bericht ab.

Die Verwunderung war groß im Publikum. Die Theorie der konſtitutionellen Liberalen über wohlfeile Regierungen war unerwartet und auf eine brutale Art Lügen geſtraft. Die Polemik wurde flammend. Man hatte den detaillirten Bericht der königlichen Ausgaben vor den Augen: der franzöſiſche Geiſt machte ihn zum Gegenſtand von tauſend Auslegungen, theils ſcherzhafter, theils beleidigender Art. Hier machte man darauf aufmerkſam, daß die Unterhaltung der Kapelle zehnmal mehr koſten ſolle, als unter Karl X, obgleich Ludwig Philipp zehnmal weniger Gebrauch davon mache. Dort wunderte man ſich, daß man 80,000 Franken für Heilmittel jährlich einem Könige nothwendig geglaubt, deſſen Geſundheit, Gott ſei Dank, vortrefflich

war; Ludwig XVIII, der gichtbehaftete, hart mitgenommene Mann, hatte ſich um weniger Geld verpflegt. 4 Millionen 268,000 Franken ſchienen eine etwas übertriebene Summe für die kleinen Vergnügungen eines Königs, der ſich nicht wenig auf ſeine Philoſophie einbildete. Schwer erklärte man ſich die Nothwendigkeit von dreihundert Pferden zu je 1000 Thalern, welche in der Rechnung ſtanden; warum jedes dieſer Pferde wie einen Rath vom königlichen Gerichtshof beſolden und zweimal beſſer als ein Mitglied des Inſtituts? 200,000 Franken für Livree! Man fand dies viel für Treſſen, denn mit dieſer Summe konnte man hundert königliche Prokuratoren für ihre jährlichen amtlichen Dienſte belohnen, oder die dem Anfangsunterricht bewilligte Unterſtützung um ein Fünftel vermehren, oder 1380 arme Gefangene mit täglichen acht Sous erhalten. „Wie!“ rief der *Globe Saint-Simonien*, in einem zugleich geiſtreichen und verſtändigen Artikel, „wie! man verlangt für die perſönliche Bedienung des Königs 3 Millionen 773,500 Franken, und dieſer König, das Oberhaupt einer induſtriell gewordenen Nation, einer friedſamen Bürgerſchaft, iſt von lauter Männern umgeben, die ihre Lenden mit Schwertern umgürten und mit Sporen klirren!“

Aber Herr von Cormenin war derjenige, welcher dem Geſetzesentwurf die empfindlichſten Schläge verſetzte. In einer Reihe von Briefen voll Logik, Vernunft, Beredtſamkeit und feiner Ironie erinnerte er daran, daß, als der Held Italiens, der fabelhafte Eroberer Egyptens, der Friedensſtifter in der Vendee ſich auf den konſulariſchen Thron geſetzt, die drei Konſuln zuſammen zur Beſtreitung ihrer Tafel und ihres übrigen Haushaltes Frankreich nur 1 Million 50,000 Franken gekoſtet und daß man damals von dem franzöſiſchen Volke, dem Schrecken Pitts und der Bewunderung der Welt, nicht 1 Million 200,000 Franken gefordert habe, blos um die *unterirdiſchen Oefen der Mundküche* zu heizen. Er bewies, daß die Civilliſte Karls X, ſage Karls X, ſich nicht mehr als auf 11 Millionen 210,865 Franken belief, wenn man die Schulden und die heimzubezahlenden Vorſchüſſe, die Koſten des militäriſchen Haushalts und all die Aemter, welche die Juliusrevolution vernichtet hatte, abzog, wie z. B. die des Oberſtallmeiſters, des Oberjägermeiſters, der Pagen, des Oberzeremonienmeiſters u. ſ. w. . . . . Er zeigte, daß das beſte Mittel, ſich in Achtung zu ſetzen, für das Königthum darin beſtehe, wenn es ſich nützlich mache; es ſei ein elender Trugſchluß, die Civilliſte als eine den Unglücklichen offen ſtehende Vorſorgekaſſe zu betrachten, indem das Volk, das gemeine Volk es ſei, das die Civilliſte bezahle, und es ſei ein wahrer Hohn, den Armen ihr Geld zu nehmen, um damit Gutes zu thun; der unverantwortliche Fürſt könne kein einſichtsvollerer Vertheiler der öffentlichen Gelder ſein, als Miniſter, deren Verwaltung durch ihre Verantwortlichkeit verbürgt werde; eine große Civilliſte ſei zu nichts gut, als die

Faulheit der treſſenbedeckten Bettler zu unterhalten, die gleich Pilzen um die Throne herum aufſchießen; was eine Nation bereichere, ſei nicht das, was man ihr nehme, ſondern das, was man ihr laſſe; es ſei abgeſchmackt, in der übertriebenen Wohlhabenheit des Königs ein Mittel für den Handel zu erblicken, gleich als ob man den Reichthum dadurch ſchaffe, daß man ihn in andere Hände gebe, und als ob es gerecht wäre, die ganze Nation in den Kaufläden der Straße Saint-Denis zu ſuchen, ſtatt ſie in der Geſammtheit der Steuerpflichtigen zu erblicken, in den Bauern der Nieder-Bretagne, in den Hirten der Alpen, in den Viehzüchtern der Normandie, in den Landleuten von Languedoc, den Arbeitern von Lyon, von Bordeaux und von Marſeille; die Künſte endlich leben weniger von den prunkvollen Aufmunterungen eines Fürſten, der ſie durch ſeinen Schutz erniedrige, als von der hohen Begeiſterung der Religion, des Ruhmes und der Freiheit.

Die Aufregung, welche die Flugſchriften des Herrn von Cormenin hervorbrachten, war allgemein und dauernd. Auch füllten die Debatten in den Kammern mehrere Sitzungen aus. Hartnäckige Debatten, durch welche die königliche Majeſtät unwiderruflich bloßgeſtellt wurde, und welche deutlich bewieſen, daß für die liberale Schattirung der Bourgeoiſie das Königthum ein Werkzeug war und kein Prinzip. „Wenn der Luxus aus den Palläſten der Könige verbannt iſt“, hatte Herr von Montalivet geſagt, ſo wird er es bald auch aus den Häuſern der Unterthanen ſein.“ Bei dem Wort Unterthan geht ein Kniſchen der Entrüſtung durch die Verſammlung. „Die Männer, welche Könige machen,“ ruft Herr Marſchal mit Ungeſtüm, „ſind keine Unterthanen!“ „Zur Ordnung den Miniſter!“ wiederhallte es von allen Seiten. Die Herren Cabet, von Ludre, Clerc-Laſalle, Laboiſſière interpelliren Herrn von Montalivet mit Lebhaftigkeit. „Thun Sie Ihre Pflicht!“ ruft man dem Präſidenten zu: „der Miniſter muß zur Ordnung verwieſen werden, die Nation iſt beſchimpft!“ — „Halten Sie ſich feſt, meine Herren,“ ſagt ſeinerſeits der Siegelbewahrer, deſſen Unruhe nur ſeinem Zorn gleicht, zu den Deputirten des Zentrums. Die Verwirrung hat den höchſten Grad erreicht. Der Miniſter gegen den Marmor der Tribüne gelehnt, affektirt eine hochmüthige Haltung. Der Präſident iſt aufgeſtanden und ſchüttelt ſeine Glocke; aber zu unmächtig, um den Tumult zu überwältigen, bedeckt er ſich endlich. Man erklärt die Sitzung für aufgehoben, und die Deputirten ziehen ſich in Unordnung auf die Bureaux zurück. Am folgenden Tag donnerte beinahe die ganze dynaſtiſche Preſſe gegen die Beleidigung, welche Herr von Montalivet der Nation zugefügt; und als die Mehrheit der Kammer über dieſen Zwiſchenfall die Tagesordnung beſchloſſen hatte, begab ſich Herr Odilon-Barrot, gefolgt von hundert und vier Deputirten in den Konferenzſaal, um daſelbſt eine förmliche Proteſtation gegen ein Wort abzufaſſen, das, ſagte er, mit dem Prinzip der

Volksſouveränetät unvereinbar ſei. Nichts war geeigneter, ein helles Licht über die Geſinnungen eines großen Theils der herrſchenden Klaſſe gegenüber dem Königthum zu verbreiten. Gleichwohl bewilligte die Kammer endlich der Krone alles, was man für ſie verlangte: unbewegliche Dotation, bewegliche Dotation, Privatdomäne; ſie erklärte ſelbſt die Summen, welche der König bisdahin bezogen hatte und die ihm nach dem Maßſtab von 18 Millionen bezahlt worden waren, als angehörig der Civilliſte; der Königin wurde für den Fall des Ablebens ihres Gemahls ein Wittwengehalt ausgeworfen, und die jährliche Dotation des Präſumtiverben wurde auf eine Million feſtgeſetzt.

Der Triumph ſchien glänzend für den Hof. Aber die Debatten, welche in der Preſſe ſtattgehabt, die furchtbaren Briefe des Herrn von Cormenin, die langen Erörterungen, von welchen die Kammer wiederhallt, der ſtrenge Tadel, welchen ein ehemaliger Miniſter, Herr Dupont von der Eure, öffentlich über Forderungen ausgeſprochen hatte, die er geradezu für ſchmachvoll erklärte, die Unzufriedenheit, die ſich bei einem großen Theile der Bourgeoiſie kund that, und 107 ſchwarze Kugeln, welche man in der Abſtimmungsurne gefunden, alles das laſtete auf dem Hofe, wie eine wirkliche Niederlage. Diejenigen, welche ſich zu dem monarchiſchen Prinzip bekannten, hatten Unrecht, dem Monarchen eine prunkvolle Exiſtenz zu verweigern. Wer einen König will, muß ſich ihm zu unterziehen wiſſen.

Noch andere Beſchimpfungen erwarteten das monarchiſche Prinzip. Während man in der Kammer und in der Preſſe in beleidigenden Ausdrücken von den pekuniären Forderungen des Hofes ſprach, wiederhallte der Name des Monarchen, in Folge eines traurigen Zuſammentreffens, in Geſellſchaft des Namens der Baronin von Feuchères vor den Tribunalen. Die Familie Rohan hatte die Gültigkeit des Teſtaments angegriffen, welches den Herzog von Aumale zum Univerſalerben des letzten der Condé ernannte, und Aller Aufmerkſamkeit beſchäftigte ſich mit der Entwicklung dieſes gerichtlichen Kampfes. Nie hat ein Prozeß eine unruhigere Neugierde erregt, mehr Leidenſchaften aufgewühlt und die ſtets ſkandalſüchtige Menge tiefer in die Geheimniſſe und den Schmutz des Lebens der Fürſten eingeführt. Damals wurde der Schleier halb weggezogen, welcher ſcheußliche Dinge bedeckte. In einem Vortrag voll anklagender Thatſachen rollte Herr Hennequin das Gemälde der Gewaltthätigkeiten und Ränke auf, welche die letzten Tage des Herzogs von Bourbon vergiftet und ſeine Schwachheit überwunden hatten. Er fand in den wohlbekannten Geſinnungen des unglücklichen Prinzen, zuſammengehalten mit dem Inhalt des Teſtaments, die Beweiſe der Erſchleichung, und in der Unmöglichkeit des Selbſtmords die der Ermordung. Er zögerte nicht vor der gewiſſen Namen ſchuldigen Ehrfurcht; er lenkte die Aufmerkſamkeit Aller auf Fragen ſchauderhafter Art; er war beredt und in ſeiner

Mäßigung unverſöhnlich. Bald ſuchte das Volk mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm nur noch ein Verbrechen im Ende dieſes Condé, um deſſen blutigen Raub man ſich vor ſeinen Augen ſtritt. Herr Hennequin erhielt damals von Männern, die ihm gänzlich unbekannt waren, eine zahlloſe Menge Briefe. Die einen lieferten ihm irgend ein neues Beweisſtück in die Hand; die andern machten ihn darauf aufmerkſam, daß er irgend einen wichtigen Gegenſtand vergeſſen oder nicht mit dem gebührenden Nachdruck vorgetragen habe; alle aber enthielten Glückwünſche und Aufmuthigungen. Die Herren Lavaux, Advokat der Baronin von Feuchères, und Dupin der jüngere, Advokat des Herzogs von Aumale, entwickelten beide großes Talent bei der Vertheidigung. Aber unglücklicherweiſe bemerkte man, daß ſie auf beſtimmte, klar und deutlich ausgeſprochene Thatſachen bald mit winkelzügigen Erklärungen, bald mit vagen Beſchuldigungen antworteten, welche ſie nicht immer von Injurien rein zu erhalten wußten; und man hielt ſich auf der Hut vor der Gewandtheit des jüngern Herrn Dupin, welcher den Prozeß als einen von den Legitimiſten angezettelten Anſchlag, als eine Liſt des vergifteten Parteihaſſes, mit einem Wort, als einen Racheverſuch darſtellte, dem alle Anhänger der Revolution von 1830 ſein Recht anzuthun verbunden ſeien. Das Intereſſe der Legitimiſten bei dieſem Prozeſſe lag klar am Tage; aber um Thatſachen zu bekämpfen, welche durch eine Achtung gebietende Maſſe von Zeugniſſen bekräftigt wurden, hätte es anderer Dinge bedurft, als einer heftigen Appellation an die Erinnerungen des Julimonats. Die Rohan verloren ihren Prozeß vor den Richtern, aber, ſei es nun mit Recht oder mit Unrecht, ſie gewannen ihn vor der öffentlichen Meinung.

Ein unvorhergeſehener Umſtand vermehrte noch die Heftigkeit der verſchiedenen Eindrücke, welche durch dieſe Debatten hervorgebracht wurden. Herr Dupin der jüngere hatte in ſeiner Vertheidigung in lobpreiſenden Ausdrücken von Ludwig Philipps Jugend geſprochen. Das Journal die Tribune antwortete mit einem bittern Artikel, worin man an das Leben Ludwig Philipp's von Orleans erinnerte, ſeine Proklamation von Tarragona, den Oberbefehl über die kataloniſche Armee, welchen ihm die Regierungsjunta von Kadix übertragen, und die Zurücknahme dieſes Befehls auf das Verlangen des Herzogs von Wellington.

Herr Germain Sarrut, welcher die Kühnheit gehabt hatte, dieſen Artikel zu unterzeichnen, wurde vor den Inſtruktionsrichter, Herrn Thomas, beſchieden. Nun war Herr Sarrut kaum in das Zimmer getreten, als Munizipalgardiſten den Auftrag erhielten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. „Ich verändere Ihren Erſcheinungsbefehl in einen Haftbefehl," ſagte der Unterſuchungsrichter zu Herrn Sarrut.

Der verhaftete Schriftſteller appellirte ſogleich an die öffentliche Meinung. Aber die Regierung erblickte in der Preſſe eine feindliche Macht, die man um jeden Preis zur Vernunft bringen müſſe: ſie führte furchtbare Schläge gegen

dieſelbe. Beinahe gleichzeitige Beſchlagnahmen wurden über die Mehrzahl der öffentlichen Blätter verfügt. Die Tribune keuchte unter der Laſt der unaufhörlich ſich erneuernden Prozeſſe, welche man gegen ſie anhängig machte; in der Verzweiflung, ſie bändigen zu können, ſchwur das Miniſterium, ſie zu vernichten. Der geiſtreiche Gerant der Caricature, Herr Philippon, und der Verfaſſer der poetiſchen Nemeſis, Herr Barthelemy, wurden gleichfalls verfolgt, ohne daß es gelingen wollte, den Griffel des einen und die Feder des andern zu zerbrechen. Vor die Tribunale geſchleppt, wurde die Geſellſchaft der Volksfreunde zu Geld- und zu Gefängnißſtrafen verurtheilt in den Perſonen der Herren Raspail, Bonnias, Gervais, Thouret und Blanqui, aber nach Szenen im Gerichtsſaale, in welchen die Verachtung der Angeklagten gegen die Richter und ihr feſter Entſchluß, niemals nachzugeben, unumwunden ſich kundgethan hatte. So zeigte ſich der Haß überall gierig nach Lärm und Wirkſamkeit, beharrlich, unermüdlich.

Caſimir Perier war über ſo viel Widerſtand ebenſo erbittert als verwundert. Denn er hatte als Werkzeuge nur ſolche Leute auserſehen oder angenommen, deren Leidenſchaften die ſeinigen waren, und die er zu zitternden Knechten ſeiner Politik gemacht hatte. Herr Perſil, ein gallichter Beamter und voll wilden Muths, ſtand an der Spitze des Kollegiums der Staatsanwalte. Die Herren Vivien und Saulnier waren ſchnell aufeinander von der Polizeipräfektur entfernt worden und hatten Herrn Gisquet Platz gemacht, welcher ſich bebend von Caſimir Perier verwenden ließ und von ihm als ein Mann behandelt wurde, deſſen Perſon ihm ganz und gar gehörte. Um alles zu ſagen, die Behörde, die ſich eigentlich belagert ſah, hatte ſich wie eine Burg befeſtigt, und die Verwaltung war gewiſſermaßen nur noch eine im Feldzug begriffene Armee.

Man muß ſagen, das Unrecht befand ſich nicht immer auf Seiten der Gewalt. Oft griffen die Parteien unredlicherweiſe nützliche, ſogar nothwendige Verfügungen an; oft wurde die Magiſtratur ohne Grund von Leuten beleidigt, die wildes Ungeſtüm mit Muth und eine alltägliche Kühnheit mit Würde verwechſelten. Es war Krieg im Staate und alle Waffen däuchten dem Haſſe gut.

Trotz dem unterliegt es keinem Zweifel, daß Caſimir Perier, feſt und entſchloſſen wie er war, der bürgerlichen Herrſchaft am Ende eine ruhige Exiſtenz geſichert haben würde, wenn der Umfang ſeiner Ideen der Kraft ſeiner Leidenſchaften entſprochen hätte. Aber unfähig, großartige Pläne zu entwerfen, die Augen durch große Reſultate zu blenden, machte er die Herrſchaft gewaltthätig, ohne ſie ſtark zu machen, erhielt die Parteien in Athem, ohne ſie zur Ehrfurcht zu zwingen, und indem er Alles zum Stillſchweigen nöthigen wollte, beunruhigte er Alles. Da ſeine Politik weder grauſam ſein konnte, wegen des Zeitgeiſtes, noch abſolut, wegen der Geſetze, ſo erſchien ſie um ſo armſeliger, je anmaßender ſie ſich zeigte. Eine ungeſchickte Gewalt, welche offen mit

Anſprüchen hervortritt, zu deren Behauptung ihr die Kräfte fehlen! Dies war unter Caſimir Perier der Fehler der Regierung. Er hatte zur Folge, daß die Kühnheit der Parteien immer zunahm, und da in Bälde die Geſetzlichkeit nicht mehr hinreichte, ſo mußte man theils zu Handlungen der Willkür, theils zu Auskunftsmitteln von nichts weniger als ehrenhafter Art ſeine Zuflucht nehmen. Schon beim letzten Jahresfeſt der Einnahme der Baſtille hatte man junge Leute, die einen Freiheitsbaum aufpflanzen wollten, unter den Knitteln von Arbeitern fallen geſehen, die ein unbekannter Polizeiagent in Todtſchlägerbanden eingereiht hatte, indem er ihnen drei Franken täglich verſprach. Dieſe Hinterliſt war der Tribune von den Herren Mauguin und Odilon-Barrot angezeigt worden, und Herr Caſimir Perier hatte mit vielem Hochmuth den Vorwurf zurückgewieſen, ſolche Exzeſſe befohlen zu haben. Aber wenn die Regierung, wie es wahrſcheinlich iſt, bei dieſem ſchändlichen Treiben, dem Werke eines untergeordneten, niedrigen Fanatismus, die Hand nicht im Spiel gehabt hatte, ſo traf ſie wenigſtens der Vorwurf, die Urheber des Gräuels nicht verfolgt, nicht eine ſtrenge Unterſuchung angeordnet und ſogar geduldet zu haben, daß der Moniteur offiziell den Eifer lobte, welchen die Todtſchläger gegen den Aufruhr beurkundet.

Im Uebrigen nahm die Willkür von Tag zu Tag zu; die Haftbefehle gegen die Schriftſteller vervielfältigten ſich, auf die unſtichhaltigſten Angaben hin führte man bei Nacht aus den eigenen Häuſern Männer weg, die oft für eine Familie zu ſorgen hatten, welche ihr Gewerbe ernährte; vorläufig eingeſperrt, in Einzelhaft gebracht, erſchienen dieſe Unglücklichen nach langer Kerkerqual endlich vor dem Gerichtshof, der ſie bald für unſchuldig erklärte, bald verurtheilte, nicht wegen des blos in der Einbildung vorhanden geweſenen Vergehens, das man als Vorwand zu ihrer Verhaftung angegeben hatte, ſondern wegen beleidigender Ausdrücke, welche dem Unmuth über eine ungerechte, in die Länge gezogene Einſperrung entfuhren. Die Preſſe hatte ſich beinahe einſtimmig gegen ſo furchtbare Mißbräuche erhoben; ihre Beſchwerden wurden mit Verachtung abgewieſen. Da faßte Armand Carrel einen Entſchluß, welcher ſein Andenken ewig ehren wird. In einem unterzeichneten Artikel bewies er, daß in Sache des Druckes und der Herausgabe von Schriften die Ergreifung auf friſcher That nur dann ſtattfinde, wenn eine Aufforderung zur Empörung, zu einer demnächſtigen unmittelbaren Schilderhebung gegen die Regierung, an einem den Agenten der Gewalt zumvoraus bekannten Orte gedruckt werde; daß die Ergreifung auf friſcher That, ausgenommen im Fall einer Revolution, bei der periodiſchen Preſſe nicht möglich ſei; daß ſich unter den ſeit einem Monat verhafteten Schriftſtellern nicht ein einziger befinde, von welchem man mit Recht ſagen könne, er ſei auf friſcher That ergriffen worden; daß folglich die Gewalt ihnen gegenüber eine Tyrannei begangen habe, die es

für Jeden zu einer Pflicht der Selbſterhaltung mache, ihr ſeine perſönliche Energie entgegenzuſtellen. Der Artikel ſchloß mit der unerſchrockenen Erklärung:

„Es wird nicht geſagt werden, daß ein Regime, welches die abgeſchmackten, die unzähligen Prozeſſe einleitete, worüber unſere Tribunale erröthen, welches die Beſchlagnahme geſtattete, die man im Einzelnen von Seiten der Poſt und der Staatsanwalte über unſer Eigenthum verhängt; ein Regime, unter welchem die Schriftſteller, bis man das Urtheil über ſie ſpricht, durch Zuſammenwerfung mit Gaunern gebrandmarkt, oder in aller Stille durch die verpeſteten Ausdünſtungen von Sainte-Pelagie gemordet werden, ſich noch mit einer unbegrenzten Willkür wird bereichern können, welche man Jurisprudenz der Ergreifung auf friſcher That betiteln würde. Ein ſolches Regime wird ſich nicht mit unſerer Einwilligung Preßfreiheit nennen. Eine ſolche monſtröſe Gewaltanmaßung wird nicht ſtattfinden. Es wäre ein Verbrechen, wenn wir dies duldeten, und das Miniſterium ſoll wiſſen, daß ein einziger Mann von Herz, welcher das Geſetz für ſich hat, mit gleichen Wahrſcheinlichkeiten ſein Leben nicht blos gegen das von ſieben oder acht Miniſtern, ſondern gegen alle Intereſſen, große oder kleine, einſetzen kann, die ſich unklugerweiſe an das Schickſal eines ſolchen Miniſteriums geknüpft haben. Es liegt nicht viel an dem Leben eines Menſchen, der in der Unordnung eines Aufruhrs heimlich in einem Straßenwinkel getödtet wird, aber etwas wichtiges iſt es um das Leben eines Mannes von Ehre, der im eigenen Hauſe von den Sbirren des Herrn Perier niedergemacht würde, weil er im Namen des Geſetzes Widerſtand leiſtet. Sein Blut würde nach Rache ſchreien. Das Miniſterium wage es, dieſes Spiel zu unternehmen, und vielleicht wird es die Partie nicht gewinnen. Der Haftbefehl unter dem Vorwand der Ergreifung auf friſcher That kann geſetzlich gegen die Schriftſteller der periodiſchen Preſſe nicht erkannt werden, und jeder Schriftſteller, der von ſeiner Bürgerwürde durchdrungen iſt, wird der Ungeſetzlichkeit das Geſetz und der Gewalt die Gewalt entgegenſtellen. Es iſt dies eine Pflicht: geſchehe was da wolle."

„Armand Carrel."

Dieſe ſo feſte und ſo edle Sprache erregte die lebhafteſte Begeiſterung in der Preſſe. Herr Cauchois-Lemaire, der am Vorabend der Revolution von 1830 den Herzog von Orleans ſo kühn aufgefordert hatte, die Krone aufzuheben, Herr Cauchois-Lemaire verdammte in beredten Ausdrücken das Syſtem, auf welches man die neue Dynaſtie zu begründen ſuchte; faſt alle Journale ſtimmten bei, ſelbſt das Journal des Debats ſprach ſich, wiewohl ſchüchtern, gegen eine ſo allgemein getadelte Jurisprudenz aus. Die Demüthigung Caſimir Periers hatte den höchſten Grad erreicht: er ließ den National mit Beſchlag belegen und gegen zwei andere Journale, welche ſich ſeiner Erklärung kräftig angeſchloſſen hatten, wurden Verfolgungen eingeleitet: gegen Le Mouve-

ment, redigirt von Herrn Achille Roche, und Die Revolution von 1830, redigirt von den Herren Charles Reybaud und Antony Thouret. Dies hieß gar zu wenig wagen; aber die Miniſter wußten recht gut, daß Armand Carrel der Mann war, mit ſeinen Piſtolen auf dem Tiſche jeden Agenten eines die Geſetze verletzenden Syſtems zu empfangen: ſie hoben den Handſchuh nicht auf, den ihnen einer der ſtolzeſten Vertreter der republikaniſchen Anſicht vor die Füße geworfen hatte.

Mit dieſen Kämpfen, welche die erſten Monate des Jahres 1832 ausfüllten, vermiſchten ſich Verſuche ſeltſamer Art und Komplotte. Am 4. Januar, gegen fünf Uhr Abends, hörte man auf einmal das Getöne der Brummerin von Notre-Dame. Der Thurmwächter hatte den Eingang nur einer ſehr kleinen Anzahl von Perſonen geſtattet, die zu zwei und zwei gekommen waren. Beunruhigt ſtürzt er auf die Treppe, aber kaum iſt er zwanzig Schritte über die erſte Gallerie hinaufgekommen, als er ein Geſchrei vernimmt, auf welches ſogleich ein Piſtolenſchuß erfolgt. In ängſtlicher Haſt eilt der Wächter wieder hinab, um die Behörde in Kenntniß zu ſetzen. Bald kommen Soldaten herbei. Zur gleichen Zeit zogen, auf Befehl des Polizeipräfekten, der zumvoraus benachrichtigt war, Stadtſerſchanten in aller Eile nach der Kathedrale. Sie drangen auf die Thürme, durchſuchten ſie, und nach drei weitern Schüſſen, welche Niemand trafen, ergriff man ſechs Individuen, faſt ſämmtlich noch ſehr jung und alle der niedrigſten Klaſſe angehörig. Einer von ihnen, Namens Migne, war noch ein Kind. Er weinte, jammerte, verſicherte, er ſei gewiß unſchuldig, und verſprach, alles zu geſtehen. Während man ihn verhörte, brach im nördlichen Thurm ein Brand aus. Es gelang, ihn zu löſchen, obgleich die Flammen bereits ſehr hoch herausſchlugen. Migne erklärte, es ſeien ſieben Perſonen in die Thürme geſchlichen: man ſetzte daher die Nachforſchungen fort, die lange Zeit ohne Erfolg blieben. Abends neun Uhr hatten ſich mehrere Munizipalgardiſten an einem Fenſter, welches auf die Gallerie der Jungfrau hinausging, zuſammen eingefunden. Auf einmal glaubten ſie, an einem obern Fenſter einen Menſchenkopf zu ſehen, den eine Fackel beleuchtete. Sie eilen auf den Glockenthurm und finden, daß das Feuer ſoeben die Balken ergriffen hat. Der Abend war kalt, der Wind blies heftig: ſpäter entdeckt, wäre der Brand vielleicht nur mit Mühe bemeiſtert worden. Die Agenten der öffentlichen Gewalt ſuchten mit verdoppelter Thätigkeit weiter. Sie waren ſehr erbittert und einige ſagten: Man muß ihn umbringen. Plötzlich bot ſich ihnen ein Mann auf dem Söller dar. Er hielt ſeine Bruſt hin und rief: er ergebe ſich. Ueber ſein Gewerbe befragt, antwortete er: Aufrührer. Sein Name war Conſidère.

Der Zweck dieſer ſonderbaren Verſchwörer war, durch das Läuten der Glocken verſchiedenen Gruppen von Unzufriedenen, die in der Hauptſtadt

verbreitet waren und ſich marſchfertig hielten, das Zeichen zur Empörung zu geben.

Die verhafteten Individuen wurden in's Gefängniß gebracht und zwei Monate ſpäter abgeurtheilt. Ihr Verſuch hatte nichts Ernſtliches gehabt; aber ihr Prozeß erhielt große Bedeutung durch das Licht, das er über das Treiben der Polizei verbreitete. Es ging wirklich theils aus den Einzelheiten der Unterſuchung und den Verhören, theils aus den Zeugenausſagen hervor, daß die Polizei ſchon mehrere Tage vorher von dem Anſchlag in Kenntniß geſetzt worden war, ſowohl durch einen Brief des Generals Darriule, dem ein obſkurer Agent, Namens Mathis, die Sache im Vertrauen mitgetheilt hatte, als auch durch die Erklärung eines früheren Galeerenſklaven, Namens Pernot. Nun war keine Vorſichtsmaßregel ergriffen worden, um die Ausführung des Anſchlags zu verhindern, obgleich man nichts zu thun gebraucht hätte, als die Thurmthüren zu ſchließen. Es ſchien ſogar unbeſtreitbar, daß Herr Carlier, Chef der Munizipalpolizei, zu dem Wächter Gilbert geſagt hatte, er ſolle ſich durch nichts beunruhigen laſſen. Noch andere wunderliche Umſtände wurden durch den Prozeß an's Tageslicht gebracht. So war die Nachricht der Verſchwörung dem engliſchen Journal Times durch einen Brief aus Paris vom 3. Januar gemeldet worden. Noch ehe die Agenten der öffentlichen Gewalt in die Thürme gedrungen, war unter ihnen von einer Barrikade die Rede geweſen, welche die Angeklagten wirklich errichtet hatten. Als Conſidère ſich verhaften ließ, hatte ein Serſchant ſeine Hände berochen, um ſich zu vergewiſſern, ob ſie nicht nach einer Eſſenz röchen; folglich hatte die Polizei, wenigſtens konnte man ſo ſchließen, ſogar den beſondern Umſtand gewußt, daß eine Flaſche Eſſenz in die Thürme gebracht worden war. Endlich hatte der Glöckner, gleich als wollte er die Ausführung des Komplotts erleichtern, den Thurm ſchon Morgens zehn Uhr ohne Erlaubniß verlaſſen, und ſeine Frau war, einer bis dahin unverbrüchlichen Gewohnheit zuwider, an dieſem Tage nicht erſchienen, um den Dienſt ihres Mannes zu verſehen.

Die Vertheidiger der Angeſchuldigten bemächtigten ſich dieſer Umſtände, um die Anklage, die auf ihren Klienten laſtete, auf die Behörde abzuwälzen. Sie warfen der Polizei vor, daß ſie, ſchmählichen Vorgängen gemäß, das Unterdrückungsſyſtem dem des Vorbeugens vorziehe. Sie eiferten gegen dieſe Politik der Liſt, die durch heimliche Umtriebe und lichtſcheue Agenten ſelbſt zu Unruhen treibe, in der Abſicht, jede Oppoſition gehäſſig zu machen und alle der Ruhe befreundeten Intereſſen durch die Furcht den Bannern der Regierung zuzuführen.

Dieſe Angriffe waren in dem einzelnen Falle, um den es ſich handelte, gegründet; denn es iſt gewiß, daß die Polizei hier ohne Unannehmlichkeiten,

ohne Schwierigkeiten und ohne Lärm Pläne vereiteln konnte, die im Uebrigen gar keine Bedeutung hatten. Dagegen erfordert die Billigkeit, zuzugeſtehen, daß in einer verdorbenen und unter der Herrſchaft fehlerhafter Inſtitutionen lebenden Geſellſchaft ein rein vorbeugendes Syſtem oft die Behörde waffenlos vor ihren Feinden laſſen würde. Die Polizei könnte die Verſchwörer nicht benachrichtigen, daß man ſie überwache, und daß ihr Plan bekannt ſei, ohne ſie eben dadurch zur Ergreifung beſſerer Maßregeln zu veranlaſſen und ſich in ihre Hand zu liefern. Sie verhaften zu laſſen, bevor ſie die Ausführung ihres Planes begonnen haben, kann ſie eben ſo wenig wagen, ohne ſich unheilvollen Irrthümern und dem Tadel auszuſetzen, gegen leichthin beargwohnte Bürger eine ungeduldige und brutale Willkür beurkundet zu haben. Aber bei der Thurmgeſchichte von Notre-Dame wurde die Polizei nicht blos einer argliſtigen Duldung beſchuldigt, man verlangte von ihr auch Rechenſchaft über die aufreizende Rolle, welche einer ihrer Agenten geſpielt hatte. In einer beredten und lebendigen Vertheidigung erzählte Herr Dupont, wie Pernot das Elend und die Unwiſſenheit zweier jungen Leute mißbraucht hatte, um ſie zur Empörung aufzureizen. Er ſetzte auseinander, wie derſelbe ſeinen Haß gegen die Regierung zur Schau getragen, wie er davon geſprochen, daß die Hauptſtadt bereit ſei, ſich beim erſten Glockenton zu erheben, wie er einem Arbeiter aufrühreriſche Artikel zu leſen gegeben, ſeine eigenen trügeriſchen Auslegungen hinzugefügt und mit einem Wort alles in's Werk geſetzt habe, um die Unglücklichen irre zu leiten, die er zu verrathen beabſichtigte.

Solcher Art waren die Thatſachen, welche der Advokat dem Urtheil der öffentlichen Meinung anheimſtellte. Im Uebrigen war das von Herrn Dupont gebrandmarkte Syſtem ſchon im Verlauf der Verhöre theilweiſe zugeſtanden worden. Vor die Richter beſchieden, hatte der Chef der Munizipalbehörde ſich nicht entblödet zu ſagen: „Ich habe das Mittel gefunden, die geheimen Geſellſchaften zu desorganiſiren, indem ich nämlich die Exaltirteſten als Polizeiſpione bezeichne, ſo daß ſie auf den Quais von den Leuten ihrer eigenen Partei zu Boden geſchlagen werden."

Es war unvermeidlich, daß Erklärungen dieſer Art einen tiefen Eindruck auf die Geſchwornen machten. Fünf von den Angeklagten wurden freigeſprochen; drei andere wurden ſchuldig erklärt, aber blos des Verbrechens der Nichtanzeige; und wenn man ſie zum Gefängniß verurtheilte, ſo geſchah es weniger wegen der Verſchwörung, als wegen ihres hochmüthigen Benehmens vor den Richtern. Traurige Einblicke wurden durch dieſen Handel eröffnet: die Kraft einer Regierung erprobt ſich an der Moralität der Mittel, welche ſie zu ihrer Vertheidigung anwendet.

Eine Verſchwörung von weit größerer Bedeutung bedrohte zu gleicher

Zeit alle konſtituirten Gewalten. Wir haben der ehrgeizigen Hoffnungen gedacht, welche die Herzogin von Berry in ihrer Verbannung nährte. Um dem Sohne dieſer Fürſtin einen Weg zum Throne zu bahnen, hätte ohne Zweifel eine Schilderhebung in der Vendee und eine Empörung in den ſüdlichen Provinzen nicht genügt. Es war von Wichtigkeit, daß Paris ſich für den Streit der älteren Bourbons bewaffnete. Einige Unterſtützungen, welche im Namen der Herzogin von Berry an unglückliche Arbeiter und an vormalige Diener des im Juli geächteten Königthums vertheilt wurden, gaben den Gedanken zu einer Verſchwörung, indem ſie zeigten, was man von der Erkenntlichkeit des Volks und ſeinem Elend zu erwarten berechtigt war. Ein Arzt, ein Mann voll Kopf und Entſchloſſenheit, legte die Hand an's Werk. Sein Beruf brachte ihn mit einer Menge Menſchen in Berührung, welche die Revolution von 1830 in's Verderben geſtürzt oder getäuſcht hatte: er verſuchte bei ihnen die Herrſchaft der Wohlthaten, und als er ſah, welche Keime der Unordnungen aller Art und der Empörungen eine leidende und glaubenloſe Geſellſchaft in ſich birgt, ſo eröffnete er ſich einigen Freunden. Es wurde ein Plan beſchloſſen. Zwölf Anführer wurden ernannt für die zwölf Bezirke von Paris. Jeder Anführer mußte den vom Mittelpunkte ausgegangenen Impuls vier Lieutenants mittheilen, von denen jeder eine Brigade von zehn Mann befehligte, und jedes Mitglied einer Brigade war verpflichtet, untergeordnete Verſchwörer anzuwerben, welche ſich zum Sieg von Plänen verwenden ließen, die den meiſten von ihnen ſelbſt unbekannt waren. Die Macht der legitimiſtiſchen Partei beſtand in ihrer Wohlhabenheit, ſomit wurde das Geld der Nerv dieſer Verſchwörung. Eine Kaſſe bildete ſich aus dem Ertrage verſchiedener Subſkriptionen und ziemlich bedeutender Summen, welche ein zum Haushalt des Marſchalls Bourmont gehörender Agent der Herzogin von Berry aus Italien gebracht hatte. Jetzt begann man, ein umfaſſendes Werbſyſtem in's Werk zu ſetzen. Das Geld diente jedoch weniger dazu, die Rekruten der Empörung regelmäßig zu beſolden, als den Werbern ein Mittel zu verſchaffen, ſich mit den Leuten aus dem Volke an Vergnügungsorten, die ſich zu halben Vertraulichkeiten und gemeinen Verführungen eigneten, perſönlich zu beſprechen. Es iſt zu bemerken, daß viele arme Arbeiter in die Verſchwörung traten, ohne andere Summen erhalten zu haben, als diejenigen, die ihr tiefes Elend unumgänglich nothwendig machte, oder wodurch ſie für die Einſtellung ihrer Arbeiten ſchadlos gehalten wurden. Jedenfalls waren die Unterſtützungen, die man austheilte, hauptſächlich darauf berechnet, die ganze Schmach des Jammers, worin man den Armen ſchmachten ließ, an's Licht zu ſtellen. Aber während man hoffnungsloſes Elend milderte, verſuchte man den Köder der Verſprechungen bei Gemüthern, die mit einem plumpen Ehrgeiz begabt waren,

und in kurzer Zeit hatte man eine kleine Armee in's Feld zu führen. Der Sturz Karls X hatte die Verabſchiedung der königlichen Garde und die Veränderung eines zahlreichen Geſindes nach ſich gezogen: die Verſchwörung rekrutirte ſich aus mehreren Offizieren und Unteroffizieren der Garde ſowie aus beinahe allen denen, die im alten königlichen Haushalte untergeordnete Stellen inne gehabt hatten, welche plötzlich aufgehoben worden waren, und zu dieſen geſellten ſich aus reiner Anhänglichkeit an die geſtürzte Dynaſtie Diener, die noch in Stellen waren. Unter den Jagdgendarmen und den Forſtwächtern ließen ſich beſonders viele anwerben. Es gelang ſogar, unter der vierten Kompagnie der Veteranen-Unteroffiziere in einem zu Courbevoie kaſernirten Linienregiment, ſowie in einem zu Paris, Straße Du Petit-Muse, kaſernirten Dragonerregiment Verbindungen einzuleiten. Ein durch ſeine Anhänglichkeit an das Prinzip der Legitimität wohlbekannter Marſchall von Frankreich und vier Generalmajore bildeten gewiſſermaßen den Generalſtab dieſer Verſchwörung, in welche auch ein bonapartiſtiſcher Général ſich nicht ſcheute einzutreten. „Werfen wir die Regierung über den Haufen," hatte er geſagt, „dann wollen wir der Nation das Geſchäft überlaſſen, zwiſchen dem Nachfolger Karls X und dem des Kaiſers zu entſcheiden."

Auf ſolchen Stützen ruhend, dehnte ſich die Verſchwörung mit äußerſter Schnelligkeit aus. Eine thätige Propaganda befand ſich nicht blos in Paris, ſondern auch in den umliegenden Gemeinden: in Saint-Germain, in Meudon, in Clamart, in Verſailles, in Vincennes. Es war beinahe unvermeidlich, daß Indiskretionen begangen wurden und die Polizei mittelſt ihrer Agenten am Ende einer Verſchwörung auf die Spur kam, die ſo zahlreiche Verzweigungen hatte. Gleichwohl konnte die Behörde, Dank den vielfachen Abtheilungen und Unterabtheilungen, welche der gewählte Organiſationsplan zuließ, nur höchſt unbeſtimmte und unvollſtändige Berichte erlangen, ſo daß diejenigen Perſonen, welche zu kennen und feſtzunehmen von hauptſächlicher Wichtigkeit war, gänzlich außer ihrem Bereiche blieben. Ueberdies hatten ſich mehrere Polizeiagenten aufrichtig dem Gelingen der Verſchwörung gewidmet, was den Theilnehmern die Möglichkeit verſchaffte, die gegen ſie gerichteten Manöver durch Gegenminen zu vereiteln. Dazu kam, daß man, um etwaigem Verrathe vorzubeugen, das Gerücht verbreitet hatte, jeden Verräther, der als ſolcher erkannt werde, erwarte unausbleiblich ein Dolchſtoß.

Wie dem auch ſei, in einem Gewirre von Verſchwörern, von denen etliche eine ſehr hohe geſellſchaftliche Stellung einnahmen, zeichneten ſich die den niedrigſten Lebensverhältniſſen angehörenden Männer durch Treue, Entſchloſſenheit und Uneigennützigkeit des Eifers aus. Unter dieſen letzteren befand ſich ein Schuſter, Namens Louis Poncelet. Erbittert über die Fol-

gen einer Revolution, von welcher das Volk ſo wenig Nutzen gezogen, war er bereit, ſich für die Legitimität zu ſchlagen, nachdem er 1830 tapfer gegen ſie gefochten hatte. In jeder ſchwierigen Lage verſchwindet die Ungleichheit des Ranges, um der Ungleichheit des Muthes Platz zu machen. Poncelet erwarb ſich in der Verſchwörung bald die Bedeutſamkeit, welche die Gefahr der Kühnheit anweist. Er wurde bei dem Marſchall von Frankreich zugelaſſen, auf den man für den Fall eines Erfolgs und unmittelbar nach demſelben zählte, und der Marſchall ſagte zu ihm: „Verlaſſen Sie ſich darauf, wenn Sie das Stadthaus innehaben, werde ich mich zu Pferde ſetzen und keinen Anſtand nehmen, mich an die Spitze der proviſoriſchen Regierung zu ſtellen.“

Inzwiſchen hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar bei Hof ein großer Ball ſtattfinden ſolle. Die Gelegenheit war gut für die Verſchworenen; denn ſie zählten ſelbſt unter der Dienerſchaft des Schloſſes Mitſchuldige; ſie waren im Beſitz von fünf Schlüſſeln, welche die Thore des Tuileriengartens öffneten, und der Eingang des Louvre war ihnen verſprochen. Es wurde alſo verabredet, daß in der bezeichneten Nacht die einen ſich abtheilungsweiſe auf verſchiedenen Punkten der Hauptſtadt verſammeln ſollen, um von da beim feſtgeſetzten Signal aufzubrechen und nach dem Schloſſe zu ziehen, während die anderen im Schatten der Gäßchen, welche zum Louvre führen, hinſchleichen, in die Gemäldegallerie dringen, ſofort in den Ballſaal hereinbrechen und bei der durch dieſen unvorhergeſehenen Angriff entſtehenden Unordnung ſich der königlichen Familie bemächtigen ſollten. Kanonenſchläge, eine Art kleine Kugeln, waren mitten unter die vor den Thoren des Pallaſtes ſtehenden Wagen geworfen, Stückchen Holz mit eiſernen Spitzen waren den Pferden unter die Füße gelegt worden; endlich glaubte man ſich berechtigt zu hoffen, daß im Saale des Schauſpiels ſelbſt allerhand künſtliches Feuerwerk bereit ſtehe, ſo daß man durch Anzündung der Wände die Verwirrung vermehren könnte. Dieſer Plan wurde zwiſchen den Häuptern der Verſchwörung in der Straße Taranne definitiv beſchloſſen, und Poncelet wurde ſpeziell mit dem Angriff auf den Louvre beauftragt.

Aber eine Intrigue entſpann ſich inmitten der Verſchwörung, und die Früchte des gehofften Sieges wurden bereits Gegenſtand eiferſüchtiger Berechnungen. Der Agent, welcher ſich für den Bevollmächtigten der Herzogin von Berry ausgegeben, hätte den Marſchall von Frankreich, von welchem wir geſprochen haben, gerne auf die Seite geſchoben und den Namen eines anderen Marſchalls, deſſen Perſon er ganz beſonders zugethan war, durch die Verſchworenen proklamiren laſſen. Man machte Poncelet Vorſchläge in dieſer Richtung und zugleich die glänzendſten Anerbietungen für ihn ſelbſt, wenn er das Un=

ternehmen überlebe, und für ſeine Kinder, wenn er dabei umkommen ſollte. Aber er verwarf dieſe Zumuthungen mit vieler Feſtigkeit, indem er ſein Vertrauen einem Manne nicht entziehen wollte, den er desſelben würdig geachtet hatte. Von dieſem Augenblick an verſchwand alle Einheit der Leitung, und da, wo die Verſchwörung hätte Unterſtützung finden ſollen, ſtieß ſie nur noch auf Hinderniſſe. Vor dem für den Ausbruch feſtgeſetzten Tage hatte ſich Poncelet an einen gewiſſen Dermenon gewendet, um Flinten zu bekommen. Es wurde ein Akkord abgeſchloſſen und für den folgenden Tag eine Zuſammenkunft verabredet. Aber am 1. Februar lockten diejenigen unter den Verſchworenen, welche ſich vorgenommen hatten, den Anſchlag zu vereiteln, oder wenigſtens ſeine Hinausziehung zu veranlaſſen, Poncelet in einen geheimen Klub, wo ſie ihn unter allerhand Vorwänden zurückzuhalten wußten. Dermenon, der von einer karliſtiſchen Verſchwörung Wind bekommen hatte, wurde von einer großen Unruhe befallen, als er Poncelet nicht am beſtimmten Orte erſcheinen ſah. Er fürchtete, Opfer eines Spions geworden zu ſein, ſagte daher dem Waffenfabrikanten, der ihm die verſprochenen Flinten liefern ſollte, von der verdächtigen Unterhandlung, in die er ſich eingelaſſen habe, und dieſer ſchleppte ihn zu dem Polizeipräfekten. Herr Gisquet, der, von einigen ſeiner Agenten getäuſcht, ſchon mehrmals durch falſche Nachrichten, welche die Verſchwörer ihm zukommen ließen, hinter's Licht geführt worden war, Herr Gisquet zeigte ſich im Anfang ſehr ungläubig und erwartete vollſtändigere Aufſchlüſſe.

So ſtanden die Dinge, als die entſcheidende Stunde für die Verſchworenen ſchlug. Die verſchiedenen Brigaden verſammelten ſich, wie verabredet worden war, an den ihnen bezeichneten Plätzen. Sie zählten im Ganzen zweitauſend fünfhundert bis dreitauſend Mann. Es ſtanden Gruppen am Obſervatorium, an der Barrière de l'Etoile, Barrière du Roule, auf den elyſäiſchen Feldern, an der Baſtille, in der Vorſtadt Saint-Antoine, längs des Kanals Saint-Martin hin und in der Nähe mehrerer Waffenmagazine, von welchen man den Plan beſaß und zu deren mühloſer Beſetzung Vorkehrungen getroffen waren. Eine ziemlich große Anzahl Waldſchützen ſtand auf den Barrièren, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet. Poncelet ſeinerſeits hatte ſich zu einem Reſtaurateur in der Straße Des Prouvaires verfügt, ein Mahl von mehreren Gedecken für die Nacht bei ihm beſtellt und ihm einen Tauſendfrankenſchein eingehändigt. Bei dieſem Reſtaurateur ſollten ſich blos die Häupter der Verſchwörung einfinden. Poncelet war daher äußerſt überraſcht, als er viele Verſchworne, deren Platz anderswo war, einen um den andern hier auf ſich zukommen ſah. „Alles iſt verloren," ſagte der eine zu ihm; „man hat Gegenbefehle gegeben." — „Das Geld, das ich erwartete," ſagte ein anderer, „iſt mir nicht zugekommen; meine Schaar kann nicht ohne Gefahr

auf dem Platze oder in der Straße ſtehen bleiben, um dort das Signal abzuwarten.“ — „Der Anführer, deſſen Erſcheinen ich meinen Leuten angekündigt hatte,“ ſagte ein dritter, „hat ſich noch nicht gezeigt. Sie werden ungeduldig und halten mich für einen Verräther: was thun?“ Poncelet durchſchaute wohl, durch wen die Verſchwörung zu ſcheitern im Begriffe ſtand; aber wie zurückweichen? Abends 11 Uhr hatten ſich hundert Verſchworne in der Straße Des Prouvaires verſammelt. Es waren entſchloſſene Männer unter ihnen, und Schildwachen ſtanden vor der Thüre des Speiſehauſes. Aber die Polizei hatte die genaueren Notizen über den mit Dermenon abgeſchloſſenen Kauf erhalten, ſie wußte, daß ihm 6000 Franken zugeſtellt worden waren, und Herr Gisquet hatte ihm Befehl gegeben, eine gewiſſe Anzahl Waffen abzuliefern. Wirklich hielt etwa um halb ein Uhr ein Fiaker mit ſiebzehn Flinten vor dem Speiſehauſe in der Straße Des Prouvaires an. Die Waffen wurden vertheilt. Einen Augenblick darauf kam Poncelet, der hinausgegangen war, mit zwei Piſtolen im Gürtel zurück. Eine große Exaltation herrſchte unter den Verſchwornen, und der entſcheidende Augenblick nahte, als die Straße ſich auf einmal mit Munizipalgardiſten und Stadtſerſchanten füllte. Das Haus wurde umzingelt und ſchnell beſetzt. Der Anführer der Verſchwornen trat vor, und als er einen Stadtſerſchanten die Hand an ſeinen Degengriff führen ſah, ſchoß er ihm eine Piſtole vor den Kopf. Seine Mitſchuldigen konnten keinen Gebrauch von ihren Flinten machen, da ſie ſämmtlich in ſchlechtem Stande waren. Man mußte fliehen. Einer der Verſchwornen fiel von einem Bajonett durchbohrt, die andern wurden verhaftet. Außer den Flinten fand man im Hauſe Kugeln, Patronen und drei der Schlüſſel, die zur Oeffnung der Tuilerienthore beſtimmt waren. Poncelet wurde durchſucht: er hatte 140 Franken baares Geld in ſeiner Taſche und 7000 Franken in Banknoten im Futter ſeiner Stiefel. Achtzehnhundert Franken hatte er am 1. Februar ausgegeben und überhaupt hatte er die fünf letzten Tage vorher ungeheure Summen unter ſeinen Händen gehabt.

Was die in der Hauptſtadt verbreiteten Abtheilungen betrifft, ſo hatten ſich die meiſten, ſei es nun in Folge des empfangenen Gegenbefehls, oder aus Ungeduld, Mißtrauen und Abſpannung ſchon lange zerſtreut. Da die Verſchwornen die Parole in Erfahrung gebracht und der Polizei zu wiſſen gethan hatten, daß ſie falſche Patrouillen in Paris herumzuſchicken beabſichtigen, ſo wurde die Einſchreitung der Nationalgarde gefürchtet. Man begnügte ſich, Munizipalgardiſten und Stadtſerſchanten nach vier Punkten auszuſchicken. Aber die Gruppen zerſtreuten ſich bei ihrer Annäherung, ohne einen Kampf zu verſuchen, welchen Gegenbefehle, Mißverſtändniſſe und Abfälle unmöglich gemacht hatten.

Die Wagen, welche ſich dieſe Nacht in großer Anzahl in Paris kreuz-

ten, wurden ſämmtlich durchſucht auf Befehl der Polizei, deren Agenten nicht blos diejenigen verhafteten, bei welchen ſie Piſtolen oder Degen antrafen, ſondern auch Bürger, die nach irgend einem unſchuldigen Vergnügen in ihre Wohnung zurückkehren wollten, und junge Leute, welche in Tanzſchuhen vom Balle kamen. Mit den Schuldigen vermengt, wurden die Unſchuldigen in die Gefängniſſe der Präfektur geſchleppt und mußten ſich manche Beleidigungen, manche Stöße gefallen laſſen, als ſie durch eine Schaar von Spionen zogen, welche von dem niedrigen Zorne aufgeſtachelt waren, der den von keiner Intelligenz geregelten Leidenſchaften eigen iſt.

Mit großem Erſtaunen vernahm Paris bei ſeinem Erwachen die Ereigniſſe der Nacht. Sie waren nicht durch jene, in der Stille ſich verbreitenden Gerüchte angekündigt geweſen, welche die Gemüther auf Begebenheiten vorbereiten, und deren Erinnerung man bewahrt. Auch vereinigten ſich ſämmtliche Parteien dahin, die Verſchwörung der Straße Des Prouvaires als ein thörichtes Unterfangen zu betrachten. Die Republikaner nahmen die Gelegenheit wahr, der Täuſchungen einer Ariſtokratie zu ſpotten, die mit ſo großer Hartnäckigkeit ihren Stolz die Zeiten ihrer Kraft überleben laſſe. Die Anhänger des herrſchenden Syſtems verhöhnten nach Herzensluſt die Schwachheit ihrer Feinde. Die Legitimiſten ſelbſt ließen ſich angelegen ſein, die volle Schale ihrer Verachtung über die Verwegenheit von Verſchwörern auszugießen, welche, da ſie nicht geſiegt hatten, von allen denen über die Achſel angeſehen wurden, die im entgegengeſetzten Falle ihre Mitſchuldigen geweſen wären. Was die Polizei betrifft, ſo ermangelte ſie nicht, ſich ihrer Vorſicht zu rühmen. Gleichwohl hatte ſie beinahe nichts von dem Komplott in Erfahrung gebracht; ſie hatte weder ſeinen Urſprung, noch ſeine geheime Organiſation durchdrungen; ſie kannte ſeine Häupter nicht und machte ſich einen ganz falſchen Begriff von ſeiner Bedeutung. Spätere Geſtändniſſe belehrten ſie allerdings über die Dinge, worüber ſie ſich bei der Verhaftung Poncelets und ſeiner Kameraden in gänzlicher Unwiſſenheit befunden hatte; aber die wichtigſten Geheimniſſe waren ſo gut bewahrt worden, daß die Mehrzahl der Rädelsführer den Verfolgungen der Juſtiz entging. Und diejenigen, die ſpäter verurtheilt wurden, wurden es auf gänzlich unvollſtändige Beweiſe oder ſogar, wie Herr Charbonnier de la Guesnerie, auf Ausſagen hin, welche man aus unlautern Quellen geſchöpft hatte, Ausſagen, die überdies durch höchſt gewichtige Zeugniſſe bekämpft wurden. Angeſehene Namen wurden in dieſem Prozeſſe genannt, die Namen des Herzogs von Belluno, des Generals Montholon, des Herzogs von Riviera, des Barons von Meſtre, der Grafen von Fourmont, von Brulard und von Floirac, der Gräfin von Serionne. Die Haltung der Angeklagten bei dem Prozeſſe war im Allgemeinen kräftig. Poncelet machte ſich vor allen durch die Loyalität ſeiner Antworten

bemerklich; er beſaß Gewandtheit genug, ſeine Mitſchuldigen nicht bloßzuſtellen, und um die eigene Gefahr bekümmerte er ſich nur wenig. *)

Ein auswärtiges Ereigniß, ebenſo bedeutungsſchwer, als unerwartet, lenkte die Aufmerkſamkeit von dieſen innern Streitigkeiten ab. Man hat im vorhergehenden Bande geſehen, wie Oeſterreich mit Verachtung unſerer Erklärungen Italien überzogen hatte, und wie die Romagna auf's Neue unter das Joch des römiſchen Hofes geſunken war. Der Schmerz der Italiener hatte ſich anfangs in ein düſteres Schweigen verſchloſſen. Aber in den Herzen gährte die Empörung, und der erſte von Bologna ausgegangene Kriegesſchrei konnte die Diplomatie abermals in die Verlegenheiten ſtürzen, aus welchen ſie ſich nur mit ſo großer Mühe gezogen hatte. Die großen Mächte ſahen ein, daß die Ruhe in den päpſtlichen Staaten nicht anders geſichert werden könne, als wenn man den gerechten Wünſchen der Bevölkerung bis auf einen gewiſſen Grad nachgebe.

In der That läßt ſich nichts Traurigeres denken, als die damalige Lage von Mittelitalien: eine Theokratie, nicht auf den Glauben geſtützt, und genöthigt, ſich durch Gewalt aufzuerlegen; die Herrſchaft in den Händen unwiſſender, verdorbener Prälaten, die ſich nicht einmal zu der Art von Heuchelei verpflichtet glaubten, welche die Scham des Laſters iſt; kein feſter Beſtand in den Geſetzen; der Staatsſchatz gewiſſermaßen der Plünderung preisgegeben; die Steuern nach der Laune des Souveräns abgeändert oder vermehrt; der Wiſſenſchaft ihre Ehre verweigert; der induſtrielle Sinn aller Aufmunterung und Nahrung beraubt; keine Achtung für die Freiheit des Geiſtes, für die Würde des Menſchen, mit einem Wort kein öffentliches Leben.

In dieſem Stand der Dinge hatten die fünf großen Mächte auf die Einladung Frankreichs und Oeſterreichs ihre friedliche Vermittlung zwiſchen den Papſt und ſeine Unterthanen ſtellen zu müſſen geglaubt. Durch eine Note vom 21. Mai 1831 hatten ſie dem heiligen Stuhl zu erkennen gegeben, das beſte Mittel, in Italien die Ruhe wieder herzuſtellen und Europa die Gefahr neuer Erſchütterungen zu erſparen, wäre die Einführung einiger der ſo ungeduldig erwarteten Reformen in den römiſchen Staaten. Das Prinzip der Volkswahlen ſolle als Grundlage der Kommunal- und Provinzialverſammlungen angenommen; eine Zentraljunta ſolle mit der Reviſion ſämmtlicher Verwaltungszweige beauftragt; die Laien ſollen zu allen Staatsämtern zugelaſſen; ein Staatsrath ſolle eingeſetzt und zwar aus den angeſehenſten Bürgern ernannt werden: das waren die Maßregeln, welche dem Papſte in der von den Geſandten Frankreichs, Englands, Oeſterreichs, Preußens und Rußlands eingereichten Note angerathen wurden.

---

*) Siehe Beweisſtücke Nr. 1.

Gregor XVI beantwortete dieſe Rathſchläge mit einem Edikt, worin er ſich darauf beſchränkte, zu erklären, daß fortan die Ernennung der Räthe dem Oberbeamten jeder Provinz zuſtehe, daß kein Vorſchlag in dem Rathe in Berathung gezogen werden könne, ohne zuvor der höhern Behörde vorgelegt worden zu ſein, und daß es immer von dem Präſidenten der Provinz abhänge, das Protokoll der Sitzungen gutzuheißen oder nicht. Daſſelbe Edikt verfügte, daß die Weltlichen von der Regierung der Delegationen ausgeſchloſſen ſeien, und daß jede Provinz als Delegation erklärt werden könne. Alſo verwarf Gregor XVI ſowohl das Prinzip der Volkswahl, als die Einſetzung eines Staatsraths und die Theilnahme der Laien an der Verwaltung der Angelegenheiten. Das hieß in allen Stücken den Andeutungen des Denkſchreibens der Mächte ausweichen.

Die Unzufriedenheit der Bevölkerung war um ſo lebhafter, als ſie ſich der Hoffnung hingegeben hatte. In der Romagna zeigte ſich die Entrüſtung ſo drohend, daß die Prolegaten es nicht wagten, das Edikt in ihren Provinzen zu veröffentlichen. Was aber die Erbitterung der Gemüther auf's höchſte ſteigerte, war auf der einen Seite die Erhöhung der Auflagen, auf der andern die Bekanntmachung von fünf Verfügungen, welche unter dem Vorwand einer Verbeſſerung im Civil- und im Kriminalverfahren unter andern Mißbräuchen die Eingriffe des geiſtlichen Gerichts in die Rechte des bürgerlichen Gerichts gutheißen, ſämmtliche Vorrechte der geiſtlichen Gerichte beſtätigten, durch eine ſpezielle Verordnung feſtſetzten, daß bei Gleichheit der Vergehungen die Prieſter zu einer weniger ſtarken Strafe verurtheilt werden ſollen, endlich jene alte, wilde Tyrannei, genannt: das Inquiſitionsgericht, beibehielten.

Gleichwohl war die Ordnung, durch die Bürgergarde ſtreng aufrecht gehalten, noch nicht geſtört worden, als man erfuhr, daß beſoldete Truppen auf dem Marſch ſeien, um die Provinzen zu beſetzen. Dieſe Truppen beſtanden großentheils aus Räubern, die ſich in der Umgegend von Rom zuſammengefunden hatten. Bald verbreitete ſich die Nachricht von ihrem Einzug in Rimini und den Ausſchweifungen, denen ſie ſich daſelbſt überlaſſen haben. Zu gleicher Zeit ſprach man von einer von Prieſtern angezettelten Verſchwörung, welche die Ermordung der Häupter der Liberalen zum Zweck habe. Von Zorn und Furcht zugleich hingeriſſen, griff das Volk zu den Waffen, während in aller Eile Abgeordnete von Bologna abgingen, um vom Papſt die Zurückrufung der Truppen zu verlangen.

Die Abgeordneten wurden im Anfang günſtig aufgenommen, und ihre Rückkehr belebte die Hoffnung der unglücklichen Italiener von Neuem. Es zirkulirten Bittſchriften, welche von den angeſehenſten Männern unterſchrieben waren und die Mißbräuche der neuen Ordnung bezeichneten, deren Vollzie-

hung in Folge deſſen von der Behörde jeder Delegation bis auf Weiteres eingeſtellt wurde. Auf der andern Seite hatte der Kardinal Bernetti geſchrieben, es ſollen Abgeordnete zugelaſſen werden, um die Wünſche der Bevölkerungen vorzutragen, und die Prolegaten von Bologna, von Ravenna, von Forli hatten ſelbſt angezeigt, nach welchen Regeln die Wahl vorzunehmen ſei. Aber auf einmal ändert ſich die Szene. Der römiſche Hof erklärt, er mißbillige alle dieſe Schritte höchlich; es werde keine Deputation empfangen werden; die vom Papſte bewilligten Inſtitutionen ſeien vortrefflich; man müſſe ſich ihnen unterwerfen. Ein mit Hülfe Oeſterreichs verwirklichtes Anlehen erklärte dieſe gebieteriſche Sprache, welcher Kraft zu geben ein Corps von fünftauſend Banditen bereit ſtand.

Den 10. Januar 1832 theilte der Kardinal Bernetti den vier Vertretern Oeſterreichs, Frankreichs, Preußens und Rußlands den von Sr. Heiligkeit gefaßten Entſchluß mit, ihre Truppen in die Delegationen zu ſchicken und die Bürgergarden aufzulöſen. England mißbilligte das Benehmen des Papſtes laut.*) Die andern Mächte vereinigten ſich in ihren Antworten dahin, die Weisheit des heiligen Vaters zu preiſen und die Romagnolen zu tadeln, die als Undankbare und als Rebellen ſeiner Rache preisgegeben wurden. „Wenn es,“ ſagte der Geſandte Frankreichs, Herr von Saint-Aulaire, „geſchehen ſollte, daß die Truppen, bei ihrer ganz friedlichen Sendung, in Vollziehung der Befehle ihres Souveräns auf einen frevelhaften Widerſtand ſtießen, und daß einige Aufrührer es wagten, einen in ſeinem Zweck ebenſo ſinnloſen als in ſeinen Reſultaten unheilvollen Bürgerkrieg anzufangen, ſo trägt der Unterzeichnete kein Bedenken, zu erklären, daß dieſe Leute von der franzöſiſchen Regierung als die gefährlichſten Feinde des allgemeinen Friedens betrachtet würden.“ Die Sprache der Geſandten Oeſterreichs, Preußens und Rußlands war nicht minder bedeutungsvoll; alle ſagten dem heiligen Vater die Unterſtützung ihrer Höfe zu für den Fall, daß ſeine Befehle nicht eine unmittelbare und unbedingte Unterwerfung zur Folge hätten.

Als die Romagnolen dieſe in dem offiziellen Journal von Rom veröffentlichten Antworten laſen, da ermuthigten ſie ſich, überraſcht und verzweiflungsvoll, zum Widerſtande. Einige ſprachen noch davon, der Gewalt nachzugeben, aber die meiſten hörten nur noch auf die Eingebungen ihrer Entrüſtung. Sie machten darauf aufmerkſam, daß ihre Feinde ſie nicht blos unterdrücken wollen, ſondern noch obendrein verläumden. Hatte man ſie nicht ſelbſt in der Note des Repräſentanten Frankreichs, des Juliusfrankreichs, Unſinnige, Aufrührer genannt? Und warum? Wahrſcheinlich nicht, weil ſie ſich geweigert hatten, die päpſtliche Kokarde zu tragen: in dieſer Beziehung

*) Siehe die Beweisſtücke, Nr. 2.

war ihnen kein Befehl aus Rom zugekommen; und dann aus welchem Grunde ſollte eine Garde, welche vom Papſte weder beſoldet noch angeworben iſt, der Verpflichtung unterworfen ſein, ſeine Livree zu tragen? Hatte man nicht von der Bürgergarde, dieſer ſo eifrigen Wächterin der öffentlichen Ordnung und des Eigenthums, zu ſagen gewagt, ſie habe ſich als berathendes Corps aufgeſtellt, habe mit dem Schwert in der Hand Ungehorſam gepredigt, habe die öffentlichen Kaſſen geplündert? Was von einer Regierung erwarten, welche auf dieſe Art mit Lügen umgehe, als ob es nicht genug wäre, daß ſie ihre Armeen in den Gefängniſſen von Civita Caſtellana, der Engelsburg und der Veſte Sankt-Leo rekrutire? Wenn die italieniſche Freiheit beſtimmt ſei, unterzugehen, ſo ſolle ſie wenigſtens nicht ſterben, ohne Vertheidiger gefunden zu haben. Ob es überdies möglich ſei, daß Frankreich den Vertrag gutheiße, den man in ſeinem Namen unterzeichne, einen ſchändlichen Vertrag, welchen der Vertreter Englands nicht habe unterzeichnen wollen? Zu ſolchen Verwünſchungen geſellten ſich Thaten, und die Bürgergarden griffen zu den Waffen.

Der Kardinal Albani war zum außerordentlichen Kommiſſär ernannt worden und hatte einen öſterreichiſchen Offizier, den Baron Marchal, beauftragt, die kriegeriſchen Operationen zu leiten. Die päpſtlichen Truppen, welche nach Rimini gezogen waren, ſetzten ſich in Bewegung. Die Bürgergarden ihrerſeits begaben ſich gleichfalls auf den Marſch: auf der Ebene von Ceſena trafen die beiden Heere auf einander. An Zahl um die Hälfte ſchwächer, ohne Reiterei und im Beſitz von nicht mehr als drei Feldſtücken, hielten die Romagnolen den Kampf tapfer aus, aber die Partie war allzu ungleich; nach einem hartnäckigen Widerſtand mußten ſie vom Platze weichen, und in der Hoffnung, den Feind zu einer Zertheilung ſeiner Kräfte zu veranlaſſen, räumten ſie nacheinander Ceſena und Forli. Jetzt gingen in der Wiege der Chriſtenheit und im Namen des barmherzigen Oberhauptes der Gläubigen Szenen vor, würdig der Barbarei der alten Zeiten. Die Päpſtlichen ſtürzten ſich wie Wahnſinnige über Ceſena her, plünderten die Vorſtadt, ſtürmten in ein Kloſter und begingen Gräuelthaten. Sie drangen in die Kirche des Sankt-Stephan vom Berge, entweihten die geheiligten Gefäße, traten die geweihten Hoſtien mit Füßen, verfolgten bis in den unterirdiſchen Gang der Kirche einen Unglücklichen, der, ein Kruzifix in den Armen haltend, erwürgt wurde. Von da ergoſſen ſie ſich über die Stadt, machten ſich ein Spiel aus Plünderung und Mord und rechtfertigten nur zu gut die Sprache derjenigen, welche beim Anrücken einer ſolchen Horde gerufen hatten: „Der römiſche Hof liefert uns Räubern in die Hände.“

Am folgenden Tag wurden die obrigkeitlichen Perſonen von Forli zum Kardinal Albani abgeſandt, um ihm den Einzug in die Stadt anzubieten. Wirk-

lich beſetzten die Päpſtlichen Forli, ohne daß man ihnen den mindeſten Widerſtand entgegenſetzte. Die Bewohner bemühten ſich ſogar, ihnen einen guten Empfang zu bereiten, in der Hoffnung, die trotzigen Gemüther dadurch zu ſänftigen. Aber zufällig entſtand ein Streit zwiſchen einem Soldaten und einem Mann aus dem Volke, wobei letzterer getödtet wurde. Alsbald erhebt ſich auf dem Platze, wo die Päpſtlichen in Schlachtordnung aufgeſtellt waren, ein furchtbares Geſchrei: Mordet! Mordet! Plündert! Plündert! Es begann ein entſetzliches Gemetzel. Der Kardinal Albani, welcher am Abend erwartet wurde, kam, als das Blutbad noch rauchte. Er hielt ſeinen Einzug in Forli mitten unter dem Geächze der Sterbenden und durch Straßen, die mit Leichen überſäet waren. In einer am folgenden Tag veröffentlichten Proklamation erhielt das fluchwürdige Gemetzel den Namen: trauriges Ereigniß, und um ſo viele arme, in Trauer verſenkte Familien ſchadlos zu halten, entblödete ſich der Kardinal nicht, eine Summe von fünfzehnhundert Franken aus der Stadtkaſſe anzubieten.*)

Wie die Wuth ſchildern, welche ſich bei dieſen unheilvollen Nachrichten der Romagnolen bemächtigte? Das Geächze der Opfer von Forli und Ceſena weckte in ganz Italien ein furchtbares Echo, und unglückſeligerweiſe befand ſich der Name der franzöſiſchen Regierung bei jedem Schrei des Fluches oder der Todesangſt im Hintergrunde.

Der Kardinal Albani wagte es nicht, gegen Bologna zu marſchiren, ohne ein anderes Heer, als dasjenige, das ſich ſo eben durch ſolche Thaten ausgezeichnet hatte. Die Unterſtützung der Oeſterreicher wurde zum zweiten Male angerufen. Ihr Einſchreiten war ſeit langer Zeit eine abgemachte Sache zwiſchen dem Wiener und dem römiſchen Hofe. Sie ergoſſen ſich alſo, 6000 an Zahl, über Bologna, in ihrer Mitte die Päpſtlichen ſchleppend, welche der Gegenſtand eines ſo allgemeinen und ſo gerechten Haſſes geworden waren. Die ſtrengſte Disziplin war den öſterreichiſchen Truppen vorgeſchrieben; ſie wurde gewiſſenhaft beobachtet. Ja, die Oeſterreicher erſchienen denen, welche ſie in die Sklaverei zurückzuwerfen kamen, beinahe als Freunde. Man ſchrieb die Ehre dieſes Ergebniſſes der Gewandtheit des Herrn von Metternich zu; man legte ihm die Abſicht bei, die Italiener an die öſterreichiſche Herrſchaft zu gewöhnen. Aber ſeine Politik ward plötzlich vereitelt durch eine Maßregel, welche man weit entfernt war von der franzöſiſchen Regierung zu erwarten.

*) Gräuel dieſer Art wären im neunzehnten Jahrhundert nicht glaublich, wenn die erzählten Ereigniſſe nicht auf unverwerflichen Zeugniſſen beruhten. Man kann hierüber eine vortreffliche Broſchüre vom Herrn Grafen Mamiani leſen, betitelt: Politiſcher Abriß über die letzten Ereigniſſe in den römiſchen Staaten.

Seit einiger Zeit hatte Caſimir Perier ſein Auge auf die Angelegenheiten Italiens gerichtet. Nicht als ob ihm die Unterdrückung, die auf den päpſtlichen Staaten laſtete, nahe gegangen wäre, aber der Ehrgeiz des Wiener Hofes beunruhigte ihn; er hätte dem Fürſten von Metternich gern gezeigt, daß die Franzoſen, um den Fuß auf Italien zu ſetzen, nicht erſt Piemont zu durchziehen brauchen, zumal wenn die engliſche Allianz ihnen erlaubte, ſich frei auf dem Meere zu bewegen. Schon im Anfang des Monats Februar war Herr Ditmer heimlich in die päpſtlichen Staaten geſandt worden, um die dortige Stimmung zu ſondiren und den wahren Charakter der Ereigniſſe zu ſtudiren. Er war noch nicht nach Paris zurückgekehrt, als man daſelbſt erfuhr, daß die Oeſterreicher ihren Einzug in Bologna gehalten hatten.

Caſimir Perier ergriff auf der Stelle ſeine Maßregeln, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem Könige zu mißfallen und Schrecken unter der Diplomatie zu verbreiten. Das Kriegsſchiff Suffren und zwei Fregatten, die Artemiſe und die Victoire, erhielten den Befehl, nach Ankona zu ſegeln und elfhundert Mann dahin zu führen, unter dem Befehl des Schiffskapitäns Gallois und des Oberſten Combe. Zu gleicher Zeit mußte der General Cubières, welchem der Oberbefehl über die Expedition übergeben wurde, über Livorno nach Rom reiſen, um ſich mit dem Papſte über die Beſetzung Ankona's zu verſtändigen. Da das Geſchwader ganz Italien zu umfahren hatte, ſo rechnete man, der General Cubières würde Zeit gehabt haben, den heiligen Vater zu ſprechen, ihm ſeine Inſtruktionen mitzutheilen, ſeine Einwilligung auszuwirken und nach Ankona zu kommen, bevor der Kapitän Gallois und der Oberſt Combe daſelbſt erſchienen wären. Nun geſchah es, daß auf der einen Seite der General Cubières durch widrige Winde auf ſeiner Reiſe aufgehalten wurde, und auf der andern Seite das Geſchwader mit einer ganz unvorhergeſehenen Schnelligkeit ſeine Fahrt machte. Auch fand der General Cubières, als er nach Rom kam, Herrn von Saint-Aulaire in der peinlichſten Unruhe. Der Papſt war ſo eben in einen heftigen Zornesanfall gerathen, und der Kardinal Bernetti hatte gerufen: „Nein, ſeit den Sarazenen iſt nichts Aehnliches gegen den heiligen Vater verſucht worden!" Man wußte ſeit einigen Stunden die Nachricht von der Beſetzung Ankona's.

Dieſe Beſetzung hatte in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1832 ſtattgehabt, Dank der Entſchloſſenheit des Kapitäns Gallois und des Oberſten Combe, die, als ſie den mit den Inſtruktionen der Regierung verſehenen General nicht in Ankona trafen, ſich nicht geſcheut hatten, unter ihrer perſönlichen Verantwortlichkeit diejenige Maßregel zu treffen, welche der Ehre ihrer Fahne am angemeſſenſten war. Als das Geſchwader drei Meilen von

Ankona angekommen war, landete ein Theil der Truppen und erreichte die Stadt im Sturmmarſch. Die Thore waren geſchloſſen; auf die Weigerung der Päpſtlichen, ſie zu öffnen, ſchlagen die Sappeurs des 66ſten Regiments eines davon mit ihren Aexten ein, und bald verbreiten ſich die Franzoſen nach allen Richtungen, entwaffnen die Poſten, verhaften den Oberſten Lazzarini, der ruhig ſchlief, und bemeiſtern ſich der Stadt. Am folgenden Mittag waren ſämmtliche Truppen gelandet, und der Oberſt Combe rückte an der Spitze eines Bataillons auf die Zitadelle zu. Die Franzoſen überließen ſich mit ihrem gewöhnlichen Ungeſtüm der Hoffnung auf einen Kampf und brannten vor Begierde, Sturm zu laufen. Aber die päpſtlichen Truppen gaben nach, und nach einigen Unterhandlungen wurden die Franzoſen in die Feſtung aufgenommen, über welcher alsbald die den Italienern ſo theure dreifarbige Fahne flatterte.

Dieſer Tag war für die Bewohner Ankona's ein Tag des Feſtes und des Triumphes. In wenigen Augenblicken glänzten die drei Farben in allen Straßen und auf allen Plätzen. „Es lebe die Freiheit!“ riefen die Franzoſen, und dieſer Ruf wurde von den italieniſchen Patrioten mit Rührung und mit Stolz wiederholt. Der Gouverneur der Provinz und der Platzkommandant, die man im Anfang gefangen genommen hatte, wurden ſpäter wieder freigegeben und verließen Ankona. Die Staatsgefängniſſe wurden geöffnet, die Freiheit ward wieder geſchenkt dem Marco Zaoli von Faenza und Angelo Angelotti von Acquaviva. Abends wiederhallte das Theater von patriotiſchen Geſängen, und die Stadt war beleuchtet. An allen öffentlichen Orten fraterniſirten die Bewohner mit den Soldaten. In einem der erſten Cafés von Ankona ſtieg ein Stabsoffizier auf eine Bank und erklärte mit entblößtem Degen, das 66ſte ſei nur eine Vorhut, welche Frankreich ſchicke, um die Befreiung des Landes anzukündigen. Bei dieſen Worten erſcholl einſtimmiges Jubelgeſchrei, und man ſah, wie zur Zeit der Julirevolution, Bürger Thränen der Begeiſterung vergießen.

Ganz Europa wurde durch dieſes Ereigniß in Unruhe verſetzt. Der Papſt machte ſeinem Groll in einer bittern Proteſtation Luft. Der öſterreichiſche Geſandte in Frankreich, Herr von Appony, verlangte Erklärungen. Der General Grabowski, der die öſterreichiſchen Truppen in Bologna befehligte, veröffentlichte eine Proklamation, worin er ſagte, die Franzoſen ſeien gewiß von denſelben Beweggründen geleitet, wie die Oeſterreicher, nach Ankona gekommen. In England wurden die Miniſter wegen der Toleranz ihrer Politik ernſtlich zur Rede geſtellt von den Häuptern des Torysmus, den unermüdlichen Dolmetſchern aller Beſorgniſſe eines eiferſüchtigen Haſſes.

Es ſcheint, dieſe allgemeine Unruhe hätte für Caſimir Perier in Frankreich eine Urſache der Popularität werden ſollen. Dies geſchah nicht.

Seine Feinde ſchrieben die ganze Ehre des Handſtreichs dem Kapitän Gallois und dem Oberſten Combe zu, denen es nur mit Ueberſchreitung ihrer Vollmachten gelungen ſei, die franzöſiſche Kühnheit in ihrem vollen Lichte ſtrahlen zu laſſen; und dem Miniſterium warfen ſie vor, es habe unſere Soldaten blos deshalb nach Italien geſchickt, um ſie dem päpſtlichen Despotismus als Sbirren dienen zu laſſen, wie deutlich genug aus der allbekannten Sprache des Herrn von Saint=Aulaire, aus ſeiner Antwort auf das Kreisſchreiben des Kardinals Bernetti, aus der Reiſe des Generals Cubières nach Rom, während ſein Platz an der Spitze des Geſchwaders geweſen wäre, und noch ganz neuerdings aus der Proklamation des Kommandanten der in Bologna kampirten Oeſterreicher hervorgehe. Die gemäßigtſten unter den Gegnern des Miniſters fanden ſein Benehmen unüberlegt bis zur Lächerlichkeit, oder vielmehr geradezu unerklärlich. Sie erblickten darin einen Gegenſtand der Demüthigung und des Zornes für den heiligen Vater, der Unzufriedenheit für Oeſterreich, der Beunruhigung für England, und fragten ſich, welche Vortheile man von einer Expedition dieſer Art erwarten könne. Die Oeſterreicher zwingen, Italien zu räumen? Aber dazu wären mehr als 1200 oder 1500 Mann nöthig geweſen. Die Freiheit der Völker gegen die Unternehmungen des römiſchen Stuhles in Schutz nehmen? Aber die franzöſiſche Regierung habe offenbar Partei für den Papſt ergriffen, in demſelben Geiſte, wie Oeſterreich, Preußen und Rußland. Von allen nur erdenklichen Geſichtspunkten aus betrachtet, erſcheine die Expedition zwecklos, und es bleibe nichts mehr von ihr übrig, als ihre Regelwidrigkeit und Gefährlichkeit.

Die feindſelige Stellung, die der römiſche Hof annahm, gab dieſen Vorwürfen der Oppoſition Gewicht. Der General Cubières verkündete zwar den Bewohnern von Ankona gleich bei ſeiner Ankunft in dieſe Stadt, ſeine Sendung ſei von der Art, daß ſie die zwiſchen Frankreich und dem Kirchenſtaate beſtehenden Bande der Freundſchaft noch feſter knüpfen müſſe; allein der Papſt ließ die Stadt von ſeinen Truppen räumen und verlegte den Regierungsſitz der Provinz. Wir werden weiter unten ſagen, unter welchen traurigen Bedingungen das Kabinet der Tuilerien vom Papſt die Ermächtigung erhielt, den Aufenthalt der Franzoſen in Ankona zu verlängern, und welche Rolle unſern Soldaten daſelbſt aufgelegt wurde. So viel iſt wahr, daß die Beſetzung urſprünglich ein nützliches Reſultat gehabt hatte, nämlich das, die ehrgeizigen Abſichten des Wiener Hofes zu entkräften, indem man ihm zeigte, daß man nicht geſonnen ſei, ihn ſeine Vorſorge für den heiligen Vater in ein Eroberungsrecht verwandeln zu laſſen.

Wie dem auch ſei, die Verdopplung der Angriffe, die er ſich ſelbſt durch Maßregeln, von denen er das Beſte gehofft hatte, zuzog, hatte Caſimir Perier in einen Zuſtand der Erbitterung verſetzt, der ihn für alle die Seinigen

zum Gegenſtand des Mitleids oder des Schrecks machte. Bald niedergeſchlagen und ſich kaum hinſchleppend, bald exaltirt bis zum Wahnſinn, ſchien er nur noch für den Haß Leben zu haben. Nichts hatte den Durſt nach Despotismus, der in ihm glühte, zu lindern vermocht: weder die Demuth ſeiner Kollegen, die er mit einem Winke in Bewegung ſetzte, noch ſeine Herrſchaft über die Kammer, deren Leidenſchaften ſeine Stimme bald aufregte, bald beſchwichtigte, noch die Thatſache, daß er allein dem Uebermuth der Höflinge Feſſeln anzulegen vermocht, noch die achtungsvolle Behandlung des Königs ſelbſt, welcher gezwungen war, ſich ſchweigend ſeiner beleidigenden Ergebenheit zu unterziehen. So war er denn der Märtyrer ſeines eigenen Stolzes, und da begegnete es ihm häufig, daß er denen, die ſich ihm nahten, ſeltſame, furchtbare Schauſpiele gab. Eines nachts eilt der Doktor Delaberge, heimlich von ihm beſchieden, nach dem Miniſterium des Innern. Caſimir Perier lag im Bette. Kerzen brannten im Gemach des Miniſters und beleuchteten ſein in hohem Grade entſtelltes Geſicht. „Da leſen Sie,“ ſagte er zu Herrn Delaberge, indem er ihm ein Papier hinhielt, „das iſt meine Antwort auf die Angriffe, welche Herr Laffitte geſtern gegen mich gerichtet hat. Leſen Sie und ſagen Sie mir Ihre Anſicht.“ Herr Delaberge fand, daß die Rede das Gepräge einer tadelnswerthen Leidenſchaftlichkeit trug; er erklärte ſich freimüthig darüber, und der Miniſter erſuchte ihn, das Allzuherbe an Ausdrücken, die ſeinem Zorne entfahren, zu mildern. Auf einmal geht die Thüre auf, ein Dragoneroffizier tritt ein und bringt einen Brief vom König; Caſimir Perier ergreift den Brief, lieſt ihn ſchnell, zerknittert ihn, zerreibt ihn zwiſchen ſeinen Händen und wirft ihn dann heftig von ſich: „Ich gebe keine Antwort!“ ruft er dem Offizier zu, der ſich ganz verdutzt entfernt. — „Man meint, der Herr Präſident des Raths ſei toll,“ ſagte Herr Delaberge; „ich kenne einen Mann, der es bezeugen würde.“ Caſimir Perier nahm dieſe Derbheit nicht übel, und gegen Herrn Delaberge ſich wendend, deſſen Patriotismus und Offenheit er ehrte, ſagte er: „Wenn Sie wüßten, was dieſer Brief enthält! Heben Sie ihn auf und leſen Sie ihn.“ — „Gott bewahre mich!“ antwortete der Doktor, der das argwöhniſche Gemüth des Miniſters kannte; „in Ihrem dermaligen aufgereizten Zuſtande könnten Sie das Geheimniß auch Andern anvertrauen und mir dann die Verletzung desſelben zur Laſt legen.“ Jetzt ſprach Caſimir Perier von den bittern und geheimnißvollen Verdrießlichkeiten, womit ſein politiſches Leben überſäet ſei. „Die Kammer,“ ſagte er, „weiß nicht, mit wem ich zu thun habe,“ und nach einer kurzen Pauſe fügte er hinzu: „O, daß ich keine Epauletten habe!“ — „Ei, wozu denn Epauletten?“ rief Herr Delaberge. Bei dieſen Worten ſetzt ſich Caſimir Perier auf; die Lippen bleich, das Auge flammend, ſtößt er lebhaft die Decke ſeines Bettes zurück, und indem er ſeine abgemagerten Beine zeigt, deren Haut er

mit den Fingern zerkratzt, ſagt er: „Sehen Sie denn nicht, daß ich nur noch ein Leichnam bin?“

Es war unvermeidlich, daß dieſe krankhafte Steigerung Caſimir Periers ſich auch in ſeiner Politik ausſprach. Und da die Untergeordneten ſich immer darin gefallen, die Fehler ihrer Vorgeſetzten zu übertreiben, ſo hatte die Gewalt in allen ihren Abſtufungen einen beklagenswerthen Charakter der Feindſeligkeit und Brutalität angenommen. Unruhen verſetzten hinter einander die Städte Alais, Nîmes, Clermont, Carcaſſonne in Trauer. Aber je unzufriedener ſich die Bevölkerung zeigte, um ſo unbarmherziger zeigte ſich die Behörde.

Am 11. März 1832 zog eine Maskerade, welche das Büdget und die beiden Ergänzungskredite vorſtellte, durch das franzöſiſche Thor aus Grenoble und begab ſich auf die Esplanade, wo der General Saint-Clair in dieſem Augenblick die Garniſon Revue paſſiren ließ. Dieſe Maskerade war durch Polizeiverordnungen verboten, gründete ſich aber auf einen alten Brauch; überdies beſtand ſie aus nicht mehr als zehn oder zwölf jungen Leuten, die nicht einmal alle verkleidet waren. Nachdem ſie luſtig auf der Straße Saint-Martin umhergezogen, ſchickten ſie ſich, gefolgt von einer zahlreichen Menge, an, in die Stadt zurückzugehen, als ſie vor dem Thore Grenadiere bemerkten, die ihnen den Weg verſperrten. Grenoble hatte als Präfekten Herrn Maurice Duval, einen Beamten von abſolutem Charakter, in der Schule des Kaiſerreichs erzogen, einen Mann, der mit ſeiner Unpopularität prahlte. Einige luſtige Geſellen hatten mit politiſchen Sinnbildern die Stadt durchzogen, und dies mußte ihm eine glänzende Gelegenheit geſchienen haben, mit ſeiner Gewalt zu prangen; denn ohne die Nationalgarde zuſammenzurufen, ohne den Maire in Kenntniß zu ſetzen, hatte er ſich an die Polizeikommiſſäre gewendet und dem Generallieutenant Saint-Clair zu wiſſen gethan, er ſolle ſich bereit halten, die Soldaten unter's Gewehr treten zu laſſen. Auf ſeinen Befehl an den Polizeikommiſſär Vidal hatten ſich die Grenadiere in Bewegung geſetzt, um die Rückkehr der Masken zu verhindern. Als letztere auf ihrem Verlangen beſtanden, fällten die Soldaten das Bajonett. Zwiſchen die Soldaten, die Pferde und die Wägen gedrängt, wird die Menge ärgerlich; es laſſen ſich allerlei Rufe vernehmen, einige Steine werden geworfen, und um einen feindlichen Zuſammenſtoß zu vermeiden, läßt der Platzadjutant das Thor ſchließen. Aber von außen häufte ſich die Menge laut murrend an. Der Oberſt Boſonier von Lespinaſſe eilt herzu, läßt das Thor wieder öffnen, die Menge ſtürzt ſich in die Stadt herein, und die Masken verſchwinden.

Der Präfekt zeigte ſich ſehr erbittert über dieſe Entwicklung. Ein Maskenball war für den Abend angekündigt: er ließ ihn verbieten. Vergebens bekämpfte der Maire eine Maßregel, die ein verſprochenes, ein allgemein

erwartetes Vergnügen unterſagte und dadurch einen gefährlichen Tumult veranlaſſen konnte. Herr Duval beharrte bei ſeinem Ausſpruch, und bald verbreitete ſich das Gerücht, daß er zu dem Maire geſagt habe: „Wenn das Volk die Soldaten mit Steinen wirft, ſo werden die Soldaten es mit Kugeln werfen.“ Wahr oder angedichtet, wurden dieſe Worte durch die gewöhnliche Haltung des Herrn Maurice Duval nicht Lügen geſtraft; man glaubte die Sache. Inzwiſchen ließ nichts ein bevorſtehendes Unglück ahnen. Abends im Theater erhoben ſich einige Stimmen, um gegen das Verbot des Maskenballs Einſprache zu thun; ſonſt aber wurde die öffentliche Ruhe nicht geſtört.

Am folgenden Tage herrſchte dieſelbe Ruhe in der Stadt. Nur kündigte man auf den Abend ein Charivari an, deſſen Schimpf Herrn Duval zugedacht war. Er wurde Vormittags davon in Kenntniß geſetzt und ſchrieb an den Maire von Grenoble, er ſolle ein Bataillon Nationalgarden zuſammenberufen. Das Bataillon ſollte um ſechs Uhr bereit ſein. Nun wollte ein beſonderer Umſtand, der unerklärt geblieben iſt, daß der Brief erſt zwiſchen halb fünf und fünf Uhr auf die Mairie gebracht wurde. Er kam zu ſpät an, die Zuſammenberufung konnte nicht ſtattfinden.

Der Platzkommandant, Herr Boſonier von Lespinaſſe, hatte ſich zum General Saint-Clair begeben, um ſeine Inſtruktionen zu empfangen. „Ich habe Ihnen keine zu geben,“ hatte der General ihm geantwortet. Später gegen vier Uhr erhält der Kommandant ſchriftliche Ordre, die Truppen zu konſigniren. Unruhig eilt er auf's Neue zum General und fragt ihn, welche Befehle er den Soldaten zu überbringen habe. Der General gab ihm keine Antwort.

Gegen acht Uhr Abends bildete ſich ein Volkshaufen, unter welchem Kinder und Frauen zugegen waren, vor dem Hotel der Präfektur. Unter ſchallendem Gelächter und mit höhnendem Geſchrei rief die Menge: „Nieder mit dem Präfekten!“ Es war dies allerdings ein Unfug, welchen nicht zu dulden die Behörde ſowohl das Recht als die Verpflichtung hatte. Aber ihm zu ſteuern, hätte eine einfache Aufforderung genügt, von der Art, wie das Geſetz ſie vorſchreibt. Denn keine Waffe blinkte unter den Gruppen, und die Stimmung des Volks war ſo wenig feindſelig, daß man blos fünf Soldaten zu ſchicken brauchte, um es zur Räumung des Hofes zu veranlaſſen, über welchen es ſich ergoſſen hatte. Auf die Straße zurückgedrängt und jeden Augenblick durch die Fluth der Vorübergehenden und Neugierigen anwachſend, riefen die Gruppen nach wie vor: „Nieder mit dem Präfekten!“ ohne jedoch den mindeſten Verſuch gegen den Poſten zu machen, oder ihre Luſtigkeit in Drohungen zu verwandeln. Sie begannen ſogar, ſich bereits zu zerſtreuen, als die brutale Verhaftung eines jungen Menſchen durch einen Polizeiagenten dem Tumult eine unerwartete Nahrung gab.

Inzwiſchen hatten die Polizeikommiſſäre Vidal und Jourdan dem Präfekten gemeldet, das von ihm requirirte Bataillon der Nationalgarde habe ſich nicht verſammelt, und Herr Duval befahl ihnen, ſich in die Kaſerne zu begeben, daſelbſt jeder eine Kompagnie zu nehmen und die Ruheſtörer zu umzingeln. Unſelige Befehle, die nur allzugut aufgefaßt wurden! In dem Augenblick, wo die Menge, in die Straße zuſammengedrängt, mit lautem Geſchrei den Gefangenen verlangte, der betrunken und auf der Wachtſtube eingeſchlafen war, und den der erſte Adjunkt des Maires eben freizulaſſen im Begriffe ſtand, marſchirten zwei Kompagnien auf zwei verſchiedenen Straßen gegen das Hotel der Präfektur, und zwar ſo, daß ſie der plötzlich angegriffenen Menge keine Möglichkeit ließen, ſich zu zerſtreuen, keinen Ausgang, um zu entfliehen. Die Soldaten marſchirten in Rotten und rückten in aller Stille vor: die Tambours trugen ihre Trommeln auf dem Rücken. Hier, über den Sankt-Andreasplatz her, kommen die Grenadiere, geführt von dem Polizeikommiſſär Vidal; dort die Quaiſtraße entlang die Voltigeurs, geführt von dem Polizeikommiſſär Jourdan. Auf einmal läßt ſich von dem Sankt-Andreasplatze her ein furchtbarer Ruf vernehmen: „Soldaten, vorwärts!“ Der Polizeikommiſſär iſt verſchwunden, keine Aufforderung wird erlaſſen. Die Grenadiere ziehen im Sturmſchritt und mit gefälltem Bajonett in die Straße. Voll Verwunderung und Schreck ſtürzt ſich die Menge nach der entgegengeſetzten Seite; aber in demſelben Augenblick erſcheinen zehn Schritte von ihr die Voltigeurs, die ſchnell vorrücken, ſo daß der Polizeikommiſſär Jourdan ſie nicht zurückzuhalten vermag. „Umzingelt ſie und ſtoßt zu!“ iſt der wilde Befehl, der aus dem Munde eines Offiziers kommt. Die Soldaten entwickeln ſich von beiden Seiten über die ganze Breite der Straße und durchbohren mit ihren Bajonetten die Unglücklichen, die ſie erreichen können. Bald war es ein entſetzliches, herzzerreißendes Schauſpiel. Weiber werden zu Boden geworfen und mit Füßen getreten; Kinder, welche fliehen, werden von hinten verwundet. Von allen Seiten erhebt ſich ein Jammergeſchrei: „Gnade! Zu Hülfe, man ermordet mich!“ Die Einen ſuchen ſich die Häuſer entlang hinzuſchleichen; aber ſie rennen in die Bajonette der dritten Reihe, die an der Mauer aufgepflanzt iſt; die andern drängen ſich an die Fenſter eines literariſchen Kabinets, wo ihnen eine Zufluchtsſtätte verheißen iſt; aber ſie können nicht alle der Gefahr entrinnen. Ein Rath am königlichen Gerichtshof von Grenoble, Herr Marion, hat nur noch Zeit, ſich in den Gang des Magazins Bailly zu werfen, wo er einen Mann trifft, deſſen Hemd mit Blut bedeckt iſt. Ein junger Mann will eine Frau ſchützen, der Arm wird ihm durch und durch geſtochen. Ein Ebeniſt, Namens Guibert, ſagt, als er ſich umzingelt ſieht, zu dem Grenadier, der hinter ihm herkommt: „Ich mache keinen Lärm, thun Sie mir nichts zu leide!“ Er bekommt ſogleich einen

Bajonettſtich in die Weiche, und verfolgt von zwei andern Grenadieren, ſinkt er bewußtlos am Fuße der Statue Bayards nieder!

Eine lange, düſtere Stille folgte auf dieſen blutigen Angriff. Alle Plätze, alle Straßen waren militäriſch beſetzt worden, und der Unwille verſchloß ſich Anfangs in die Herzen.

Aber am folgenden Tag bot Grenoble den unheimlichſten Anblick dar. Vom frühen Morgen an hatten die Bewohner ihre Häuſer verlaſſen. Bald überſchwemmte eine unermeßliche Menge die Stadt. Auf allen Geſichtern malte ſich Unruhe und Zorn. Man ſagte den Namen jedes Verwundeten, die Zahl und die Gefährlichkeit der Wunden; man erzählte mit Exaltation die gräßlichſten Einzelheiten der Ereigniſſe von geſtern, und aus Aller Munde kamen Worte des Fluches.

„Es gebe alſo keine Sicherheit mehr für die Bürger, wenn es einem Präfekten, dem natürlichen Beſchützer der Stadt, erlaubt ſei, ſtatt der Einwilligung zu einem Vergnügen die Gräuel des Bürgerkriegs herbeizuführen! Doch nein, es ſei dies kein Krieg geweſen: beinahe lauter harmloſe Menſchen, Vorübergehende, Neugierige haben ſich umzingelt, angegriffen geſehen, ohne daß man ſie gewarnt, ohne daß man ihnen auch nur die Möglichkeit gelaſſen habe, ſich zu zerſtreuen. Durch welches unglückſelige Ereigniß man den Aufruf an die Nationalgarden unterlaſſen habe? Man habe alſo durchaus die Truppen wollen einſchreiten laſſen. Wenigſtens hätte man den Platzkommandanten benachrichtigen ſollen: warum man ihm nichts von den Bewegungen mitgetheilt habe, die er in ſeiner Eigenſchaft kennen und befehligen mußte? Warum endlich die vom Geſetze ſtreng vorgeſchriebenen Aufforderungen unterblieben ſeien? Freilich, wenn ſie auch erlaſſen worden wären, ſo hätten ſie nichts mehr genützt, da der Befehl nicht auf Zerſtreuung, ſondern auf Umzinglung der Menge gelautet habe.“

In dieſe Verwünſchungen, welche auf Herrn Maurice Duval die ganze Verantwortlichkeit für das vergoſſene Blut ſchoben, miſchten die meiſten den Namen des 35. Linienregiments, als allzugetreuen Vollziehers barbariſcher Befehle; aber diejenigen, welche die Sache ruhiger in's Auge faßten, erblickten in den Soldaten Unglückliche, die mehr zu beklagen als zu tadeln ſeien. Sie gaben zu bedenken, daß die Forderungen der militäriſchen Disziplin abſolut, unbarmherzig ſeien; daß es leicht ſei, Leute, die zu einem paſſiven Gehorſam abgerichtet worden, irre zu führen; daß all dieſes Unglück vielmehr von einem Syſtem herkomme, welches, um ſich zu vertheidigen, der ſpeziell mit der Aufrechterhaltung der Ordnung beauftragten Nationalgarde Bataillone vorziehe, deren Bajonette nie eine andere Richtung erhalten ſollten, als gegen Feindesbruſt; daß es überdies ungerecht ſei, alle Soldaten für Gräuel ver=

antwortlich zu machen, welche natürlicherweiſe nur das Verbrechen Einzelner haben ſein können.

Durch ſolche Reden unterhalten, ſteigerte ſich der Zorn des Publikums immer mehr und wurde ſelbſt von den Behörden getheilt. Der Generalprokurator, Herr Moyne, machte keinen Hehl aus ſeiner Entrüſtung. Von allen Seiten verlangte man eine Unterſuchung. Der königliche Gerichtshof machte die Sache anhängig. Zu gleicher Zeit riefen die Munizipalräthe, auf eine Requiſition des Präfekten, der ſie aus eigener Eingebung zuvorgekommen waren, die Nationalgarden zuſammen, und in allen Theilen der Stadt wurde Rappell geſchlagen. Junge Leute, die der Garde nicht einverleibt waren, liefen da- und dorthin, um Waffen zu verlangen. Mehrere unter ihnen, ſämmtlich Republikaner, verſammeln ſich auf dem St.-Andreasplatze, geben ſich einen Anführer in Herrn Vaſſeur, der durch ſeine muthvolle Entſchloſſenheit bekannt war, und organiſiren ſich als Freicorps. Die Munizipalbehörde hatte eine edle, verſöhnende Proklamation veröffentlicht: ſie wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Eine andere, in trotzigen Ausdrücken abgefaßte Proklamation vom Präfekten wurde mit Hohn zerriſſen, und einige Exemplare, die von Hand zu Hand gehen, dienen nur dazu, die Gemüther noch mehr zu erbittern. Alles ſchien einen furchtbaren Kampf anzukündigen. Auf einmal erſcheinen Voltigeurs unter dem Gewölbe des Stadthauſes, und man erkennt in ihnen einige Soldaten von geſtern. Das Maß der Unklugheiten war gerüttelt voll, in der ganzen Stadt erhob ſich der drohende Ruf: „Wir wollen den Präfekten nicht mehr! Wir wollen das 35. Linienregiment nicht mehr!“

Schon hatten ſich die angeſehenſten Mitglieder des Munizipalraths, die Herren Ducruy, Buiſſon und Aribert, zum Präfekten begeben, bei welchem ſie den Generallieutenant Saint-Clair und ſeine Stabsoffiziere trafen. Der Zweck dieſes Beſuchs war, die Uebergabe der Poſten zu verlangen, welche das 35. Regiment nur noch mit Gefahr einer ſchrecklichen Kolliſion beſetzt halten konnte. „Keine Konzeſſion!“ ſagte der Präfekt, geblendet durch den Fanatismus der Gewalt. Aber der Generallieutenant Saint-Clair begriff wohl, daß eine Weigerung von ſeiner Seite das Signal zum Bürgerkriege ſein würde, und willigte ein, der Nationalgarde alle Poſten von weniger als zwölf Mann zu übergeben, den vor ſeinem eigenen Hotel mit inbegriffen. Einige Augenblicke nachher vernimmt man einen großen Lärm im Hofe der Präfektur. Die Menge hat ſich hereingeſtürzt und führt wiederholte Schläge gegen das Thor. „Was bedeutet das?“ fragt der General. „Das bedeutet,“ antwortet der Präfekt, „daß in wenigen Augenblicken Sie und ich zum Fenſter hinausgeworfen werden.“ Sie verfügten ſich nun beide in den Saal der Mairie, wo eine große Anzahl Nationalgardiſten verſammelt war.

Hier erklärte man dem General, daß dieſe Konzeſſionen ungenügend ſeien: um einen feindlichen Zuſammenſtoß zu vermeiden, ſei es von unumgänglicher Nothwendigkeit, ſämmtliche Poſten von der Nationalgarde beſetzen zu laſſen, mit Ausnahme von drei Stadtthoren, welche die Nationalgarde, die Artillerie der Linie und die Sappeurs vom Geniecorps gemeinſchaftlich beſetzen könnten. Der General mußte den dringenden Vorſtellungen ſo vieler Bürger, die im Namen der Menſchheit ſprachen, nachgeben, und da der Hof ſich mit einer ungeduldigen Menge gefüllt hatte, ſo erſuchte man ihn, zu derſelben hinabzukommen, um ſie zu beſchwichtigen. Der Tumult war unermeßlich. Beim Anblick des Generals tritt ein junger Mann, Namens Huchet, vor und ergreift ſchnell das Wort. Am geſtrigen Tage verwundet, trug er den Arm in der Binde und zeigte ſich ſehr aufgeregt. In leidenſchaftlichen Ausdrücken erinnerte er an das Unglück, deſſen Opfer er ſelbſt war, ſchilderte das noch weit größere Unglück, das aus einer verwegenen Hartnäckigkeit entſtehen müßte und das nur durch die Entfernung des 35. Linienregiments beſchworen werden könne. Die Menge unterſtützte ſeine Rede mit lärmenden Zurufungen. Das Freicorps ſtand einige Schritte von da: ſein Anführer kommt heran, er bemerkt den verwundeten Huchet, läuft auf ihn zu und umarmt ihn unter allgemeinem Beifallsgeſchrei. Man beſtand auf der Entfernung des 35. Regiments. Ein junger Mann tritt auf Herrn Saint-Clair zu und erklärt ihm, er ſei Gefangener. Der General wird ſogleich in ſein Hotel geführt; das Freicorps pflanzt ſich daſelbſt auf, und Schildwachen werden vor alle Thüren geſtellt.

Die Lage war kritiſch. Durch eine blutige Verletzung des Geſetzes hervorgerufen und ſelbſt nur als tumultuariſcher Triumph der Geſetzlichkeit erſcheinend, ſtand der Aufruhr im Begriff, Meiſter der Stadt zu werden. Herr Jules Baſtide war, blos von einem Artilleriſten begleitet, auf die Zitadelle zugegangen. „Wer ſind Sie?“ fragte ihn die Schildwache. „Der Platzkommandant!“ antwortete der Artilleriſt. Man präſentirte vor Herrn Jules Baſtide das Gewehr, er trat ein, nahm Beſitz von der Zitadelle und ließ eine Batterie auf den Platz hinausführen. Die benachbarten Landbewohner fingen an, nach Grenoble hineinzuziehen, um die Sache der Stadt zu ihrer eigenen zu machen. Bewaffnete Bürger ſuchten den Präfekten, der ſich voll Angſt in ſeinem Zimmer verborgen hielt und, ſagte man, in einen Schrank geflüchtet hatte. Die Sturmglocke konnte ertönen, und ſchon ſprachen kühne Männer davon, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, was mit Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt werden konnte; denn wer in ſolchen Augenblicken die Kühnheit hat, zu herrſchen, der erwirbt ſich auch den Nimbus der Herrſchaft und übt ihre Rechte aus.

Wie dem auch ſei, die weniger Feurigen begannen unruhig zu

werden. Die Mitglieder des Freicorps erſchienen trotz der Mäßigung, die ſie entwickelt hatten, allen Angſtmännern als gefährliche Bundesgenoſſen. Zwei Kompagnien der Nationalgarde begaben ſich alſo nach dem Hotel der Regierung und löſten daſelbſt den Poſten der jungen Leute nach einigen Unterhandlungen zwiſchen beiden Anführern ab.

Seinerſeits hatte der General Saint=Clair ſich entſchloſſen, an den Generallieutenant Hulot, welcher die Militärdiviſion in Lyon befehligte, eine Deputation abzuſchicken, um die Entfernung des 35. Regiments zu verlangen. Dieſe Sendung wurde Herrn Julien Bertrand und Herrn Jules Baſtide anvertraut, welcher letztere am Morgen des 13. in Grenoble angekommen war und bei allen dieſen Ereigniſſen eine bedeutende, ehrenvolle Rolle geſpielt hatte. Herr Breß, Adjutant des Generals Saint=Clair, wurde ihnen beigegeben, und ſie reisten mit Vollmachten vom Munizipalrathe ab.

Während dieſer Zeit entwiſchte der Präfekt aus ſeinem Hotel, um in einer der Kaſernen eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen, und die Nationalgarde ließ ſich von der Munizipalität mit Patronen verſehen. Der Abend und die Nacht des 13. waren ruhig, aber feierlich. Eine einzige Gewalt hatte noch Geltung: die Munizipalgewalt. Die Bürgerſchaft war im Beſitz der Arſenale und des Pulvermagazins. In ſeinen Kaſernen konſignirt, verwunderte ſich das 35. Regiment über die trauervolle Stille, von der es umgeben war. Die ganze Bevölkerung war unter den Waffen und harrte der Dinge, die da kommen ſollten.

Am 14., während die Abgeſandten der Gebirge nach Grenoble herabkamen, und Reiter in aller Eile von dieſer Stadt auszogen, um den umliegenden Gemeinden die friedlichen Mahnungen der Munizipalität zu überbringen, brachen das 6. Linienregiment, ein Regiment Dragoner und eine halbe Batterie Artillerie von Lyon auf und marſchirten gegen Grenoble.

Man begann hier etwas unruhig zu werden über das Schickſal der Herren Jules Baſtide und Julien Bertrand, als Vertreter einer empörten Stadt. Die Herren Ducruy und Repellin, der eine erſter Adjunkt, der andere Munizipalrath, machten ſich daher auf den Weg nach Lyon mit dem Auftrage, den General Hulot über den wahren Charakter der Ereigniſſe aufzuklären. Bei ihrer Ankunft erfuhren ſie, daß die Herren Baſtide und Bertrand von dem General auf gebührende Weiſe empfangen, daß die Forderungen der Stadt Grenoble von dem Präfekten von Lyon, Herrn Gasparin, mit Wärme unterſtützt worden waren, und daß der General von Uzer Befehl erhalten hatte, als Friedensſtifter in Grenoble einzuziehen und den Abgang des 35. Regiments von da zu bewerkſtelligen; aber nur nach ſeiner Wiedereinſetzung in alle Poſten. Die Munizipalräthe bemühten ſich, die

Gefährlichkeit dieſer Wiedereinſetzung in's volle Licht zu ſetzen. Ob man durchaus die Nationalgarde beſchimpfen wolle? Ob es klug ſei, Soldaten und Garden, zwiſchen welchen die glühendſte Feindſchaft ſtattfinde, auf's Neue einander gegenüberzuſtellen? Der General Hulot ſah die Gewichtigkeit dieſer Vorſtellungen ein und änderte ſeine urſprünglichen Befehle dahin ab, daß das 35. Linienregiment durch eines ſeiner Bataillone das franzöſiſche Thor beſetzen ſolle; wenn dann dieſes Thor ſo beſetzt ſei, ſo ſolle das 6. Linienregiment, das ſtatt des 35. als Garniſon dazubleiben habe, ſeinen Einzug halten, ſich in Schlachtordnung auf dem Waffenplatze aufſtellen und alle Poſten ablöſen; unmittelbar darauf ſolle das 35. Regiment Grenoble verlaſſen.

Dieſe Befehle wurden pünktlich vollzogen. Den 16. März 1832 zogen die Soldaten des 35. Regiments aus der Stadt, wo ſie ſo ſchmerzliche Erinnerungen zurückließen; ſie zogen aus mitten durch eine düſtere, ſchweigende und ihrem Zorne gebietende Bevölkerung.

Auf die Nachricht von den Ereigniſſen, welche ſich in ſeiner Geburtsſtadt zugetragen, ließ Caſimir Perier ſeiner Wuth freien Lauf. Eine Niederlage der Behörde war für ſeinen Hochmuth eine Demüthigung, die unmöglich verſchluckt werden konnte. Ohne abzuwarten, bis die Thatſachen ſich wenigſtens aufgeklärt hätten, veröffentlichte der Moniteur am 19. März einen Artikel, worin geſagt wurde, das 35. Linienregiment, deſſen Mitwirkung auf geſetzlichem Wege in Anſpruch genommen worden, habe ſeine Pflicht mit Gemeſſenheit und Ergebung gethan; der Oberſt, die Offiziere und die Soldaten verdienen Lob; die Soldaten ſeien auf alle möglichen Arten beſchimpft worden und haben ſich ſomit im Falle geſetzlicher Vertheidigung befunden; Militärperſonen haben ſchwere Wunden erhalten, und die Zahl derjenigen, welche die Ruheſtörer erhalten, ſei perfiderweiſe übertrieben worden.

Dieſe auffallenden Unwahrheiten, deren, wie man weiter unten ſehen wird, eine unausbleibliche und ſiegreiche Widerlegung wartete, hatten zum Zweck, die Opfer zu verläumden. Die Herren Felix Real und Duboys-Aimé, Deputirte des Bezirks von Grenoble, proteſtirten gegen eben ſo unkluge als lügneriſche Behauptungen in einem Briefe, deſſen Einrückung der Moniteur verzögerte; und in der Sitzung vom 20. März erhob ſich Herr Duboys-Aimé, um das Miniſterium deshalb zur Rede zu ſtellen. Die Leidenſchaften waren lebhaft aufgeregt, und der Kampf, der ſich entſpann, war furchtbar. In einer Rede voll Bewegung und Feſtigkeit wies Garnier-Pagès den Tadel zurück, welchen man über eine Stadt auszuſprechen wage, die man mit Blut getränkt habe; er fragte, ob die Aufforderungen erlaſſen worden ſeien, und erklärte, daß, da im entgegengeſetzten Falle Bür-

ger gemordet worden — — Bei dieſen Worten erhebt ſich ein lauter Lärm, Caſimir Perier geräth außer ſich und ſpringt auf ſeine Bank; die ganze Verſammlung befindet ſich in der heftigſten Gährung. Aber Garnier=Pagès nahm den Faden wieder auf und ſagte: „Ja, wenn nicht vorher Aufforderungen ſtattgefunden haben, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die kleine Anzahl Menſchen, welche die Waffen gegen die Bürger getragen, dieſelben gemordet hat.“ Eine lange Unterbrechung folgt auf dieſe nachdrucksvollen Erklärungen.

Herr Dupin der Aeltere ergreift nunmehr das Wort. Er iſt erſtaunt, daß der Aufruhr ſelbſt im Schooße des Parlaments Vertheidiger und Lobredner finde. Gehöhnt, angegriffen, auf dem Punkte, ſich entwaffnet zu ſehen, wie da die Soldaten umhin gekonnt haben, ſich zu vertheidigen? Und wer denn die Menſchen ſeien, deren Sache man mit ſo viel Wärme verfechte, zu deren Gunſten man ohne Beweiſe eine grauſame Anklage gegen die Regierung ſchleudere? Es ſeien Menſchen, die in einer verbrecheriſchen Maskerade die Ermordung des Königs vorgeſtellt haben; es ſeien Aufrührer, die ſich wie durch ein Wunder, wie auf einen Pfiff zuſammengeſchaart. Und eine Rotte, welche ſich zwiſchen die Nationalgarden und die Truppen geworfen, nenne man Bevölkerung. Zum Schluß ſeiner Rede ſprach Herr Dupin die Hoffnung aus, daß die Jury ſich nicht einſchüchtern laſſen, daß der königliche Gerichtshof von Grenoble die beleidigte Geſellſchaft rächen und daß man der Gerechtigkeit werde Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Die frechen Behauptungen dieſer Rede, auf welche Herr Odilon=Barrot ſo eben ſehr verſtändig, gemeſſen und würdevoll geantwortet hatte, noch überbietend, verſicherte Caſimir Perier, es ſei unter den Fenſtern des Herrn Duval „Nieder mit der Regierung! Es lebe die Republik!“ gerufen worden, und machte es der Nationalgarde von Grenoble laut zum Vorwurf, daß ſie der Zuſammenberufung, welche die Ordnung unter ihren Schutz geſtellt, nicht entſprochen habe.

Als ſie den Bericht der Sitzung vom 20. März im Moniteur las, da fühlte ſich die Bevölkerung von Grenoble verläumdet und ergoß ſich in bitteren Klagen. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet; eine Proteſtation, welche das Werk der Munizipalität unterſtützte und die Anklagen des Miniſterpräſidenten Lügen ſtrafte, bedeckte ſich in kurzer Zeit mit zweitauſend einhundert und ſiebenundſechszig Unterſchriften. Der Munizipalrath bereitete einen Bericht vor, welcher Frankreich die Wahrheit verkünden ſollte; endlich wurde Herr Maurice Duval ſelbſt genöthigt, öffentlich anzuerkennen, daß er ſich geirrt habe, und daß vor dem Thore ſeines Hotels keiner der aufrühreriſchen Rufe erſchollen ſei, von denen Caſimir Perier der Kammer vorgeſchwatzt hatte.

Aber der Zorn der Miniſter wuchs mit ihrer Beſchämung. Eine Ordonnanz verkündete die Auflöſung der Nationalgarde von Grenoble und ſchrieb ihre Entwaffnung vor. Der Generallieutenant Saint-Clair, der, um Blutvergießen zu vermeiden, in die Beſetzung der Poſten durch die Nationalgarde gewilligt hatte, wurde auf brutale Weiſe abgeſetzt. Der Platzkommandant, Herr Lespinaſſe, wurde quieszirt. Der Artillerieoberſt Chanteron erhielt eine Mahnung und einen Nachfolger. Der Generallieutenant Hulot, welcher Befehl gegeben hatte, das 35. Linienregiment aus Grenoble zu entfernen, mußte nach Metz abreiſen, wo die Ehren des Kommandos die Ungnade, in die er gefallen war, nur ſchlecht verdeckten. Auf der andern Seite ſtieg Herr Maurice Duval in der Gunſt des Herrn und Meiſters. Um auf's Unzweideutigſte zu beweiſen, daß die Macht der Bajonette fortan die herrſchende ſein werde, veröffentlichte der Kriegsminiſter, Marſchall Soult, einen Tagsbefehl, ein hochmüthiges Manifeſt, das mit Bezeugungen der königlichen Zufriedenheit gegen das 35. Regiment begann und mit den bei einem freien Volke Verwunderung erregenden Worten ſchloß: „Soldaten! der König und Frankreich danken Euch.“

Es war Zeit, daß die Stimme der Wahrheit den Eingebungen der Gewaltthat entgegengeſtellt wurde. In einem Berichte, der ſich durch Genauigkeit der Angaben und Mäßigung der Sprache auszeichnete, bewies die Munizipalverwaltung von Grenoble auf's Entſchiedenſte, daß die Maskerade vom 11. März durchaus keine Beziehung auf Königsmord gehabt hatte; daß die Nationalgarde zu ſpät einberufen worden war, um ſich verſammeln zu können *); daß kein gegen die Regierung oder den König feindſeliges Geſchrei unter den Fenſtern des Präfekten erhoben worden war — der Präfekt hatte dies ſelbſt zugeſtanden; — daß der Platzkommandant nicht in Kenntniß geſetzt worden war **); daß Herr Duval den Polizeikommiſſären

---

*) „Ich Unterzeichneter, Beamter bei der Mairie von Grenoble, bezeuge, daß das von dem Präfekten der Iſère am 12. März an den Herrn Maire von Grenoble gerichtete Schreiben, enthaltend den Befehl zur Zuſammenberufung eines Bataillons der Nationalgarde, erſt zwiſchen halb fünf und fünf Uhr Abends auf die Mairie gelangt iſt. Zur Beglaubigung hievon habe ich Vorſtehendes unterzeichnet.

„Grenoble, den 15. März 1832.

„**Laborne.**“

(Auszug aus dem Bericht der Munizipalität von Grenoble.)

**) „Mit dem lebhafteſten Schmerz ſehe ich, daß viele meiner Mitbürger glauben, ich ſei in der Nacht vom 12. dieſes Monats mit der Bewegung der Truppen beauftragt geweſen; ich kann auf Ehre verſichern, daß mir keine Aufforderung, kein Befehl zugekommen iſt, die Truppen einſchreiten zu laſſen, und daß ich ſomit nichts vorherſehen oder verhindern konnte. Hat die Behörde kein Ver-

wirklich Befehl gegeben hatte, den Volkshaufen zu **umzingeln***); daß keine geſetzliche Aufforderung erlaſſen worden**); daß ein einziger Militär vom 35. in's Hoſpital gekommen war, vier Tage nach den Ereigniſſen des zwölften und zwar wegen einer Entzündung, der Folge eines Fußſtoßes***); daß der Ort, wo die Zuſammenrottung ſtattgefunden, keine Steine darbot, womit man die Soldaten werfen konnte; daß unter den Wunden, welche die Bürger empfangen hatten, vierzehn von hinten beigebracht waren†); daß die Ereigniſſe vom 13. das unvermeidliche Reſultat der durch eine ſchreiende Verletzung des Geſetzes verurſachten Erbitterung der Gemüther waren; daß das Benehmen ſowohl der Munizipalbehörde als auch der Nationalgarde von Grenoble nicht blos keinen Vorwurf, ſondern ſogar den vollſten Dank der Bürger verdiente.

Mit dem falſchen Ehrgefühl, das alle Regierungen haben, die den Kultus der Gewalt in einem Lande auf den Thron ſetzen wollen, ſchwur das Miniſterium, ſeine Gegner zu Paaren zu treiben, da es ſie nicht zu überführen vermochte, und griff zu den herbſten Maßregeln. Jetzt zeigte ſich's, wie viel natürlicher Sklavenſinn dem größten Theile des menſchlichen Ehrgeizes innewohnt. Um ſtark zu ſein, genügte es, ſo zu ſcheinen: die kleinmüthigen

---

trauen zu mir gehabt? Ich weiß es nicht. Jetzt mögen meine Mitbürger über mich urtheilen."

„Ihr ergebener Mitbürger,

„Platzkommandant

„Lespinaſſe."

*) „Der Herr Präfekt befahl uns, meinem Kollegen und mir, in die Kaſerne zu gehen, jeder eine Kompagnie zu nehmen, die Unruheſtifter zu umzingeln und zu verhaften."

(Auszug aus dem Bericht des Polizeikommiſſärs Jourdan vom 12. auf den 13. März 1832.)

„Der Herr Präfekt hieß uns Linientruppen holen. Mein Kollege und ich begaben uns in die Bonnekaſerne, verlangten jeder eine Kompagnie und trennten uns dann; mein Kollege ging über den Quai von Orleans, und ich über die Grande-Rue, um die Zuſammenrottung zu umzingeln."

(Auszug aus dem Bericht des Polizeikommiſſärs Vidal vom 12. auf den 13. März 1832.)

**) „Die Voltigeurs fällen, ich weiß nicht aus welchem Antrieb, ſchnell wie der Blitz das Bajonett und treiben den Volkshaufen, der ſich ohne Zweifel einen Weg zu bahnen ſuchte, zurück, alles ohne Befehl, auf eigenen Antrieb, ohne die Aufforderungen abzuwarten, und trotz meiner Vorſtellungen und Zurufungen, daß ſie ihre Waffen ſollen ruhen laſſen."

(Bericht des Polizeikommiſſärs Jourdan.)

***) Allgemeines Hoſpital von Grenoble (Militärſaal.) Bericht der Herren Fournier und C. Silvy.

†) Bericht der Herren Romain Bally und Joſeph Breton, Doktoren der Medizin.

Leute liefen zu denjenigen, welche über die Bajonette verfügten und die Sprache der Diktatur redeten: die gegen die Angreifer begonnene Unterſuchung wurde gegen die angegriffene Bevölkerung fortgeführt. Da es unmöglich war, die ganze Nationalgarde von Grenoble in den Prozeß zu verwickeln, und da man ſich die Befriedigung eines gerichtlichen Triumphes gewähren wollte, ſo erſah man ſich, um ſie zu verurtheilen, die beiden Brüder Vaſſeur, die Herren Baſtide, Gauthier, Duboſt und Huchet. Einer von ihnen, Herr Baſtide, war nicht aus der Stadt, ein anderer, Herr Huchet, war eines der Opfer der unſeligen Ereigniſſe vom 12. Die Beamten ihrerſeits, die im Anfang für die Stadt Grenoble Partei ergriffen hatten, ſprachen ſich jetzt, zitternd vor Angſt, den Gewalthabern, den Spendern des Glücks, zu mißfallen, beim Anblick der flatternden Fahnen und beim Lärm der heranrückenden Bataillone gegen dieſelbe aus.

In ſeinem Tagsbefehl an die Armee hatte der Marſchall Soult geſagt: „Seine Majeſtät hat die Entfernung des 35. aus Grenoble nicht gebilligt.“ Der Generallieutenant Delort, welchem der Oberbefehl über die 7. Diviſion übertragen wurde, ſchickte eine drohende Proklamation nach Grenoble voraus; und in dieſe Stadt von 24,000 Seelen, wo 8000 Mann von allen Waffengattungen lagen, zog das 35. unter Trommelgewirbel und klingendem Spiel, Kanonen in der Mitte und mit brennenden Lunten, wieder ein.

Voll zuſammengehaltenen Schmerzes, aber ohne Furcht, wohnte die Bevölkerung dieſem unheimlichen Triumpheinzuge bei. Einige lächelten mitleidig beim Anblick dieſes militäriſchen Gepränges. Ein Bürger trat zu einem der Kanoniere, welcher die Lunte trug, hielt ſeine Cigarre hin und ſagte zu ihm: „Ein bischen Feuer, Kamerad, wenn ich bitten darf.“

Einige Tage nachher zog ein Ereigniß, welches durch die Umſtände eine Achtung gebietende Feierlichkeit erhielt, die Aufmerkſamkeit von ganz Grenoble auf ſich. Es war ein Duell zwiſchen einem jungen Manne aus der Stadt, Namens Gauthier, und einem Offizier vom 35. verabredet worden. Zur feſtgeſetzten Stunde begab ſich die ganze Bevölkerung auf den Kampfplatz. Eine Abtheilung Dragoner war kommandirt, um die Menge in der gebührenden Entfernung zu halten. Andere Reiter und Trompeter waren ſtaffelförmig aufgeſtellt, um das verſchloſſene Feld zu ſchützen, wo ſich, wie im Mittelalter, das Gottesurtheil entſcheiden ſollte. Die beiden Gegner traten in die Schranken. Keine Feder vermag die Bewegung, die Beklommenheit der Zuſchauer zu ſchildern, denn es war dies kein Privatſtreit, der abgemacht werden ſollte, und die ängſtliche Spannung auf allen Geſichtern zeigte deutlich genug, daß die Sache einer ganzen Stadt beim Ausgang dieſes Duells betheiligt war. Der Kampf fand auf Säbel ſtatt. Obgleich ungewandt in der Führung dieſer Waffe, ging Gauthier entſchloſſen auf ſeinen Gegner

zu, wich dem gegen ſeinen Kopf geführten Hiebe aus und ſtreckte den Militär mit einem Stoß zu ſeinen Füßen nieder.

Zwei Monate lang nährten beinahe tägliche Duelle die Feindſeligkeiten zwiſchen den Militärs des 35. und den Einwohnern. Und immer blieb der Vortheil des Kampfes auf Seiten der letztern: ein Umſtand, welchem der Volksglaube eine ganz providentielle Bedeutung beizulegen ſich gefiel. Am 9. Mai wurde in Folge eines neuen Duells und aus Veranlaſſung einer weißen Fahne, die ein Offizier vom 35. aufgepflanzt, ein Einwohner aber ihm entriſſen hatte, der Kampf allgemein auf der Planie vor dem franzöſiſchen Thore. Trotz der verſöhnenden Einſchreitung der Dragoner und einiger Offiziere wurden Soldaten und Bürger verwundet. Die Erbitterung war ſo groß, daß der General Delort, wie früher der General Saint-Clair, ſich genöthigt ſah, am 11. und 12. das 35. in ſeine Kaſerne zu konſigniren und die Thore derſelben durch Soldaten von andern Regimentern bewachen zu laſſen. Die Munizipalität erließ auf der Stelle ein energiſches Schreiben an das Miniſterium und erklärte, wenn das 35. nicht alsbald entfernt werde, ſo ſei ſie entſchloſſen, ihre Entlaſſung einzureichen. Man mußte dieſer grauſamen Lage ein Ziel ſetzen. Am 20. Mai verließ das 35. Grenoble zum zweiten und letzten Male.

Das Blut des Bürgers, vergoſſen durch die Hand des Soldaten; eine großſinnige Stadt in Trauer verſenkt, ſodann bis zu den Grenzen der Empörung getrieben; die Behörde überwunden und genöthigt, ſich für den Verluſt ihrer moraliſchen Macht durch plumpe Zuſchautragung ihrer materiellen Macht zu entſchädigen; eine wohldenkende Armee gewaltſam von ihrem Berufe abgelenkt; Haß ausgeſäet zwiſchen Bürgern und Kriegern, die geſchaffen waren, ſich zu lieben, und ſämmtlich Kinder eines Vaterlandes, das waren die Reſultate, wodurch die Regierung Caſimir Periers ſich der Bewunderung der Menſchen empfahl.

Und zu dieſer demüthigenden Anarchie geſellten ſich die unvorhergeſehenen Wechſelfälle eines hartnäckigen Kampfes zwiſchen den erſten beiden Staatskörpern. Die Kammer der Abgeordneten hatte, in der Ueberzeugung, daß die Unauflösbarkeit der Ehe, verbunden mit der phyſiſchen Trennung, blos eine Vergeſetzlichung des Ehebruchs ſei, auf den Antrag des Herrn von Schonen, die Wiedereinführung der Scheidung beſchloſſen: die Pairskammer verwarf dieſelbe. Die Deputirtenkammer hatte das Sühnungsfeſt vom 21. Januar als beleidigend für die Nation abſchaffen wollen: die Pairskammer betrachtete dieſe Abſchaffung als einen Frevel gegen das Königthum, und nach langem gefahrvollen Herumzerren ließ die Vertagung der Frage es zweifelhaft, ob das monarchiſche Prinzip ſo viel werth ſei, daß ein ganzes Volk ſich wegen eines hingerichteten Königs dem Schimpfe einer endloſen Buße unterziehe.

Dieſe Rivalität der Gewalten, welche die Fehlerhaftigkeit des konſtitutionellen Syſtems ſo laut und förmlich anklagte, führte dazu, alles Große unmöglich zu machen. Auch hielt ſich ſeit einigen Monaten die Deputirtenkammer ſo zu ſagen verſchloſſen in der Erörterung des Budgets, auf welche übrigens ein großartiger Diebſtahl die öffentliche Aufmerkſamkeit lenkte. Der Generalkaſſier des Schatzes, Herr Koesner, war mit Hinterlaſſung eines Defizits von mehreren Millionen in der ihm anvertrauten Kaſſe verſchwunden. Abgeſehen von der Unordnung im Rechnungsweſen, welche dieſes Defizit, deſſen wahren Betrag das Publikum lange nicht wußte, an's Licht zu bringen ſchien, legte es auch eine der ſcheußlichſten Wunden der modernen Ziviliſation bloß. Denn Herr Koesner, im übrigen ein Mann von empfehlungswerthen Eigenſchaften und bekannt durch ſeine Wohlthätigkeit, war nur durch den Wahnſinn der Börſenoperationen in den Abgrund geſtürzt worden. Die Börſe iſt, wie Jedermann weiß, nicht blos eine für unbeſchäftigte Kapitalien offene Verpflegungsanſtalt, ſie iſt auch die Raubhöhle des Geldwuchers. Es war dies eine ſchöne Gelegenheit, um zu unterſuchen, welchen Einfluß die Börſe auf den Umtrieb der Kapitalien ausübe, welcher Art der Schwung ſei, den ſie dem Spekulationsgeiſte aufpräge, ob es gut ſei, ſie zu dulden, und ob es wenigſtens einer dieſes Namens würdigen Regierung nicht zuſtehe, thätig und unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit da einzuſchreiten, wo die Spielwuth ſo fruchtbar iſt an Unglücksfällen, an Betrügereien, an gehäſſigen Erfolgen und an Skandalen. Wir werden im Verlauf dieſes Werks den Stand der Finanzen des Königreichs darlegen, ohne das Studium der wichtigen Probleme zu vernachläſſigen, die eine ſolche Darlegung aufwirft. Dieſe Probleme hätte die Kammer entſcheiden müſſen; aber Mißbräuche abzuſchaffen war mehr, als der Muth einer Verſammlung geſtattete, in welcher ſo viele Menſchen ſaßen, die eben dieſen Mißbräuchen ihr ganzes Vermögen, ihre ganze Macht verdankten. Die Kammer nahm alſo nach einer ebenſo unergiebigen als mühevollen Erörterung das Budget an. Das Budget der ordentlichen und außerordentlichen Koſten der Verwaltung von 1832 belief ſich auf 1 Milliarde 106 Millionen 618,270 Franken. Das letzte Budget der Reſtauration hatte ſich blos auf 983 Millionen 185,597 Franken belaufen! Die Abſtimmung über die Finanzgeſetze wurde als letzte Arbeit der Kammer erwartet. Am 21. April erſchien die königliche Proklamation, welche die Sitzung von 1831 für geſchloſſen erklärte. Dieſe Sitzung hatte blos die aufreizenden Debatten der Tribüne den Unruhen des öffentlichen Platzes beigefügt, und die Kammer trennte ſich, nachdem ſie eine Periode der Verſchwörungen durchlaufen hatte.

Fünftes Kapitel.

Die Cholera-Morbus. — Tod Cuviers. — Tod Caſimir Periers. — Urtheil über das Miniſterium Caſimir Perirs.

Noch größerer Jammer bedrohte Frankreich: die Cholera-Morbus war im Anzug.

Seit Ende Auguſt's 1817 bis zum Anfang Aprils 1832 hatte die Cholera, die im Gangesdelta entſtanden war, fernhin und nach allen Richtungen ihre ſchrecklichen Verwüſtungen ausgebreitet. Sie hatte ſich im Süden bis nach der Inſel Timor ausgedehnt; im Oſten bis nach Peking; im Norden bis nach den Gebirgen Sibiriens. Im Nordweſt hatte ſie Moskau, St.-Petersburg überzogen und war der Linie gefolgt, welche ſich von Danzig bis Olmütz hinzieht. Im Gefolge der Ruſſen war ſie auf den Schlachtfeldern Polens erſchienen und hatte ſich mörderiſcher erwieſen als der Krieg ſelbſt. Sie hatte ſich unter den Polen unmittelbar nach der Schlacht bei Iganie verbreitet. Dann hatte man ſie über Böhmen, über Gallizien, über Ungarn, über Oeſterreich herſtürzen geſehen, die Völker wegmähend, in wenigen Tagen ungeheure Strecken überſchreitend, ſprungweiſe von einem Königreich in's andere wandernd, dann aber wieder umkehrend, gleich als wollte ſie mit den vergeſſenen Opfern Nachleſe halten. Im Februar 1832 war ſie über das weſtliche Europa hingezogen und hatte ſich in London feſtgeſetzt.

Von dieſem Augenblick an lebte Paris in einer ſtummen, furchtbaren Erwartung. Mit Angſt maßen wir zumvoraus den letzten, den unausweichbaren Schritt, welchen die Epidemie noch zu uns zu machen hatte. Gleichwohl lag etwas ſcheinbar Beruhigendes in den atmoſphäriſchen Umſtänden. Der Himmel war klar; ein trockener Wind blies beharrlich von Nordoſt. Der Barometer war nicht unter 28^0 gefallen, und nichts kündete eine elektriſche Ueberladung an. Aber das Warten dauerte nicht lange. Den 26. März 1832 hatte die verhängnißſchwere Krankheit in der Straße Mazarine ihr erſtes Opfer erreicht. Beinahe ſogleich erklärte ſie ſich in mehreren Stadttheilen, in der Vorſtadt Saint-Antoine, in der Vorſtadt Saint-Honoré, in der Vorſtadt Saint-Jacques. Am 29. März redete man ſich auf den Straßen nur mit den Worten an: „Die Cholera-Morbus iſt in Paris!“

In den erſten Augenblicken ſchien der Schreck kleiner als die Gefahr. Die Peſt überfiel die Pariſer mitten im Karneval, und die unerſchrockene

Luſtigkeit des franzöſiſchen Charakters ſchien im Anfang der Geißel zu trotzen. In den Straßen, auf den Boulevards zogen die Masken wie gewöhnlich umher. Die Menge der Spaziergänger war zahlreich. Man zeigte ſich mit den Fingern vor Kunſthandlungen ausgeſtellte Karikaturen, wozu die Cholera-Morbus den Stoff geliefert hatte. Am Abend füllten ſich die Theater mit Zuſchauern. Es gab junge Leute, die ſich mit raffinirter Kühnheit ungewohnten Ausſchweifungen überließen. „Da wir doch morgen ſterben müſſen," ſagten ſie, „ſo laßt uns heute die Freuden des Lebens erſchöpfen!" Die meiſten von ihnen kamen vom Maskenball in's Hotel-Dieu und erlagen am folgenden Tage vor Sonnenuntergang.

Im Uebrigen wich in Bälde auch der Muth der Verwegenſten den Schrecken der Krankheit und dem, was man von ihr erzählte. Denn der Kranke war eine Leiche, bevor er das Leben verloren hatte. Sein Geſicht magerte mit außerordentlicher Schnelligkeit ab. Man zählte die Muskeln unter ſeiner Haut, die plötzlich ſchwarz-bläulich geworden war. Seine Augen waren ausgehöhlt, trocken, um die Hälfte kleiner, und es war, als zöge man ſie mittelſt eines Fadens gegen das Genick und ins Innere des Schädels zurück. Der Athem des Kranken war kalt, ſein Mund weiß und feucht, ſein Puls äußerſt ſchwach. Sein Wort war ein Hauch.

Betäubung, Ohrenſauſen, wiederholtes Erbrechen, ein ſonderbares Gefühl der Erſchlaffung und gewiſſermaßen einer allgemeinen Leere, die Kälte, die ſich von den Extremitäten dem ganzen Körper mittheilte, furchtbare Magenſtörungen, heftige Krämpfe in den Gliedern, ein mühſames Athmen, eine unausſprechliche Beklemmung in der Gegend des Zwerchfells, eiskalte Schweiße: das waren die Hauptſymptome des Uebels. Sich ſelbſt überlaſſen, brauchte es kaum drei Tage, um die Unglücklichen zu vernichten, von denen es Beſitz ergriffen hatte; oft genügten ihm zwei oder drei Stunden.

Man erkannte im Allgemeinen fünf Stadien in der Cholera: das der leichten Cholera oder C h o l e r i n a; das des Ueberhandnehmens der Krankheit; das der k a l t e n o d e r b l a u e n C h o l e r a; das S t a d i u m d e r R e a k t i o n und endlich das t y p h o ſ e S t a d i u m. Im dritten Stadium, dem furchtbarſten von allen, ſah man die Kranken Sprünge machen, ſich auf ihrem Bette zuſammenknäueln und zuweilen unter kläglichem Geſchrei ſich platt auf den Bauch legen, oder ſich rechts und links umherwerfen und über ſehr heftige Schmerzen längs der Wirbelſäule klagen. Der kalte Schauder, der dich überrieſelte, wenn du in dem b l a u e n S t a d i u m den Kranken berührteſt, ließ ſich mit demjenigen vergleichen, den man empfindet, wenn man die Hände an einen Froſch bringt. Die Entſtellung des Geſichtes, die Krämpfe im Rücken, in den Waden, den Vorderarmen; die tiefen Runzeln, das Zuſammenſchrumpfen der Fingerhaut, das Verſchwundenſein

des Radialpulſes, die Kälte des Athems waren alles Zeichen, an denen man das blaue Stadium erkannte. Im folgenden Stadium, wenn es ſtark war, erſchien der Puls wieder, das Fieber bemächtigte ſich des Kranken, ſeine Augen unterliefen, ſein Geſicht belebte, färbte ſich und er lief Gefahr, von Hirnzufällen weggerafft zu werden. Im typhoſen Stadium waren die Naſenlöcher und die Zunge trocken, die Augen triefend; es trat allgemeine Erſchlaffung, unruhiges Träumen, Delirium ein.

Unter dem Schlage dieſer entſetzlichen Krankheit ergriff die Verwaltung die Maßregeln, welche die dringende Nothwendigkeit gebot. Man beſchäftigte ſich damit, die Stadt geſunder zu machen. Man dachte endlich daran, ein wenig Luft und Licht in die kothigen Stadttheile hereinzuſchaffen, wo man ohne Gewiſſensbiſſe den Armen hatte leben und ſterben laſſen, als noch nicht Alle bedroht waren. Die Zahl der Röhrbrunnen wurde vermehrt; die engſten, verpeſtetſten Gäßchen wurden gepflaſtert und geſchloſſen; ſchnelle Arbeiten ſchafften den Unrath der Inſel Louviers weg; Lazarethe erhoben ſich; auf einen Beſchluß des Zentralgeſundheitsausſchuſſes errichtete man in jedem Viertel ein Hülfsbüreau, welchem Aerzte, Apotheker, Krankenwächter, Krankenwärter beigegeben waren, und auf welchen man allerhand Geräthſchaften, Medikamente und Sänften niederlegte. Auch die Gefängniſſe wurden nicht vergeſſen: Herr Gisquet ließ an die Eingekerkerten reichlichere Nahrung und wärmere Kleidungsſtücke vertheilen.

Zu gleicher Zeit veröffentlichte man eine Inſtruktion, wie man ſein Benehmen einzurichten habe, um ſich vor der Cholera zu bewahren. Man empfahl darin den Bürgern, ſich in großer Seelenruhe zu erhalten, ſtarke Aufregungen und Ermüdung zu vermeiden, allen Ausſchweifungen zu entſagen, in ihren Wohnungen die wohlthätige Wirkung des Lichts zu begünſtigen und zu vergrößern, temperirte Bäder zu gebrauchen, flanellene Leibbinden zu tragen, blos leichtverdauliche Speiſen zu eſſen, ſich vor jeder plötzlichen Erkältung zu hüten und nicht in zu großer Anzahl in demſelben Zimmer zu ſchlafen. Gewiß ſehr weiſe Vorſchriften, die aber etwas Höhniſches hatten für denjenigen Theil des Volks, welchem eine unbillige Zivilisation Brod, Lagerſtätte, Kleidung und Ruhe ſo geizig zumißt.

Dazu kommt, daß die ergriffenen Maßregeln nicht von der Art waren, um die Behörde vor jedem Vorwurf des Mangels an Vorſorge zu ſchützen. Die Herren Londe, Allibert, Dalmaz, Sandras, Dubled, Boudard, Mitglieder der ärztlichen Kommiſſion, die man nach Polen geſchickt hatte, um die Cholera zu ſtudiren, wurden von der Verwaltung erſt zu Rathe gezogen, nachdem einige öffentliche Blätter deshalb Reklamationen erhoben hatten. Die Hülfsbüreaux, die zumvoraus hätten organiſirt ſein ſollen, wurden erſt nach und nach errichtet, als der Einbruch der Krankheit bereits überall

die größte Unruhe verbreitet hatte. Man bemerkte, daß die Wohlthat der Geſundheitsarbeiten dem elften und dem zwölften Bezirke nicht zu Theil geworden war. Das Beinhaus Des Innocents, der Herd einer immerwährenden Anſteckung, war nach wie vor den ganzen Tag über und einen Theil der Nacht hindurch offen geblieben. Die Ecke der Straße Saint-Denis und la Feronnerie war durch die Buden der Fiſchweiber verſperrt. In mehreren Mairien fanden ſich weder Beamte noch Regiſter genug, um die Todesfälle aufzuzeichnen. Endlich ſollte das temporäre Hoſpital Des Greniers d'abondance die Cholerakranken erſt lange Zeit nach der Erſcheinung der Geißel aufnehmen.

Sie machte ſich zuerſt an die armen Klaſſen, und die Blätter des Hofs beeilten ſich, dieſe Vorliebe der Peſt hervorzuheben, indem ſie Namen und Gewerbe der Opfer aufführten, ſei es nun, um die Befürchtungen der Glücklichen zu zerſtreuen, oder um ihrem Hochmuth zu ſchmeicheln. Immerhin bleibt es wahr, daß es Leute im Kamiſol oder in Lumpen waren, welche dieſen ſchauderhaften Pariſer Todtenzug anführten.

In jedem Hoſpital hatte man zwei Säle ausſchließlich für die Behandlung der Cholerakranken beſtimmt: einen für die Männer, den andern für die Weiber; und ſtatt die Leitung des Dienſtes einem einzigen Manne anzuvertrauen, hatte man beſchloſſen, denſelben in gleichen Verhältniſſen unter ſämmtlichen Aerzten und Chirurgen der Anſtalt zu vertheilen. Daraus entſtand eine unermeßliche Unordnung, und es ergaben ſich Schauſpiele ſchauderhafter Art. Die Dienſte kreuzten ſich nach allen Richtungen in demſelben Saale. Da die Aerzte weder über die Natur, noch über die Urſachen der Krankheit einig waren, ſo hatten dieſelben Krankenwärter für identiſche Fälle ganz und gar widerſprechende Befehle zu vollziehen; der Kranke, den man mit Punſch behandelte, ſah dem auf dem nächſten Schragen liegenden Kranken Eis reichen, und da er ſich nur noch als einen Gegenſtand für Experimente betrachtete, ſo ſtarb er mit Wuth im Herzen. Er ſtarb überdies fern von der Pflege und den Tröſtungen der Freundſchaft; denn um Platzverſperrung zu vermeiden, hatte man dem Publikum den Zutritt in die Hoſpitäler verſagt, und Soldaten, die vor den Thoren Schildwache ſtanden, wieſen die klagende Menge der Mütter und Freunde zurück.

Inzwiſchen waren wenige Tage verfloſſen und bereits hatte das Uebel auch unter den Reichen um ſich gegriffen. Jetzt wurde der Schreck allgemein und ſogar größer als die Gefahr; jeder war oder glaubte ſich krank. Die leichteſte Unpäßlichkeit nahm in den entſetzten Phantaſien die Verhältniſſe der Cholera an; die Aerzte von großer Praxis hatten keine ruhigen Augenblicke mehr; man belagerte ihre Häuſer zu jeder Stunde, und mehreren, welche den nächtlichen Gäſten nicht ſchnell genug öffneten, geſchah es, daß ihre Thüre

eingebrochen wurde. Dies war ein neues Unglück für die armen Cholera-kranken, denn all die Unterſtützung und Zeit, welche auf die eingebildeten Symptome und die Geſpenſterſeherei der geängſteten Wohlhabenheit verwendet werden mußte, wurde ihrem wirklichen Leiden entzogen.

Und was die Epidemie noch ſchrecklicher machte, war die Wunderlichkeit ihrer Wirkungen und ihre geheimnißvolle Natur. War ſie anſteckend? Man glaubte es anfangs, aber bald gewann die entgegengeſetzte Anſicht die Oberhand, da die Aerzte und Krankenwärter der Krankheit nur einen leichten Tribut bezahlt hatten. Nichtsdeſtoweniger beſtanden einige ausgezeichnete Praktiker auf der Verſicherung, daß ſie Fälle von Anſteckung geſehen haben, und vielleicht ließen ſich dieſe widerſprechenden Behauptungen durch die Bemerkung vereinigen, daß die anſteckenden Krankheiten es nicht alle auf dieſelbe Art und in demſelben Grade ſind, die Cholera aber wahrſcheinlich eine äußerſt ſchwache Anſteckungsfähigkeit beſaß, die nur ſehr wenigen, ganz beſonders für ſie empfänglichen Perſonen gefährlich wurde. Aber wo war der eigentliche Sitz der Cholera? Was war ihre Art, ſich fortzupflanzen? Welche Geſetze hatten ihren Gang durch die Welt geregelt? Welche wahrſcheinlichen Grenzen ihrer Dauer anweiſen? Durch welche Mittel ſie bekämpfen? Ueber alles das herrſchte in den beſten Köpfen Finſterniß und Ungewißheit. Es war einen Augenblick die Rede davon, mit Kanonen in den Straßen zu ſchießen, um die Atmoſphäre zu erſchüttern; denn der Zweifel hoffte ſelbſt von den wunderlichſten Mitteln eine gute Wirkung. Aber war die Cholera aus einer Verſchlechterung der Luft entſtanden? Ein Mitglied des Zentralgeſundheitsausſchuſſes, Herr Julia von Fontenelle, nahm ſich die Mühe, dieſe Flüſſigkeit auf verſchiedenen Punkten der Hauptſtadt zu ſammeln, und die Analyſe, welche er von der Luft machte, that ihre Reinheit dar. Die allgemeinen Beobachtungen deuteten darauf hin, und Jedermann ſchien davon überzeugt, daß Elend, ungeſunde Wohnung, Unreinlichkeit, Diätfehler, Ausſchweifungen, Schwäche der Konſtitution, Angſt -- lauter Dinge ſeien, welche die Empfänglichkeit für die Cholera ſteigern. Gleichwohl hätte man ſagen ſollen, das Uebel gefalle ſich darin, die menſchliche Wiſſenſchaft zu Schanden zu machen und der Erfahrung zu ſpotten. Kraftvolle und geſunde Männer, Frauen, die von Jugend und Geſundheit ſtrahlten, erlagen elendiglich, während ihnen zur Seite ſchwache Greiſe, kränkliche, abgelebte Geſchöpfe, Hypochonder verſchont wurden. Wohlgemuthe oder beherzte Menſchen hatten ein trauriges Loos, welchem andere allen Qualen der Furcht preisgegebene Perſonen entgingen. In Paſſy, wo die Luft ſo rein iſt, belief ſich die Zahl der Todesfälle auf ſechsundzwanzig vom Tauſend Einwohner, während in der verpeſteten Atmoſphäre von Montfaucon kaum ſechszehn vom Tauſend ſtarben. Unter den ländlichen Gemeinden hatten einige durch ihre Geſund-

heit berühmten Dörfer, wie Chatenay, Vitry, le Pleſſis-Piquet, Rosny, Sceaux, Chatillon, wenig oder gar keine Cholerakranken, während andere, die ſich derſelben guten Lage und desſelben guten Zuſtandes der Gebäulichkeiten zu rühmen haben, z. B. Saint-Ouen, Fontenay-ſous-Bois, Asnières, Puteaux, Suresnes, fünfunddreißig bis fünfundfünfzig vom Tauſend Einwohner zählten. Einzelne Gewerbe, welche man für tödtlich hält, erwieſen ſich als privilegirt. So wurde unter den Arbeitern, welche in Fäulniß gerathene Thiere zu ſeziren haben, nicht ein einziger ernſtlich bedroht. Bald verwüſtete die Geißel das obere und das untere Stockwerk eines Hauſes und ließ das mittlere unberührt, bald warf ſie ſich über die ganze Länge einer Straße, verſchonte die eine Seite und erfüllte die andere mit Todten oder Sterbenden. Eine launiſche, unergreifbare, unerklärliche Krankheit, welche ſich durch Geſundheitskordons und Quarantänen nicht hatte aufhalten laſſen, welche die entgegengeſetzteſten Temperaturen beherrſcht hatte, den verſchiedenſten atmoſphäriſchen Einflüſſen widerſtanden war und zu der Entſetzlichkeit ihrer Verwüſtungen noch die des Geheimniſſes fügte, in welches gehüllt ſie vorwärts ſchritt!

Nichtsdeſtoweniger ergab ſich aus allen dieſen qualvollen Einzelheiten eine herrſchende Thatſache: bei Abfaſſung der Statiſtik der Epidemie fand es ſich, daß in den Stadtvierteln des Vendomeplatzes, der Tuilerien und der Chauſſée d'Antin die Sterblichkeit ſich auf acht bis neun vom Tauſend belaufen hatte, während ſie in der Gegend des Stadthauſes und der Cité, allwo das Elend ſeine Wohnungen aufgeſchlagen hatte, zweiundfünfzig und dreiundfünfzig vom Tauſend betrug.

Wie dem auch ſei, bald war alles ein Bild des Jammers. Hier waren es Cholerakranke, die man auf Matratzen oder Sänften ins Hoſpital brachte; da waren es Vorübergehende, die, über das Elend des geſtrigen oder des morgenden Tages nachgrübelnd, ſtumm und bleich wie Geſpenſter dahinſchlichen, faſt alle ſchwarz gekleidet. Da die Leichenwägen nicht mehr genügten, ſo hatte man neue beſtellt, deren Erbauung ſiebenhundert Arbeiter beſchäftigte; aber das Geſchäft ging nicht ſchnell genug von Statten, die Todten warteten. Jetzt wollte man die Arbeiter auch zur nächtlichen Thätigkeit anhalten; ſie gaben zur Antwort: „Das Leben iſt uns lieber, als euer hoher Lohn.“ Man kam auf den Gedanken, die Leichen auf Artilleriewagen fortſchaffen zu laſſen: aber das Geraſſel der Ketten in der Finſterniß ſtörte den Schlaf der Stadt auf eine ſchmerzliche Weiſe. Ueberdies gingen in Folge der Erſchütterung dieſer nicht hängenden Wagen die Nägel an den Brettern der Särge los, und die Leichname fielen heraus, das Pflaſter mit ihren offen daliegenden Eingeweiden beſchmutzend. Man mußte die Todten in große Teppiche ſammeln, die mit der Farbe der Trauer bemalt waren.

Sie rollten von Thüre zu Thüre, um die Todten zu fordern, welche jedes Haus ihnen zu liefern hatte; dann machten ſie ſich wieder auf den Weg und ließen unter ihren Leichentüchern, die der Wind in die Höhe trieb, angehäufte Bahren bemerken, aber ſo ſchwerfällig, ſo ſchlecht zuſammengefügt, daß der Vorübergehende zitterte, ſie möchten vor ſeinen Augen auseinander brechen und ihre dem Grabe geweihte Ladung auf der offenen Straße bloßſtellen. Beſonders unheimlich war die Nacht, denn die zahlreichſten Verwüſtungen der Krankheit fanden gewöhnlich von Mitternacht bis zwei Uhr ſtatt. Die Reſte von Feuern, welche man in der zweifelhaften Hoffnung, die Luft zu reinigen, angezündet hatte, die Laternen, die vor den Thüren der Hülfsbureaux brannten, das unruhige Hin- und Herrennen in der Finſterniß aus nur allzu bekannten Gründen, das erſtickte Geſchrei im Innern der Häuſer, das ſchauerlich durch die Stille der einſamen Straßen klang, alles das machte eine furchtbare Wirkung.

Um den Aerzten und Studirenden, die zu den Kranken berufen wurden, Wagen zu verſchaffen, mußte die Polizeipräfektur in weniger als einem Monate die Summe von 19,915 Franken ausgeben. Die politiſchen Prozeſſe nahmen nach wie vor ihren Gang, und da geſchah es mehr als einmal, daß das Perſonal im Gerichtsſaal ſich von heute auf morgen verändert hatte: man meldete, der und der Geſchworne, der und der Vertheidiger, der und der Angeklagte ſei über Nacht geſtorben. Auf den Munizipalitäten hatte die Verwirrung dermaßen überhand genommen, daß Herr Taboureau, der Berichterſtatter, aufgefordert wurde, die vernachläſſigten Tabellen zu vervollſtändigen, und in gewiſſen Hoſpitälern wurde der Zudrang der Sterbenden ſo bedeutend, daß man ſie gar nicht mehr einſchrieb, ſondern ihre Ankunft nur mit Strichen an der Wand bezeichnete.

Inzwiſchen fand dieſes namenloſe Ungemach einige Erleichterung in der öffentlichen Menſchenliebe. Da kräftige Nahrungsmittel als Präſervative angezeigt waren, ſo ließ der Herzog von Orleans ſeit drei Monaten täglich drei- oder viertauſend Rationen Reis an die Bedürftigen vertheilen, ſo daß für viele Arme das Nahen der Cholera beinahe eine Wohlthat war! Als die Cholera einmal in Paris eingezogen war, da mehrten ſich die Handlungen der Großmuth in Folge einer in den Annalen der Peſt ziemlich neuen Erſcheinung. In dieſer Stadt, wo ſo großer Luxus ſo großes Elend zu höhnen pflegt, wo man das Leiden ſo gerne verläumdet, um einen Grund zu haben, ihm die Hand nicht zu reichen, in dieſem gemüthloſen Paris that ſich auf einmal eine ganz ungeſtüme philanthropiſche Regung kund. Die Wohlthätigkeitsbureaux verdoppelten ihre Sorgfalt. Allenthalben wurden Subſkriptionen eröffnet, und man drängte ſich herzu, ſeinen Namen zu unterzeichnen. Die Spiegelfabrik von Saint-Gobain machte der Hauptſtadt ein

Geſchenk von 12,000 Kilogrammen Chlor. Man konnte rührende Züge von Selbſtverläugnung und Eifer anführen. Der Pfarrer von Saint-Germain-l'Auxerrois zum Beiſpiel lebte ſeit der Verwüſtung ſeiner Kirche zurückgezogen auf dem Lande; auf die Nachricht von der Cholera kehrte er trotz ſeines hohen Alters in aller Eile nach Paris zurück, um ſeinen Platz in ſeiner Pfarre wieder einzunehmen und den mit dem Tode Ringenden die Tröſtungen der Religion zu reichen. Die Zöglinge der medizinischen Schule boten von allen Seiten ihre Dienſte an. Mehrere Weiber aus dem Volke erklärten ſich bereit, unentgeltlich als Krankenwärterinnen zu fungiren. Man brachte auf die Mairien Wäſche, Socken, Decken, flanellene Binden. Vielleicht hatte dieſe Aufopferung bei Mehreren ihre Quelle in einer abergläubiſchen Angſt, in einer geheimen Hoffnung, das Schickſal zu beſchwören. Vielleicht auch haben ſolche Kriſen, wenn ſie nicht zur Verhärtung der Herzen ausſchlagen, die Wirkung, daß ſie den Menſchen Brüderſchaft gebieten, indem ſie ihnen die Gleichheit vor dem Tode in's Gedächtniß zurückrufen.

Im Uebrigen erzeugte die Peſt, während ſie auf der einen Seite lobenswerthe Handlungen hervorrief, auf der andern ſchmähliche Niederträchtigkeiten. Die Leidenſchaft nach Gewinn ſtreute ohne Scham auf dieſem unermeßlichen Felde der Verwüſtung ihren Samen aus. Die Chlorpräparate ſtiegen auf einen unmäßigen Preis. Auf die gewöhnliche Leichtgläubigkeit der Furcht rechnend, begannen cyniſche Spekulanten unwirkſame oder ſogar ſchädliche Mittel anzupreiſen und zu verbreiten; ja, dieſe Art von Diebſtahl wurde ſo weit getrieben, daß die Regierung ſich die proviſoriſche Aufſicht über die Ankündigungen vorbehalten mußte. Da die ehrenwerthen Handlungen gern das helle Tageslicht ſuchen, ſo wurden ſie allein öffentlich gemacht; aber das Innere der Familien zeigte deutlich genug, wie viel Schmutz und Schlamm in einer Geſellſchaft, wie die unſrige iſt, das Erſcheinen einer Epidemie aufzuregen vermag. Denn die Einen wünſchten ſich in der Stille Glück, einen Haufen kleiner werden zu ſehen, in deſſen Mitte ſie ſich erſtickt fühlten, und ſie ſtürzten voll Hoffnung auf die Aemter los, deren Zugänge ihnen bisher verſperrt geweſen. Die Andern ſtreckten mit der Gierde, deren Gift ſich unter der Herrſchaft des Erbſchaftsgeſetzes in die Familienempfindungen miſcht, bereits die Hand nach einem Vermögen aus, nach welchem ſie ſchon lange Zeit Gelüſte getragen. Da die Symptome der Vergiftung eine unſelige Aehnlichkeit mit denen der Cholera hatten, ſo verſichert man, daß mehr als ein Verbrechen begangen worden iſt, deſſen Abſcheulichkeit ſich natürlich in der Unermeßlichkeit eines ſolchen Unglücks verlieren mußte.

Man iſt dem König und ſeiner Familie die Gerechtigkeit ſchuldig, hervorzuheben, daß ſie nicht in die Ferne zogen, um eine Zuflucht gegen die Gefahr zu ſuchen. Aber die meiſten reichen Leute flohen, die Deputirten

ſlohen, die Pairs von Frankreich ſlohen. Die königlichen Eilwägen brachten allein mehr als ſiebenhundert Perſonen täglich aus Paris. Als die Diligencen mit blaſſen Paſſagieren vollgeſtopft waren, fuhr man in Lohnkutſchen, ſpäter ſogar auf Karren fort. Und vergebens rief man ſo vielen hohen Beamten zu, daß ihr Platz da ſei, wo es eine ſo große Menge Unglücklicher zu beruhigen und zu unterſtützen gebe.

Auch gerieth das Volk, als es ſich ſo verlaſſen ſah, in die heftigſte Verzweiflung. Wüthende Proklamationen wurden in Umlauf geſetzt. Der bis jetzt ſchlecht verhaltene Schmerz machte ſich in Reden Luft, in deren Hintergrund die Empörung drohte. Die Reichen alſo fliehen und nehmen die Beſchäftigung, das Brod, das Leben der Arbeiter mit ſich fort! Zwiſchen die Cholera und den Hunger geſtellt, was da aus dem Volke werden ſolle? Wie! Während die Sterbenden ſich in den Spitälern anhäufen, während die enge und ungeſunde Wohnung des Armen ſich mit Kranken überfülle, während ein Theil des Volkes kein anderes Aſyl habe, als das Pflaſter der verpeſteten Straßen, laſſe man geräumige und geſunde Häuſer leer ſtehen! Wie! Es gebe in Paris Tauſende von obdachloſen Proletariern, und Tauſende von Hotels ſeien unbewohnt!

Eine im gegebenen Augenblick unglückſelige Maßregel ſteigerte dieſe Verwünſchungen zu einer Empörung. Es war ein neues Syſtem zur Wegſchaffung des Straßenkothes angenommen worden, und der Unternehmer hatte Erlaubniß erhalten, den Unrath am Abend wegzuräumen, d. h., ehe die Chiffonniers Zeit gehabt hatten, die Gegenſtände darin aufzuleſen, worin die Armuth noch einige Spuren von Nützlichkeit zu entdecken weiß. Das hieß die Exiſtenzmittel von mehr als achtzehnhundert Perſonen antaſten, ungerechnet die Kothkärrner, die durch eine Maßregel, welche die alten Karren nutzlos machte, ihres Erwerbes beraubt wurden. Zahlreiche Zuſammenrottungen bedecken die Straßen und Plätze. Man bemächtigt ſich der neumodiſchen Karren, wirft ſie in den Fluß oder verbrennt ſie. Die Agenten der öffentlichen Gewalt eilen herzu, es entſpinnen ſich Kämpfe. Aber auf einmal verbreitet ſich ein unſeliges Gerücht unter dem durch Elend halb zum Wahnſinn getriebenen Volke. Man erzählt, ein teufliſcher Anſchlag ſei gebildet worden; die Cholera ſei nicht in Paris; Schurken gehen überall umher und werfen Gift auf die Nahrungsmittel, in den Wein, in das Brunnenwaſſer. Das Volk öffnet ſolchen Reden ſein Ohr, es freut ſich im Uebermaß ſeines Elends, ſtatt einer jeder Rache unerreichbaren Peſt lebendige und mit Händen greifbare Feinde vor ſich zu haben. Jetzt miſchen ſich unter die von Leidenſchaft geblendeten Gruppen Menſchen, die es im Brauche haben, zu Unordnungen zu treiben, weil ſie ſich darin gefallen, und ſolche, die dazu aufreizen, um ihren Nutzen daraus zu ziehen. Die Angſt wird anſteckend:

bald ſpricht man in Paris von nichts mehr, als von Vergiftungen und Giftmiſchern.

Dieſe Fabel wäre vielleicht von ſelbſt in ihr Nichts zerfallen oder wenigſtens nicht die Quelle ſo vieler Mordthaten geworden, hätte nicht der Polizeipräfekt, Herr Gisquet, in der Abſicht, politiſchen Haß zu befriedigen, oder um einen Beweis von ſeiner Wachſamkeit zu geben, ein Rundſchreiben veröffentlicht, worin man folgende unbegreiflich unkluge Worte las: „Ich bin benachrichtigt worden, daß Elende, um ſchändlichen Ausſagen Glauben zu verſchaffen, den Plan gefaßt haben, in den Schenken und Fleiſcherladen mit Giftflaſchen und Päckchen herumzuziehen, ſei es nun, um das Gift in die Brunnen oder ſonſtigen Waſſerbehälter, oder auf das Fleiſch zu ſchütten, oder blos zum Schein, oder um ſich auf friſcher That von Mitſchuldigen ertappen zu laſſen, welche von ihnen erklären, ſie ſtehen im Dienſte der Polizei, dann aber ihr Entwiſchen begünſtigen und alles aufbieten würden, um die Wirklichkeit der gegen die Behörde erhobenen gehäſſigen Anklage darzuthun."

Mehr bedurfte es nicht, um das Volk in ſeinem Argwohn zu beſtätigen. Jetzt wurde für einen Augenblick der Schleier gelüftet, welcher den Augen des Reichen den abſcheulichen Hintergrund des geſellſchaftlichen Zuſtandes entzieht, deſſen er genießen will; jetzt konnte man inmitten dieſer, ihrem ganzen Umfange nach in Bewegung geſetzten Geſellſchaft halb und halb ſehen, was die moderne Zivilisation in ihren Abgründen verbirgt. Aus dem Schatten der Quartiere, wo das Elend ſich vergeſſen läßt, ſtürmten plötzlich Maſſen von Männern, mit nackten Armen, düſtern Geſichtern und den Blick voll Haß, hervor, um die Hauptſtadt zu überſchwemmen. Was ſuchten ſie? Was verlangten ſie? Keiner ſagte es. Nur durchforſchten ſie mit mißtrauiſchem Auge die Stadt und zogen mit wildem Murren in derſelben herum. Bald kam es zu Mordthaten. Wer mit einer Flaſche oder einem Päckchen vorüberging, war verdächtig. Ein junger Menſch wurde in der Ponceauſtraße niedergemetzelt, weil er ſich über die Thüre eines Weinhändlers hingeneigt hatte, um zu ſehen, wie viel Uhr es ſei; ein Anderer hatte in der Nähe der Paſſage du Caire dasſelbe Loos, aus einem ſo ziemlich ähnlichen Grunde. Ein Dritter wurde in der Vorſtadt Saint-Germain zu Stücken geriſſen, weil er in einen Brunnen hinabgeſehen hatte; ein Jude kam um's Leben, weil er in der Halle, um Fiſche marktend, auf eine ſonderbare Art zu lachen angefangen, und man, als man ihn durchſuchte, ein kleines Säckchen mit weißem Pulver bei ihm gefunden hatte, das nichts anderes war, als Kampher; auf dem Grèveplatze wurde ein Unglücklicher von dem Poſten des Stadthauſes, wo er eine Zufluchtsſtätte geſucht, weggeriſſen; man erwürgte ihn, und ſeine blutigen Reſte ließ ein Kohlenbrenner

durch ſeinen Hund zerreißen. Schauderhafte Szenen, welche das Verbrechen der Geſellſchaft ſind, überall wo eine ungleiche Theilung der Genüſſe und der Aufklärung vorherrſcht!

Und tauſend beklagenswerthe Umſtände vereinigten ſich, um das Volk im Irrthum zu erhalten. Man bemerkte in mehreren Straßen lange Streifen von Wein und Eſſig; in verſchiedenen Theilen der Stadt waren gefärbte Zuckerkörner umhergeſtreut; unbekannte Hände legten bei der Nacht Stücke Fleiſch unter die Hofthore; man ſprach von vergifteten Kuchen, welche an verſchiedenen Orten kleinen Mädchen gegeben worden ſeien. Wie hätte das alles nicht auf die Einbildungskraft des Volkes wirken ſollen, zumal nach der Veröffentlichung eines Rundſchreibens, worin die Polizei offiziell eine Verſchwörung von Giftmiſchern angezeigt hatte?

Denn eine Art von Schwindel ſchien ſich aller Köpfe bemächtigt zu haben. Zwölftauſend Franken, welche Herr von Chateaubriand im Namen der Herzogin von Berry für die Cholerakranken angeboten hatte, wurden vom Präfekten der Seine mit Härte zurückgewieſen: eine eben ſo ungerechte als kleinliche Berechnung, eine Art Staatsſtreich gegen das Mitleid. Nie hatte ſich mehr Galle in die gegenſeitigen Beſchuldigungen der Parteien gemiſcht; nie waren die politiſchen Leidenſchaften kampffertiger erſchienen. Hier wurden junge Leute unbarmherzig auf dem Vendomeplatze angegriffen, weil ſie die kaiſerlichen Adler mit Immortellen bekränzt hatten; da machte eine Bande einen Angriff auf Sainte-Pelagie, und die Gefangenen empörten ſich, während ihrerſeits die Agenten der öffentlichen Gewalt in das Gefängniß drangen, Feuer gaben und einen unglücklichen Verhafteten, Namens Jacobeus, todt niederſtreckten. Dann ſchoben ſich die Parteien oft mit gleicher Leidenſchaftlichkeit, mit gleicher Ungerechtigkeit gegenſeitig die Verantwortlichkeit für alles Unheil zu. Nachdem ſie die „ewigen Feinde der Ordnung“ — eine offizielle Injurie — angeklagt, ſie vergiften das Volk, um ein Mittel zu haben, die Regierung zu verläumden, wurde die Polizei ihrerſeits beſchuldigt, den Aufſtand hervorgerufen zu haben, um ſich Gelegenheit zu verſchaffen, ihn im Blute zu erſticken; und es wäre ſchwer zu ſagen, welche von dieſen in den beiden Lagern erhobenen Beſchuldigungen die abgeſchmacktere und unbilligere war.

Aber darauf beſchränkten ſich die Unordnungen nicht. Das Volk, das an die Vergiftungen glaubte, fing an, über die Aerzte zu fluchen; es rottete ſich tumultuariſch an den Thoren der Hoſpitäler zuſammen und ergoß ſich in Beſchwerden oder Drohungen. Eines Tags ſchaffte man einen Cholerakranken nach dem Hotel-Dieu, und ein Volkshaufe, der ihn vorbeikommen ſah, ſtürzte ſich in wilder Haſt auf den Zug los. Da tritt der Arzt, der den Kranken begleitet, vor, hebt die Decke auf, die das Opfer verbirgt, und

indem er dem Volke, das entſetzt zurückweicht, dieſes blauſchwarze Geſicht, dieſe erloſchenen Augen, dieſen klaffenden Mund zeigt, ruft er: „Ihr glaubet nicht an die Cholera! Nun gut, da ſeht ihr einen Cholerakranken." Es gehörte eine nicht gewöhnliche Seelenſtärke dazu, ſolche Proben durchzumachen, aber an Muth fehlte es den Aerzten nicht, und ihr Benehmen verdient im Allgemeinen Lob, zuweilen ſogar Bewunderung. Den Anfällen eines blinden Zornes ausgeſetzt, trotzten ſie ihm mit derſelben Kaltblütigkeit, womit ſie der Krankheit die Stirne boten, und man ſah einige von ihnen, wie einfache Arbeiter, im Kamiſol und mit einer Mütze durch die Stadt ziehen, nur um nicht angehalten und dadurch auf ihren Krankenbeſuchen verſpätet zu werden.

Unglücklicherweiſe waren die Anſichten über die Behandlungsweiſe außerordentlich verſchieden. Herr Magendie verſchrieb Punſch in einem Aufguß von Kamillen. Die Grundlage der Behandlung des Herrn Recamier beſtand in Uebergießungen von kaltem Waſſer. Der Oberarzt in dem temporären Hoſpital des Greniers d'abondance, Herr Roſtan, ließ den Kranken in ein Bad von 32° Reaumur bringen; nach dem Bade wurde ein Aderlaß am Arm vorgenommen und Blutigel in der Magengegend angeſetzt; zugleich ſchrieb Herr Roſtan einen aromatiſchen Aufguß von Meliſſen, Münze oder Kamille vor. Der Präſident der nach Polen geſchickten Kommiſſion, Herr Londe, zog die Eingebungen des Organismus zu Rathe und ließ ſich in ſeinem Verfahren durch die Symptome beſtimmen; Herr Gerdy wandte im kalten Stadium drei Blaſenpflaſter längs der Wirbelſäule, am Hals, auf dem Rücken und den Lenden an; Senfpflaſter auf der Magengegend und den Extremitäten; Seltzerwaſſer. Im Reaktionsſtadium gebrauchte er Aderläſſe, wiewohl nur ſelten. Die Herren Touzet und Coſter ſchlugen die Methode der Oxidirung des Blutes vor. Herr Andral reichte ſeinen Patienten einen ſauren Trank, beſtehend aus Ammoniak, ſchwefelſaurem Chinin, Schwefeläther und Kampher; auch ließ er die Glieder mit Cantharidentinktur einreiben. Für die antiphlogiſtiſche Behandlung erklärte ſich Herr Bouillaud, der als unterſtützende Mittel hautreizende Mittel und Opiate anwandte. Herr Gendrin gebrauchte Opium in ſtarken Doſen. Anſetzung blutiger Schröpfköpfe auf der Magengegend, Entziehung zweier oder dreier Unzen Blut, mehr oder weniger, je nach dem Alter, der Kraft des Kranken und dem Zuſtande des Pulſes, Reibungen mit Flanell, Abkochungen von Mohnköpfen, Räucherungen: das waren die Hauptmaximen der Behandlung des Herrn Dupuytren. In einer Denkſchrift über die Cholera-Morbus erklärte der Herr Baron Larrey für die beſten topiſchen Mittel blutige Schröpfköpfe, flüchtige Blaſenpflaſter, beſtehend aus Cantharidén und Kampher, trockene Reibungen mit Wolle, Einreibungen mit aromatiſchen

Oelen. In ſeiner Eigenſchaft als erſter Arzt im Hauptquartier der polniſchen Armee hatte Herr Wolowski gründliche Studien über die Cholera gemacht; er unterſchied zwei Arten: die aſtheniſche Cholera und die entzündete Cholera; die erſte bekämpfte er mit ſehr heißem Pfeffermünzwaſſer, mit ſtarken Opiumdoſen, mit Flanellreibungen, mit Senfpflaſtern und trockenen Schröpfköpfen auf den Extremitäten, dem Bauche und dem Magen angewandt; gegen die zweite verordnete er Aderläſſe, einen Trank, beſtehend in beſtimmten Gaben aus Salep, gewöhnlichem und Kirſchlorbeer-Waſſer, und gleichfalls die Anſetzung blutiger Schröpfköpfe auf den Bauch, die Bruſt und das Rückgrat. Dieſe Aufzählung, deren Verlängerung nutzlos wäre und Ueberdruß erregen würde, genügt, um zu zeigen, wie weit die Aerzte entfernt waren, in der Wahl der beſten Heilmittel übereinzuſtimmen.

Es befand ſich damals unter ihnen ein Mann von kühnem, gewaltigem Geiſt, der, ein Nachfolger Bichat's, nach nichts Geringerem getrachtet hatte, als eine gänzliche Revolution in der Medizin einzuführen. Ueberzeugt, daß die Grundlage der mediziniſchen Wiſſenſchaft nirgend anders, als in der Kenntniß des menſchlichen Körpers und des Spiels ſeiner Organe, in der Phyſiologie, ſein könne, verlangte er, ſtatt die Krankheiten nach ihren Wirkungen zu beurtheilen, ſolle man ſie in ihrer Urſache ſtudiren, und dieſe Urſache glaubte er in einer Veränderung des Darmkanals und des Magens gefunden zu haben. Sein Prinzip war folgendes: „So oft eine Störung in den Funktionen des Lebens eintritt, ſo iſt eine materielle Verletzung in einem Organe vorhanden." Davon ausgehend, führte er alles auf die Entzündung des Gedärmes zurück, verwarf als gefährlich und im höchſten Grade ſchädlich den innern Gebrauch von Reizmitteln, geſtattete ſie in gewiſſen Fällen nur äußerlich und ließ die Kunſt zu heilen hauptſächlich in der antiphlogiſtiſchen Methode beſtehen, d. h. in einer verſtändigen Anwendung von ſchwächenden Mitteln und Aderläſſen.

Dieſes Syſtem hatte ſchon großen Lärm gemacht in der mediziniſchen Welt, wo es der Gegenſtand leidenſchaftlicher Kämpfe zwiſchen Herrn Brouſſais und Herrn Chomel geworden war, als die Cholera in Frankreich einzog. Herr Brouſſais ſtudirte die furchtbare Epidemie unter der Herrſchaft der Ideen, welchen Geltung zu verſchaffen er vor Ungeduld brannte, und da er bemerkte, daß in den meiſten Fällen der Magen, die dünnen Gedärme oder die dicken Gedärme vom einfachſten bis zum zuſammengeſetzteſten Grade handgreifliche Spuren von Entzündung darboten, ſo nahm er keinen Anſtand, die warmen Getränke, ſowie die reizenden Subſtanzen zu verwerfen, in der Ueberzeugung, daß ſie blos geeignet ſeien, das inwendige Feuer zu ſchüren,

von welchem die Kranken verzehrt wurden. Blutigel und Eis*) ſchienen ihm die einzigen Waffen zu ſein, welche die Wiſſenſchaft mit gutem Erfolg der Epidemie entgegenſtellen könne, und dies ſuchte er in öffentlichen Vorleſungen darzuthun, welche, in Gegenwart der Peſt gehalten, in Paris eine tiefe Wirkung hervorbrachten.

Während der erſten vierzehn Tage ihres Einfalls war die Epidemie ſchnell und immer ſchneller vorangeſchritten; auf ihrem höchſten Grade von Heftigkeit angelangt, ſchien ſie fünf oder ſechs Tage lang ſtillzuſtehen, und dann trat ſie in ihr Stadium des Abnehmens. Aber am 17. Juni belebte ſie ſich plötzlich auf's Neue, und dieſe Rekrudeſzenz wurde täglich von 226 Todesfällen bezeichnet, ein Maximum, das übrigens weit geringer iſt, als das des erſten Stadiums, welches nach den gemäßigtſten Berechnungen ſich auf 800, und nach der Mehrzahl der Zeugniſſe auf 13 bis 1400 belaufen hatte. Im einzigen Monat April unterlagen mehr als 12,700 Perſonen. Aus einem gelehrten Bericht der Herren Benoiſton von Chateauneuf, Chevallier, Devaux, Millot, Parent-Duchatelet, Petit, Pontonnier, Trebuchet, Villermé und Villot geht hervor, daß während der Geſammtdauer der Epidemie, welche 189 Tage betrug, die Zahl der an der Cholera Geſtorbenen ſich auf 18,402 belief; aber es handelt ſich hier nur um die Todesfälle, die von den Behörden erwieſen werden konnten; nun iſt leicht zu begreifen, daß inmitten der Verwirrung nicht alle Fälle angegeben und viele unwillkürlich übergangen worden ſind. Auch wurde die offizielle Zahl allgemein für viel zu gering gehalten.

Im Uebrigen hatte ſich die Cholera nicht in Paris eingeſchloſſen, ſondern auch die Departements Aisne, Cote-d'Or, Eure, Indre, Indre-et-Loire, Loiret, Marne, Nord, Oiſe, Pas-de-Calais, Rhone, Seine-et-Marne, Seine-Inferieure, Somme heimgeſucht; doch gab das Geſundheitsbulletin von allen dieſen Departements zuſammen am 20. April blos die Zahl von 904 Kranken an, unter denen 405 geſtorben waren. Dieſe Sterblichkeit war ſehr unbedeutend gegenüber derjenigen, welche die Hauptſtadt verödet hatte. Gleichwohl wurden einige an den Seineufern liegenden Ortſchaften grauſam verwüſtet: im Aubedepartement verlor das kleine Dorf Courteron 96 Einwohner aus einer Bevölkerung von 500 Seelen; und mehrere Beiſpiele dieſer Art beſtätigten die bereits gemachte Bemerkung, daß die Cholera im Laufe der Gewäſſer ein mächtiges Vehikel fand.

Endlich legte ſich die Krankheit, aber nicht, ohne ihren unüberwindlichen Einfluß über das Gebiet der Politik ausgedehnt zu haben.

Es war bei Hofe beſchloſſen worden, daß der Herzog von Orleans die

---

*) Das Eis iſt inzwiſchen ein toniſches Mittel.

Hoſpitäler beſuchen ſolle; Caſimir Perier begleitete den Prinzen, und dieſer Schritt war ein unbeſtreitbarer Akt des Muthes von Seiten eines Mannes, der ſeit langer Zeit einen Keim des Todes in ſich trug, deſſen Nerven ungemein reizbar waren, und den ſchon der Gedanke an einen Leichnam beben machte. Thatſache iſt, daß Caſimir Perier von ſeinem Beſuche bei den Cholerakranken einen unauslöſchlichen Eindruck bewahrte, und von dieſem Tage an ſich immer mehr dem Grabe zuneigte. Man erfuhr das, und in Folge der übertriebenen Wichtigkeit, die man in jeder Monarchie der individuellen Handlung beilegt, wurden die Leiden Caſimir Perier's der Gegenſtand allgemeiner Beſchäftigung. Die Parteien gaben ſich, ſo zu ſagen, um ſein Schmerzenslager herum ihre Rendezvous. Man zog ſeinen Todeskampf in den Kreis der Erörterungen; ſeine Feinde berechneten laut und öffentlich die Minuten, die er noch zu leben habe; einige ſchienen ſogar zu bedauern, daß ein ſo geräuſchloſer Tod die Züchtigung eines ſolchen Mannes in die Geſchichte verweiſe.

Er ſelbſt fügte während dieſer Zeit ſeinen phyſiſchen Schmerzen die Qualen des Gedankens bei: er wußte, daß ſein Einfluß ſich dem Ende zuneigte. Denn der geduldige Wille des Königs hatte zuletzt das Ungeſtüm des Miniſters ermüdet. Caſimir Perier hatte ſich in den letzten Zeiten oft genöthigt geſehen, ſich unter eine höhere Macht zu beugen, und bei ihm waren die Wunden des Hochmuths die brennendſten. Er bemühte ſich jetzt mehr als je, ſeine heimlichen Demüthigungen durch das Gepränge und die Anmaßung ſeiner Ergebenheit zu bedecken; mehr als je gefiel er ſich darin, ſeinen Herrn zu verkleinern. Aber für eine ſo hochfahrende Natur war das Ehrabſchneiden keine genügende Rache. Ueberdies fühlte Caſimir Perier wohl, daß, wenn die Anarchie länger dauere, ſie unausbleiblich ihn ſelbſt verſchlingen würde; wenn es dagegen der Gewalt gelinge, ſich zu befeſtigen, daß dann der Hof ihn zerbrechen werde, wie ein Werkzeug, deſſen man nicht mehr bedürftig ſei.

Nicht als ob die Mißhelligkeit zwiſchen dem Monarchen und ihm ſich auf Fragen des Prinzips oder Syſtems bezogen hätte. Im Grunde war ihre Politik die gleiche. Aber jeder von ihnen ſuchte ſich in den Augen der Bourgeoiſie die ganze Ehre derſelben allein zuzuſchreiben. Der König wollte regieren; Caſimir Perier wollte, der König ſolle ſich damit begnügen, zu herrſchen. Auf der andern Seite beurtheilte der König die menſchlichen Angelegenheiten gerne vom Geſichtspunkte des Ergebniſſes aus, während ſein Miniſter nicht gleichgültig gegen den Pomp der Mittel war und den Formen viele Wichtigkeit beilegte. Caſimir Perier hatte z. B. nicht geduldet, daß man mit Worten die Ehre Frankreichs beleidigte, dieſe Ehre, die er gleichwohl weder durch unſere diplomatiſchen Niederlagen in London, noch

durch den Schlag, der in Warſchau unſern theuerſten Sympathien verſetzt worden, bloßgeſtellt geglaubt hatte.

Eine Szene, die ſich wenige Tage vor Caſimir Periers Tode zutrug, wird einen Begriff von ſeiner Empfindlichkeit geben, worin ſich mit Inkonſequenz und leidenſchaftlicher Aufwallung eine gewiſſe Größe miſchte. Es war in einer der Kriſen ſeiner Krankheit. Einer ſeiner Freunde, Herr Milleret, vormaliger Deputirter unter der Reſtauration, war gekommen, ihn zu beſuchen. Er traf den Präſidenten des Raths in Konferenz mit dem ruſſiſchen Geſandten und wurde im Wartſaale zurückgehalten. Bald vernimmt er laute, heftige Stimmen, die Thüre öffnet ſich und Herr Pozzo-di-Borgo tritt aus dem Zimmer, mit allen Zeichen der heftigſten Aufregung. Der Miniſter war noch aufgebrachter, ſein Mund ſchäumte, und Herr Milleret erfuhr im Augenblick von ihm, daß der ruſſiſche Geſandte ſich des hochmüthigen Ausdrucks zu bedienen gewagt habe: „Der Kaiſer, mein Herr, will nicht . . .“ worauf er ihm geantwortet: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß Frankreich keine Befehle zu empfangen hat, und daß es, ſo lange Caſimir Perier am Leben iſt, ſich blos von ſich ſelbſt und ſeiner Ehre berathen läßt.“ Während er dieſe Worte ſprach, ſtand die äußerſte Aufregung auf ſeinem Geſichte zu leſen. Er ſank erſchöpft auf ſeinen Lehnſtuhl zurück; als aber Herr Milleret ihn zu beruhigen ſuchte, überkam ihn auf einmal eine weiche Stimmung, und die bereits ſichtbaren Spuren des Todes an ſeinem Leibe zeigend, rief er: „O, ich bin verloren! Sie haben mich umgebracht!“

Da ſich die Krankheit des Rathspräſidenten mit jedem Tage verſchlimmerte, ſo mußte man vorläufig einen Nachfolger für ihn ſuchen: Herr von Montalivet erhielt interimiſtiſch das Miniſterium des Innern. Die Ordonnanz, welche dies verfügte, war vom 17. April datirt; den 16. Mai war Caſimir Perier nicht mehr. Der König ſchrieb der Familie in paſſenden Ausdrücken und ſagte zu einem ſeiner Vertrauten: „Caſimir Perier iſt todt: iſt's ein Glück, iſt's ein Unglück? das wird uns die Zukunft lehren.“

Am ſelben Tag, wo Caſimir Perier ſtarb, begrub man Georges Cuvier, das Opfer einer Krankheit, welche nicht die Cholera-Morbus war. Georges Cuvier war die Zierde ſeines Landes, die Zierde ſeines Jahrhunderts, und es wird ſich am Ende dieſes Werkes eine Stelle finden für die Aufführung ſeiner unſterblichen Arbeiten. Seine Leichenfeier machte inzwiſchen nicht ſo viel Aufſehen, wie diejenige, welche die politiſchen Leidenſchaften dem Präſidenten des Raths bereitet hatten. Mehrere bedeutende Perſonen, unter welchen Herr Royer-Collard, ſprachen auf Caſimir Periers Grabe Reden voll Traurigkeit. Eine Subſkription wurde eröffnet, in der Abſicht, ſeinem Andenken ein Monument zu errichten. Groß war der Schmerz, zumal unter den Handelsleuten, von denen mehrere an ſeinem Begräbnißtage als Zeichen

der Trauer ihre Läden ſchloſſen. Die Börſe, dieſe empfindungsloſe Macht, ſelbſt die Börſe war bewegt.

Das war das Ende Caſimir Periers. Er hatte in der Geſellſchaft nicht Menſchen erblickt, die er zu leiten, ſondern Feinde, die er zu vernichten habe; denn es war dies ein Miniſter von großem Haß und kleinlichem Geſichtskreiſe, von kräftigem und doch krankem Gemüthe. Als Geſchäftsmann und Bankier wollte er den Frieden; aber die Mächte wollten ihn auch, und mit um ſo angelegentlicherem Eifer, als ſie den Geiſt der Revolutionen vollkommen bereit ſahen, der Marſchlinie der Armeen zu folgen. Das war es, was Caſimir Perier nicht begriff: ſeine Furcht hinderte ihn, die Furcht der andern zu benützen, und er zwang Frankreich, ſich den Bedingungen der europäiſchen Ruhe zu unterziehen, während es ihm erlaubt geweſen wäre, ſie zu diktiren, wie das ungeſtrafte Abenteuer von Ankona deutlich bewies, ein Abenteuer, bei welchem er ſich mit einer Willenskraft betheiligte, die ſich weder von der Anſicht der Herren Sebaſtiani und von Rigny, noch von der des Königs ſelbſt überwinden ließ. Unglücklicherweiſe war die Expedition von Ankona eine barſche und nicht genügend begründete Verletzung aller Grundſätze der bisdahin befolgten Politik. Nun, dieſe Politik hatte die Beſetzung Warſchau's durch die Ruſſen, den erſten Einzug der Oeſtreicher in Bologna, die Vernichtung unſeres Einfluſſes in Belgien, die fortwährende Erniedrigung Frankreichs, die Erſchlaffung der Welt zu Reſultaten gehabt. Damals gährten im Innern die lebendigen Kräfte, welche die Revolution von 1830 geweckt hatte, und die ungeduldig nach einem Ausgange ſuchten. Man hätte ihnen Befriedigung geben können, indem man die Initiative der großartigen Reformen ergriff, welche ein allen Unordnungen der Konkurrenz preisgegebener geſellſchaftlicher Zuſtand erheiſchte; aber Caſimir Perier war mächtig; er war reich, und die Nothwendigkeit einer Aenderung entging ihm. Hätte er übrigens auch die Uneigennützigkeit eines Reformators beſeſſen, ſo fehlte ihm die dazu nöthige Wiſſenſchaft, Kühnheit und Genialität: deshalb war er verurtheilt, Kräfte, zu deren Disziplinirung und Leitung ihm die Fähigkeit mangelte, mit Füßen zu treten. Das verſuchte er denn unter dem Beifallsgeſchrei der Bourgeoiſie, und gewiß war Niemand geeigneter, als er, zu dieſem Werke des Haſſes. Das Kämpfen ſagte ſeinem Temperament zu und überhob ihn der Nothwendigkeit, Ideen zu haben. Im Uebrigen war ſeine Politik, welche den Egoismus zum Ausgangspunkte hatte, am Ende aufrichtig geworden, indem ſie fanatiſch wurde, und er beurkundete in ihrer Vertheidigung eine Leidenſchaft, welche zuweilen den Schein von Heroismus annahm. Aber der milder gewordene Zeitgeiſt verſagte ſeiner Gewaltthätigkeit eine Waffe: das Schaffot fehlte ihm. Caſimir Perier machte ſich ſehr gehaßt und nur in ſehr geringem Grade gefürch=

tet; ſtatt das Reich zu regieren, verſetzte er es in Unruhe; er ſchuf weit mehr Hinderniſſe, als er zu überwältigen vermochte, und ſeine waffenloſe Energie diente nur dazu, ſeine Feinde bis zum Wahnſinn zu erbittern. Nachdem er auf dieſe Art das Uebel erzeugt hatte, wußte Caſimir Perier ihm blos die Mittel eines Empirikers entgegenzuſetzen, und er ſtürzte die Geſellſchaft in einen Zuſtand der Ueberreizung, aus welchem ſie nur heraustreten konnte, um von Erſchütterung zu Erſchütterung in Erſchöpfung und Todesſchlaf zu verfallen. Auch ſtarb Caſimir Perier voll Verzweiflung über die Nichtigkeit ſeiner elenden Siege, ſeine Seele gemartert von peinlicher Unruhe, ſein Geiſt voll von der Erinnerung an zwei mit Blut getränkte Städte, endlich überzeugt, daß ſein Miniſterium durch das Chaos werde fortgeſetzt werden, und wirklich ſeinem Lande zwei Bürgerkriege als Erbe hinterlaſſend.

Sechstes Kapitel.

Spaltungen in der legitimiſtiſchen Partei: Paris, Maſſa, Holy-Rood. — Geheime Konferenzen in Lucca. — Brief des Herrn von Kergorlay an Karl X. — Stimmung der kleinen italieniſchen Höfe in Beziehung auf die Herzogin von Berry. — Mißhelligkeiten zwiſchen Maſſa und Holy-Rood. — Herr von Blacas entfernt. — Einzelheiten der royaliſtiſchen Verſchwörung. — Politik Oeſterreichs: der Fürſt von Metternich den Plänen der Herzogin von Berry entgegen. — Inſtruktionen an den Vertreter der Herzogin von Berry in Spanien. — Diplomatiſche Beziehungen dieſer Fürſtin zu den Kabinetten vom Haag und von St.-Petersburg. — Lage der Vendee. — Konſtitution und Ordonnanzen in Maſſa vorbereitet. Die Herzogin von Berry ſchifft ſich heimlich ein. — Ihre Fahrt auf dem Carlo-Alberto. — Aufſtandsverſuch in Marſeille. — Reiſe der Herzogin von Berry durch Frankreich. — Wegnahme des Carlo-Alberto. — Fräulein Lebeſchu. — Die Herzogin von Berry in der Vendee; innere Spaltungen. — Schilderhebung befohlen; Gegenbefehl; theilweiſe Gefechte; Hausſuchung in la Chaslière. — Kampf bei der Eiche; Belagerung von la Peniſſière. — der Aufſtand gedämpft. — Die Herzogin von Berry in Nantes.

Wir haben die Herzogin von Berry in Maſſa verlaſſen, mit dem kühnen Plane beſchäftigt, den Thron ihres Sohnes wieder aufzurichten; aber die Kräfte der legitimiſtiſchen Partei entſprachen der Keckheit eines ſolchen Unterfangens nicht.

Es waren wirklich ernſtliche Mißhelligkeiten unter dieſer Partei ausgebrochen, und ſie theilte ſich in drei ſehr verſchiedene Fraktionen.

Die erſte wollte nur auf geſetzlichem und parlamentariſchem Wege zur Wiedereinſetzung Heinrichs V ſchreiten. Ihr Mittelpunkt war Paris; ihr Organ die Gazette de France; ihre angeſehenſten Vertreter der Herzog von Belluno und der Vicomte von Chateaubriand.

Die zweite erwartete alles einzig und allein von der bewaffneten Einſchreitung der Mächte. Sie herrſchte in Holy=Rood und empfing ihren Impuls von dem Herzog von Blacas.

Die dritte verwarf die Einſchreitung auswärtiger Mächte als impopulär und unheilvoll; zu gleicher Zeit aber verſchmähte ſie auch jedes Syſtem geſetzlicher Oppoſition, und da ſie auf die Streitkräfte der Royaliſten im Innern rechnete, ſo war ihr Hauptſtreben darauf gerichtet, die Provinzen aufzuwiegeln. Die Augen auf Maſſa geheftet, billigte ſie die waghalſigen Gedanken Marie=Karolinens, und ihre Häupter waren der Marſchall Bourmont, der Graf von Kergorlay, der Herzog von Escars, der Vicomte von Saint=Prieſt.

Dieſe Spaltung in der Partei machte die Rolle Marie=Karolinens ſehr ſchwierig und ſehr gefährlich; denn ſie hatte bei ſo bewandten Umſtänden nicht blos die ängſtliche Klugheit der legitimiſtiſchen Notabilitäten in der Hauptſtadt zu bekämpfen, ſondern auch das Uebelwollen der großen Höfe, welche ſich über den offen ausgeſprochenen Wunſch der Prinzeſſin, ſich von ihrer Unterſtützung unabhängig zu machen, ärgerten.

Bei ihrer Ankunft in Maſſa hatte Marie=Karoline die Schwierigkeiten ihrer Unternehmung halb und halb durchſchauen können. Wir haben ſchon geſagt, daß der Herzog von Blacas ihr als politiſcher Mentor beigegeben war. Die Vorliebe, welche ſie für Herrn von Mesnard, ihren erſten Stallmeiſter, und Herrn von Briſſac, ihren Ehrenkavalier, beurkundete, machte den Günſtling Karls X argwöhniſch, und dieſe Herren merkten bald, daß man ſie zu entfernen ſuchte. Herr von Briſſac in ſeiner Geradheit wollte es nicht glauben; aber Herr von Mesnard, der weniger ungläubig war, veranlaßte die Herzogin, ſich mit Räthen zu umgeben, die im Stande waren, den Einfluß des Herrn von Blacas auf ſie zu untergraben. Der Marſchall Bourmont war nach Maſſa gekommen, desgleichen die Herren von Paſtoret, von Escars, von Kergorlay. Sie erfuhren von der Herzogin von Berry, daß ſie nur eine ſehr unvollſtändige Kenntniß von den Vollmachten hatte, die Herr von Blacas von Karl X empfangen; ſie zwangen den Günſtling, dieſelben zu zeigen, und ihre Verwunderung ſtieg auf den höchſten Grad, als ſie ſahen, daß dieſe Vollmachten, während ſie der Mutter Heinrichs V den Titel „Regentin" bewilligten, ſämmtliche mit dieſer Würde verbundenen Funktionen und die ganze Gewalt Herrn von Blacas übertrugen. Geheime Konferenzen fanden in Lucca ſtatt. Herr von Kergorlay bekämpfte hier mit

vielem Nachdruck das Recht, welches ſich Karl X anmaßte, nach einer freiwilligen und förmlichen Entſagung über die Regentſchaft zu verfügen. Die Herren von Bourmont und von Escars traten der Anſicht des Herrn von Kergorlay bei. Herr von Paſtoret, deſſen Mäßigung durch dieſe feurigen Debatten beunruhigt wurde, begnügte ſich zu bemerken, daß die Verfügung in Betreff der Regentſchaft um mehrere Monate ſpäter als die Abdankung und folglich regelwidrig ſei. Herr Villot allein unterſtützte die Anſprüche des Herrn von Blacas, auf deſſen Verlangen man ihn nach Maſſa beſchieden hatte. Nach Beendigung dieſer leidenſchaftlichen Erörterungen ſchrieb Herr von Kergorlay an Karl X einen Brief voll Ehrerbietung und Feſtigkeit zugleich, um ihm ſeine Ueberzeugung mitzutheilen *) Herr von Blacas erlitt eine gänzliche Niederlage

---

*) An Se. Majeſtät Karl X.

Sire,

Ich habe hier einigen Konferenzen beigewohnt, welche in den Intereſſen Heinrichs V und Frankreichs, in Gegenwart der Mutter ſeines jungen Königs gehalten worden ſind. In einer dieſer Konferenzen ſind zwei Erklärungen, die eine vom 24. Auguſt 1830, die andere von ſpäterem Datum, verleſen worden, worin Ew. Majeſtät Ihre Abſicht ankündigen, Madame zur Regentin zu ernennen und die Bedingungen dieſer Regentſchaft feſtzuſetzen.

Niemand kann mit mehr Schmerz, als ich, die unglückſelige Akte vom 2. Auguſt 1830 vernommen haben, in welcher Ew. Majeſtät der Krone Frankreichs entſagten. Dieſe Akte ſchien vermöge ihrer Natur keiner Zurücknahme fähig; auch wurde ſie nach Ew. Majeſtät Ankunft auf fremdem Boden nicht zurückgenommen. Es blieb Ihren getreuen Unterthanen nichts übrig, als ſich darein zu ergeben. Sie begriffen, daß Ew. Majeſtät, nachdem Sie dieſen letzten Akt des ſouveränen Willens keinem Rückhalt unterworfen, zu gleicher Zeit allen Funktionen des Königthums entſagt hatten. Deshalb habe ich in der Konferenz, von der ich ſoeben geſprochen, die Anſicht aufgeſtellt, daß Ew. Majeſtät, nachdem Sie der Krone entſagt, nicht mehr die Macht behalten konnten, Jemand zur Regentſchaft zu ernennen oder die Bedingungen derſelben feſtzuſetzen.

Es iſt wahr, daß Ew. Majeſtät eben in Ihrer Abdankungsakte den Herrn Herzog von Orleans zum Reichsverweſer ernannten, und man kann auch ſagen, daß dieſe unglückſelige Ernennung nicht angefochten worden iſt. Ich gedenke hier nicht zu unterſuchen, ob dies hätte geſchehen ſollen: im Uebrigen fehlt es unſerer Geſchichte nicht an Beiſpielen, daß die teſtamentariſchen Verfügungen unſerer Könige in Beziehung auf die Regentſchaft nach ihrem Tode nicht befolgt worden ſind. Aber wenn man auch die Gültigkeit der in der Abdankungsakte ſelbſt enthaltenen Ernennung eines Reichsverweſers als unbeſtreitbar zuließe, ſo würde daraus nicht folgen, daß man auch die Gültigkeit neuer die Regentſchaft betreffender Verfügungen des Königs aus einer ſpäteren Zeit, als ſeine Abdankung, vertheidigen könnte. Wahrhaftig, nachdem ſich der Herr Herzog von Orleans durch das Verbrechen ſeiner Uſurpation der Reichsverweſerei, welche Ew. Majeſtät ihm anvertraut, auf immer unwürdig erwieſen hatte, ſo ließ es ſich begreifen, daß der König in demſelben Augenblick, wo er dieſe

in den Konferenzen von Lucca. So kräftig ihn Herr von Metternich bei der Herzogin von Berry unterſtützte, ſo wartete ſie doch nur auf eine Gelegenheit, ihn zu entfernen.

Zu der Verlegenheit dieſer inneren Zwiſtigkeiten geſellte ſich für die Prinzeſſin die der diplomatiſchen Beängſtigungen, welche ihre Anweſenheit einflößte. Unter den kleinen Fürſten Italiens waren die Herzoge von Modena und Lucca die einzigen, welche der Mutter des Herzogs von Bordeaux eine muthvolle und offene Gaſtfreundſchaft anboten. Der König von Sardinien ſchrieb ihr liebevolle Briefe, ertheilte ihr nützliche Rathſchläge, aber alles im Geheimen. Der Herzog von Toskana verweigerte ihr die Erlaubniß, nach Piſa zu gehen, um dort die Bäder zu gebrauchen. Endlich hätte ſie beinahe den

---

Schändlichkeit erfahren, ſich in die Epoche, in welcher er die Ernennung verfügt, alſo um wenige Tage, zurückverſetzen und die nothwendige Nichtigerklärung derſelben dadurch ergänzen zu müſſen geglaubt hätte, daß er eine neue an ihre Stelle ſetzte, ohne einige inzwiſchen verfloſſene Tage in Betracht zu ziehen; aber die Fiktion, durch welche man ſich um wenige Tage zurückverſetzte, läßt ſich nicht mit der mindeſten Wahrſcheinlichkeit auf eine Friſt von mehr als einem Jahre ausdehnen, und nach einem ſo langen Stillſchweigen muß wohl die Wirklichkeit an die Stelle der Fiktion treten.

Die Wirklichkeit iſt, daß die Abdankung eines Königs in ſeiner freiwilligen Verzichtleiſtung auf die Ausübung der königlichen Funktionen beſteht, und er folglich durch dieſe Abdankung auf jede fernere Ausübung der königlichen Funktion, über die Regentſchaft zu verfügen, Verzicht geleiſtet hat. Die Verzichtung des Herrn Dauphin auf ſeine Rechte auf die Krone Frankreichs zu Gunſten ſeines Neffen gilt während der Lebensdauer Heinrichs V ſeiner gänzlichen Abdankung gleich und muß folglich in Beziehung auf die wirkliche Regentſchaft dieſelben Wirkungen haben.

Geht man von der Prüfung der Gültigkeit auf die der Zeitgemäßheit über, ſo glaube ich nicht vor der ſchmerzlichen Pflicht zurückweichen zu dürfen, zu ſagen, daß bei der dermaligen Stimmung in Frankreich die Veröffentlichung von Ordonnanzen, kraft welcher Ew. Majeſtät die Regentſchaft übertrügen und ihre Bedingungen feſtſetzten, eine unglückſelige Wirkung haben würde. Das Publikum würde darin nur eine Bemühung ſehen, die neue Regierung dem Syſtem beizugeſellen, welches die vorangegangene Regierung zu Grunde gerichtet hat.

Dieſes Syſtem hatte Jakob II in England in's Verderben geſtürzt: es beſteht in der fälſchlichen Annahme einer auf das göttliche Recht gegründeten konſtituirenden Gewalt, welche die dreifache Befugniß in ſich vereinigen würde, eine Charte zu octroyiren, ſie zu beſchwören und ſie ſpäter zurückzunehmen. Ich weiß wohl, daß Ew. Majeſtät die Charte nicht zu verletzen gewünſcht oder geglaubt haben, und daß Sie, auf die Zweideutigkeit des Artikels 14 ſich ſtützend, der Charte treu zu bleiben glaubten, ſelbſt indem Sie die Auslegung dieſes Artikels, welche Ihnen die beſte ſchien, annahmen. Ich glaube, daß Ihre Miniſter mit derſelben Aufrichtigkeit dieſelbe Auslegung angenommen haben; aber ich weiß

Schmerz erlebt, die Thore derjenigen Stadt, wo ihr eigener Bruder herrſchte, ſich verſchloſſen zu ſehen. „Wenn die Herzogin von Berry,“ hatte der General Sebaſtiani geſagt, „Neapel zum Schauplatz ihrer Intriguen zu machen gedenkt, ſo beſitzt Frankreich Soldaten, es beſitzt Schiffe, und Toulon iſt nicht weit von Neapel.“ Dieſe Aeußerung wurde der neapolitaniſchen Regierung von dem Fürſten von Caſtelcicala hinterbracht und verſetzte ſie in die lebhafteſte Unruhe. Sie wußte wohl, daß der in allem Uebrigen ſo gefällige franzöſiſche Hof nicht ermangeln würde, bei einer rein dynaſtiſchen Frage und gegenüber einer kleinen Macht Ernſt zu zeigen. Mittlerweile war der König von Neapel aus Sizilien zurückgekommen; einige ſeiner Räthe, und unter andern der Kriegsminiſter Fardella, flößten ihm Angſt

---

auch, daß dieſe Auslegung nur von einem ſehr kleinen Theil der Nation angenommen worden iſt, und daß ſie der Mehrzahl der Franzoſen allzu parador geſchienen hat und widerſprechend dem Grundprinzip der Charte ſelbſt, ſowie dem bekannten Sprüchwort, das in unſern alten Gebräuchen mit den entſchiedenen Worten ausgedrückt iſt: „**Geben und behalten gilt nicht.**“

Ich habe oft und namentlich in den hundert Tagen Gelegenheit gehabt, mich öffentlich darüber zu erklären, ob die octroyirten Verfaſſungen den Vorzug verdienen oder die abgezwungenen. Ich habe immer mit ſo viel Nachdruck, als in meinen Kräften ſtand, meine Entrüſtung gegen das unedle Syſtem der abgezwungenen Verfaſſungen ausgeſprochen und habe immer mit derſelben Wärme hinzugefügt, daß die octroyirten Verfaſſungen auf der ſicherſten Grundlage aller Bürgſchaften, der königlichen Ehre, beruhen.

Die unglückliche Kontroverſe über die Auslegung des Artikels 14 hat der Sicherheit dieſer Bürgſchaft bei den meiſten Leuten einen ſchweren Stoß verſetzt. Ich habe ſeit der letzten Revolution nicht aufgehört, die Ueberzeugung in mir zu tragen, daß das einzige Hinderniß, welches ſich der Wiedereinſetzung Heinrichs V auf den Thron ſeiner Väter und zwar durch Zuruf entgegenſtellt, die Schwierigkeit iſt, die Nation zu überreden, daß weder er, noch ſeine Mutter das Syſtem annehmen werden, welches dem König eine konſtituirende Gewalt beilegt, die auf gleiche Weiſe berechtigt iſt, eine Charte zu octroyiren, ſie zu beſchwören und in der Folge zurückzunehmen.

Die verſchiedenen, auf unſer öffentliches Recht und den Nutzen des Staates gegründeten Betrachtungen, die ich ſoeben auseinander geſetzt, haben mich veranlaßt, in den Konferenzen, welchen ich hier beigewohnt habe, die Anſicht aufzuſtellen, daß die Mutter Heinrichs V ſich ſelbſt, kraft ihres Rechts, das ihr Niemand ſtreitig machen könne, zur Regentin des Königreichs ernennen müſſe, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ſie, wenn die Stände des Reichs es verlangen, diejenigen Beſchränkungen ihrer Funktionen als Regentin annehme, welche nach gepflogenen Unterhandlungen zwiſchen ihr und ihnen paſſend erachtet würden. Ich habe zur Unterſtützung meiner Anſicht, daß Madame ſich ſelbſt als Regentin proklamiren müſſe und dies ſchon lange hätte thun ſollen, das Beiſpiel Ludwigs XVIII angeführt, welcher ſich während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII, unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XVI, als Regent

ein vor dem Kabinet der Tuilerien, und er beſchloß, ſeiner Schweſter den Zutritt in ſein Reich zu verſagen, was auch geſchehen wäre, wenn nicht der Fürſt Caſſaro Sr. ſizilianiſchen Majeſtät zu bedenken gegeben hätte, welche entehrende Feigheit ſie durch eine ſolche Weigerung beurkunden würde. Es wurde alſo Marie-Karolinen geſtattet, Neapel wieder zu ſehen. In Rom empfing der Papſt ſie mit vieler Güte; aber der öſterreichiſche Geſandte, Graf von Lützow, und nach ſeinem Beiſpiel die Geſandten von Preußen und Rußland machten ihr die Aufwartung nicht: eine abſichtliche Vernachläſſigung, wodurch ſie ſich in ihrem Stolz als Prinzeſſin und Mutter äußerſt gekränkt fühlte. In Neapel fand ſie bei ihrem Bruder ein zwar auf allerlei Arten ſich breit machendes, aber geiziges und unergiebiges Wohlwollen, und nach einem Aufenthalt, den einige Jugenderinnerungen ihrem Herzen theuer machten, kehrte ſie nach Maſſa zurück, wohin Herr von Saint-Prieſt, den ſie in Neapel getroffen hatte, mit bereitwilligem Eifer ihr folgte, und wo ſie ſich nunmehr ganz den Sorgen ihres mütterlichen Ehrgeizes hingab.

Aber was in Maſſa vorging, wurde in Holy-Rood nicht gerne geſehen, wie ſich aus verſchiedenen Schreiben des Barons von Damas und einem Briefe Karls X an ſeine Schwiegertochter entnehmen ließ. In dieſem Brief

---

proklamirte. Allerdings billigten es mehrere Perſonen nicht, und ich gehörte zu ihnen, daß der Herr Graf von Provence durch Annahme des Regententitels in die Rechte der gefangenen Königin-Mutter eingriff, und glaubten, er würde paſſender gehandelt haben, wenn er blos den Titel Reichsverweſer angenommen hätte; aber wenn ſich auch über die Paßlichkeit des Titels, den er annahm, Streitigkeiten erhoben, ſo erhoben ſich doch keine über ſein Recht, denſelben kraft eigener Vollmacht anzunehmen: man billigte es laut und einſtimmig, daß er nicht ſeine Rückkehr nach Frankreich abgewartet hatte, um als erſter Thronerbe ſein Recht zu proklamiren und ſeine Verpflichtung, ſo viel an ihm war für die Regierung des Staates zu ſorgen, ſowohl während der Dauer der Gefangenſchaft der Königin, als auch nach dem unglücklichen Ausgang dieſer Gefangenſchaft.

Ich habe es um ſo mehr für meine Pflicht gehalten, Ew. Majeſtät ehrfurchtsvoll die Anſicht auseinander zu ſetzen, welche ich in Betreff der Regentſchaft aufgeſtellt habe, als es den Mitgliedern der Konferenz verweigert worden iſt, ein Protokoll über die Anſichten aufzunehmen, welche ſie über dieſen Punkt ausgeſprochen haben.

Ich bin, Sire,

Ew. Majeſtät,

Mit der tiefen Verehrung, welche ich für Sie hegte, als ich es wagte, mich unter die Zahl Ihrer getreueſten Unterthanen zu rechnen,

Unterwürfigſter, gehorſamſter und ergebenſter Diener,

Graf **F. von Kergorlay.**

Aus den Bädern von Lucca, den 29. September 1831.

ſagte der alte König, Madame's Platz ſei in Holy=Rood bei ihren Kindern; auch kündigte er ihr ſeinen Entſchluß an, Herrn von Blacas abzuberufen, bis er der Herzogin von Berry ſelbſt den Befehl zuſchicke, zurückzukehren. Und gleichwohl datirte ſich die Erhebung der Herzogin von Berry zur Regentſchaft vom Monat März 1831.*)

Auf der andern Seite wurde der kleine Hof zu Maſſa von den Verſuchen in Kenntniß geſetzt, welche die Rathgeber Karls X bei der Konferenz in London machten; man wußte, daß der Baron von Damas von Edinburgh abgereist war, um vor den Mitgliedern der Konferenz und im Namen Karls X die Sache des jungen Heinrich zu verfechten. In dieſer Lage wünſchte der Marſchall Bourmont, der Hof von Maſſa ſolle es nicht verabſäumen, ſich in London durch einen Agenten vertreten zu laſſen, welcher den Auftrag hätte, die Schritte der Abgeſandten von Holy=Rood, inſofern ſie nicht ganz genehm wären, zu neutraliſiren. Die Sendung war delikat, und man hatte davon geſprochen, ſie Herrn von Saint=Prieſt, vormaligem Geſandten in Madrid, einem gewandten und gemäßigten Manne, anzuvertrauen. Aber Herr von Saint=Prieſt war der Meinung, bevor die Herzogin von Berry Geſandte bei den Mächten beglaubige, müſſe ſie ihre Stellung und Herrſchergewalt klar und deutlich feſtſetzen laſſen.

Unter allen Umſtänden war es unumgänglich nothwendig, Herrn von Blacas zu entfernen. Nach langen Bedenklichkeiten, welche bei der Prinzeſſin ihre Quelle in der Furcht hatten, Karl X zu mißfallen, entſchloß man ſich zu folgender Maßregel. Die Herzogin von Berry ſtellte dem Herzog von Blacas in einem feſten und gemeſſenen Briefe vor, daß die gleichzeitige Exiſtenz zweier Mittelpunkte der Handlung, des einen in Schottland und des andern in Italien, unermeßliche Uebelſtände mit ſich führe; daß die größte Einigkeit die Bemühungen der Royaliſten beherrſchen müſſe, und daß ſie für ihre Perſon unerſchütterlich entſchloſſen ſei, auf dem Poſten zu bleiben, welchen ihr die theuerſten Intereſſen ihres Sohnes anweiſen. Schließlich erbat ſie ſich's von ihm als einen Freundſchaftsdienſt, daß er nach Schottland reiſe und alle dieſe Gegenſtände der Berückſichtigung zur Kenntniß Karls X bringe. Der Herzog unterwarf ſich und einige Zeit darauf befand er ſich auf dem Wege nach Edinburgh.

*) Folgendes iſt der Inhalt der Akte, welche Herrn Feuillant anvertraut wurde:

„Der Graf von . . . ., welchen wir zum Chef der bürgerlichen Behörde in den Provinzen ernannt haben, wird ſich mit den vornehmſten Militärchefs dahin vereinigen, im Augenblicke der Waffenergreifung eine Proklamation zu Gunſten Heinrichs V abzufaſſen und zu veröffentlichen, worin man ankündigen wird, daß Madame, Herzogin von Berry, während der Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes, Regentin des Königreichs ſein wird. Denn das iſt Unſer Wille.

„Edinburgh, 8. März 1831.

„Unterzeichnet: **Karl.**“

Auf dieſe Art von einer läſtigen Vormundſchaft befreit, verfolgte Marie-Karoline ihr Unternehmen mit einer Konſequenz und Willenskraft, die bei einer Frau, zumal da ihr ſo zahlreiche Hinderniſſe im Wege lagen, wirklich überraſchen konnten. Die Korreſpondenzen mit dem Süden und der Vendee wurden mit verdoppelter Thätigkeit fortgeführt. Der Herzog von Escars durchreiste die ſüdlichen Provinzen, wo er den Befehl übernehmen ſollte; Proklamationen und Ordonnanzen wurden vorbereitet;*) eine von Maſſa aus datirte

*) **Proklamation J. K. H. der Regentin des Königreichs.**

Soldaten!

Eine unſelige Revolution hat die Familie ſeiner Könige gewaltſam von Frankreich getrennt; dieſe Revolution iſt ohne euch gemacht worden; ſie iſt gegen euch gemacht worden; denn ihr ſeid treu der Pflicht und der Ehre; ihr habt euch nur aus Nothwendigkeit unterworfen: euere Herzen haben der Uſurpation nicht angehangen.

Soldaten, die Intereſſen des Vaterlandes führen mich in euere Mitte zurück, die Enkelin Heinrichs IV kommt, euere Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen. Sie erbittet ſich dieſelbe im Namen der Leiden Frankreichs, im Namen euerer in Trauer verſenkten Familien; euerer Liebe, der Liebe aller guten Franzoſen, und nur allein den Franzoſen will Heinrich V ſeine Krone verdanken. Franzöſin und Mutter, vertraue ich die Zukunft Frankreichs und die Rechte meines Sohnes euch an. Die uſurpatoriſche Regierung ruft euch jetzt zu ihrer Vertheidigung und noch vor kurzem beleidigte ſie euch . . . . . Ihr werdet es nicht vergeſſen haben, Soldaten der ſpaniſchen Armee, ſie iſt es, welche die euern Siegen errichteten Denkmäler zerſtört hat. Soldaten unſerer afrikaniſchen Legionen, die legitime Monarchie bereitete euch Triumphbögen und Belohnungen, die Revolution hat euere Dienſte verkannt und euch mit ihren Verläumdungen verfolgt; das ſind keine Franzoſen, dieſe Leute, denen der Ruhm der franzöſiſchen Thaten läſtig iſt; trennet euch von ihrer ehrloſen Sache, ſammelt euch um die weiße Fahne, ſie iſt die Fahne euerer Väter, ſie iſt die eurige; ſie iſt das glorreiche Banner, das unſere ſchönſten Provinzen erobert oder zu erhalten gewußt hat, das in allen Theilen der Welt geehrt und auf allen Meeren hochgeachtet iſt: ihr habt es noch jüngſt an den Säulen des Herkules, auf den Trümmern von Athen, auf den Wällen Algiers aufgepflanzt.

Frankreich und Europa ſchicken ſich an, es von Neuem zu begrüßen, als eine Bürgſchaft der Sicherheit, als die Fahne der Ehre und des Muthes. Soldaten, euere Rechte werden anerkannt werden, das edle Waffenhandwerk wird ſeinen Rang wieder einnehmen, eure Beförderung, euere ſo wohlverdienten Vortheile werden euch zurückgegeben oder erhalten werden; Heinrich V wird das Verdienſt und die Ergebenheit belohnen, wird alle Dienſte anerkennen und alle ehrenwerthen Fähigkeiten aufſuchen.

Ich trete vertrauensvoll in euere Mitte: ihr werdet Waffen haben gegen die Feinde des Staats, ihr habt keine gegen euere Brüder, gegen die Tochter euerer Souveräne, gegen ein Kind, das ihr zur Welt kommen ſahet, den rechtmäßigen Erben von fünfunddreißig Königen; ſo kommt denn herbei, die Liebe zum Vaterlande vereinige euch mit der Mutter Heinrichs V, ihr werdet mich

Verfügung ſetzte in Paris eine proviſoriſche Regierung nieder, welche Herrn von Chateaubriand, Herrn von Kergorlay, den Herzog von Belluno, Herrn von Latour=Maubourg zu Mitgliedern haben ſollte, und zu deren Sekretär Herr von Floirac ernannt wurde;*) endlich eröffnete man mit gewiſſen Häuptern der bonapartiſtiſchen Partei eine Unterhandlung, die etwas ausführlicher berichtet zu werden verdient, weil ſie zeigt, was dazumal die geheimen Gedanken Oeſterreichs waren.

Die erſte Nachricht von der Julirevolution hatte den Fürſten von Metternich ſchmerzlich berührt. Aber als dieſe Kunde ihm zukam, befand er ſich in Karlsbad mit dem Grafen von Neſſelrode. Nun hatte der Graf von Neſſelrode in Folge einer irrigen Deutung der Geſinnung ſeines Herrn die Anſicht ausgeſprochen, Rußland werde nach dem Beiſpiele Englands die franzöſiſche Regierung anerkennen, und der Fürſt von Metternich zitterte, Oeſterreich möchte den Angriff der franzöſiſchen Revolution allein auszuhalten haben. Bald wurde er enttäuſcht durch den Grafen Orloff, der von Sankt=Petersburg abgeſandt worden war, um ſich mit dem öſterreichiſchen Kabinet zu verſtändigen. Aber es war nicht mehr Zeit. Es hatte alſo ſehr wenig gefehlt, ſo wäre Ludwig Philipp von Oeſterreich nicht anerkannt worden, und der Fürſt von Metternich hatte ſich nicht geſcheut, zu dem General Belliard in ſeiner Abſchiedsaudienz zu ſagen: „Der Kaiſer verabſcheut, was ſo eben in Frankreich geſchehen iſt. Er hegt den feſten Glauben, daß die dermalige Ordnung keinen Beſtand haben kann. Auf gleiche Weiſe iſt er

---

an der Spitze der Tapfern finden, die mit gewaffneter Fauſt in dem dankbaren Vaterlande erſcheinen; kommt alle herbei, vermiſchet euch mit der getreuen Bevölkerung, die ſich unſern Schritten entgegendrängt, und, wie ſie, wiederholet mit Begeiſterung den Frankreich ſo theuern Ruf:

Es lebe der König! Es lebe Heinrich V!

Gegeben den 1832.

Für den König, die Regentin des Königreichs,

Marie=Karoline.

(Beweisſtücke, bezüglich auf den Prozeß der Paſſagiere des Carlo=Alberto in Montbriſon.)

*) **Ordonnanz, verfügend die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung in Paris:**

„Wir, Marie=Karoline, Regentin des Königreichs,

„In Betracht der Schwierigkeit der Umſtände und der Gefahren, welche Frankreich bedrohen würden, wenn in dieſem Augenblicke der Kriſis die Rechte und Intereſſen Aller nicht unter den Schutz der geſetzlichen Behörde geſtellt würden, welche den Leiden des Vaterlandes allein ein Ziel ſetzen kann; durchdrungen von der Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, in Paris eine proviſoriſche Regierung zu organiſiren, die in unſerer Abweſenheit und im Namen

überzeugt, daß das Haupt der neuen Regierung und ſeine Miniſter nicht an dieſer Wahrheit zweifeln. Sie werden alſo mit Aengſtlichkeit nach den Mitteln ſuchen müſſen, ſich möglichſt lange zu behaupten, und dieſe Mittel werden ſie nur finden können, wenn ſie zu den Regeln und den Grundſätzen zurückkehren, auf welchen alle Regierungen beruhen.“ Alſo hatte Oeſterreich die franzöſiſche Regierung nur in der Hoffnung anerkannt, durch ſie zur Vernichtung des revolutionären Prinzips zu gelangen. Als das öſterreichiſche Kabinet ſah, daß das Palais-Royal mit Beharrlichkeit auf dieſes Ziel losſchritt, und als es an Ludwig Philipps Entſchloſſenheit, die Verträge von 1815 unangetaſtet zu behaupten, nicht mehr zweifeln konnte, hatte es ſich ſogar auf den Standpunkt geſtellt, daß es die Befeſtigung Ludwig Philipps auf dem Throne als eine Bürgſchaft der Sicherheit für das monarchiſche Europa betrachtete. Das Prinzip der Uſurpation hatte nicht aufgehört, in Wien verwünſcht zu werden, aber man wünſchte ſich daſelbſt Glück zu der beſonnenen Nüchternheit des Mannes, welchen man den Uſurpator nannte. Daher die Weigerung, irgend ein Unternehmen gegen die franzöſiſche Regierung zu unterſtützen. Prätendenten in der Reſerve zu halten, um Ludwig Philipp nöthigenfalls damit zu bedrohen, und dieſen Prätendenten unter tauſend gleißneriſchen Rückſichten eine ſorgfältig berechnete Unthätigkeit aufzuerlegen, das war die gedoppelte Seite der öſterreichiſchen Politik in Beziehung auf die Dynaſtie Orleans.

Verſchiedene Umſtände hätten, wenn ſie nicht bis jetzt im Geheimen gehalten worden wären, das wahre Weſen dieſer Politik aufgedeckt.

---

unſeres vielgeliebten Sohnes, Heinrichs V, die geeignetſten Maßregeln ergreifen kann, um die Wiederherſtellung der Ruhe und der Ordnung zu ſichern;

„Zu gleicher Zeit wünſchend, daß dieſe wichtigen Funktionen nur Männern anvertraut werden, welche ſich durch ihre Liebe zum allgemeinen Beſten empfehlen;

„Handelnd endlich kraft unſerer Vollmachten als Regentin des Königreichs;

„Haben wir verordnet und verordnen wie folgt:

„Art. 1. Vom Datum der Publikation gegenwärtiger Ordonnanz an iſt eine proviſoriſche Regierung in Frankreich eingeſetzt, um daſelbſt für die Anerkennung und Proklamirung der Gewalt unſeres vielgeliebten Sohnes, Heinrichs V, zu ſorgen, und dieſelbe während unſerer Abweſenheit in unſerem Namen auszuüben.

„Art. 2. Der Marquis von Paſtoret, der Herzog von Belluna, der Vicomte von Chateaubriand und der Graf von Kergorlay ſind zu Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung ernannt; in Abweſenheit eines von ihnen ſind die andern Mitglieder ermächtigt, für ſeine Erſetzung Sorge zu tragen.

„Art. 3. Der Graf von Floirac iſt zum Sekretär der proviſoriſchen Regierung ernannt und wird die Funktionen als ſolcher unter der Leitung der Mitglieder beſagter Regierung ausüben.

„Gegeben zu Maſſa, den 5. Februar 1832.

„Die Regentin des Königreichs.“

Es befand ſich damals in der Schweiz ein General des Kaiſerreichs. Feindſelig geſtimmt gegen die Regierung, welche in Frankreich obgeſiegt, ließ dieſer General durch Vermittlung des Herrn von Bombelles dem Fürſten von Metternich verſchiedene Vorſchläge vorlegen, die ſich auf die Wiedereinſetzung des Herzogs von Reichſtadt bezogen, und denen er einen Konſtitutionsplan für das Kaiſerreich beifügte. Aber der Fürſt von Metternich verſchloß dieſen Vorſchlägen nicht nur ſein Ohr, ſondern theilte ſie auch einem Korreſpondenten der Herzogin von Berry mit, und dies war der Ausgangspunkt der Unterhandlung, von welcher wir geſprochen haben. Der Hof von Maſſa nahm keinen Anſtand, ſich mit einigen Bonapartiſten in Beziehung zu ſetzen, da beide Theile den gemeinſamen Plan hatten, Ludwig Philipp zu ſtürzen. Aber es hielt ſchwer, ſich zu verſtändigen: die einen wollten nichts verſuchen, außer mit der dreifarbigen Fahne; der Hof von Maſſa konnte nicht auf die weiße Fahne verzichten. Die Unterhandlungen führten zu folgender Note:

„Aus Achtung für die Geſinnungen, welche Sie gegen uns ausgeſprochen haben, nehmen wir Sie an und geben Ihnen vollſtändige Freiheit, mit den Ihrigen für den beſchloſſenen und in der Note vom 19. November näher auseinandergeſetzten Zweck zu handeln; in welcher Note wir trotz der Erklärung, daß wir uns über die Farbe der Fahnen nicht vereinigen können, verſprochen haben, was wir jetzt auf's Neue verſprechen, alle diejenigen aufzunehmen und ihre Dienſte anzuerkennen, die im Intereſſe Frankreichs dafür kämpfen würden, Heinrich V wieder auf den Thron zu ſetzen."

„**Marie=Karoline.**"

Eine ſolche Sprache gefiel den Bonapartiſten, an welche ſie gerichtet wurde, ganz und gar nicht. Einer von ihnen erklärte ſich darüber in kräftigen Ausdrücken: „Die Weißen," ſagte er, werden immer eine ſchlechte Freude an den Blauen haben. Dies iſt ein neuer Beweis."

Während dieſer Zeit ließ Herr von Metternich der Herzogin von Berry ſchreiben, ihr Aufenthalt in Maſſa ſei gefährlich; die franzöſiſche Regierung habe ein Auge auf alle ihre Schritte; ſie müſſe fürchten, der Sache ihres Sohnes durch die Verwegenheit ihrer Pläne zu ſchaden; dieſe Sache werde unausbleiblich bloßgeſtellt, wenn ſie ihren Feinden Gelegenheit verſchaffe, ſich einer koſtbaren Geißel zu bemächtigen u. ſ. w....... Herrn von Metternichs ganze Politik lag in dieſen Warnungen, deren Egoismus nur ſchlecht durch ihre Klugheit verdeckt wurde.

Die Herzogin von Berry durfte alſo auf das Wiener Kabinet nicht rechnen. Beſſere Hoffnung ſetzte ſie auf das von Madrid, wo ſie in der Königin Chriſtine eine mächtige Unterſtützung hatte; aber Herr von Saint=Prieſt machte ihr ohne Mühe begreiflich, die ſpaniſche Regierung ſei zu ſchwach, um wirkſam

einſchreiten zu können; die Verdienſtlichkeit des Reſultats würde hier die Gehäſſigkeit des Prinzips nicht aufwägen; es thue vor allem Noth, die Schmach und die Gefahr einer dritten Invaſion zu vermeiden; um der Sache nützlich zu dienen, müßte die in Valladolid organiſirte Legion aus franzöſiſchen Soldaten zuſammengeſetzt und von franzöſiſchen Offizieren befehligt ſein; mit einem Wort, es ſei von der größten Wichtigkeit, daß kein Spanier die Grenze überſchreite. Dieſe Anſicht gewann die Oberhand, und Herr von Saint-Prieſt wurde ermächtigt, in dieſem Sinn an den Vertreter des kleinen Hofes von Maſſa in Spanien zu ſchreiben. Die betreffenden Inſtruktionen lauteten folgendermaßen:

„Zwei Sachen in Ihrem Berichte haben meine Aufmerkſamkeit beſonders rege gemacht: was Sie von der Fremdenlegion ſprechen und von der Weigerung, **Madame** in Spanien einzulaſſen;

„In Beziehung auf den erſten Punkt iſt es ſehr weſentlich, daß Sie ſich auf's Genaueſte über die Stärke dieſes Corps und über ſeine Zuſammenſetzung unterrichten. Wenn es wirklich aus Franzoſen gebildet iſt und wenn es zum mindeſten einige hundert Mann zählt, ſo könnte es ſehr nützlich ſein für den Fall, daß **Madame** ſo glücklich wäre, eine große Bewegung im Süden zu bewerkſtelligen; aber zu dieſem Behufe müßte die ſpaniſche Regierung erlauben, daß man es in die Nähe der Grenze brächte, ſo daß es durch das Arriègethal operiren könnte..... So wünſchenswerth inzwiſchen dieſe Mitwirkung wäre, ſo verheimlicht ſich **Madame** dennoch ihre Schwierigkeiten nicht. Auf der einen Seite iſt es zweifelhaft, daß die ſpaniſche Regierung Ihnen dieſe Ermächtigung ertheilt; auf der andern müßte, wenn dieſe Diverſion nützlich werden ſollte, dieſes Corps wirklich aus Franzoſen zuſammengeſetzt ſein und nur unter Ihrem Befehl und unter der weißen Kokarde handeln. **Madame** hat wirklich nicht im Sinne, eine fremde Einſchreitung in Anſpruch zu nehmen. Sie wünſcht und hofft, dieſelbe vermeiden zu können, und wenn ſie eine Unterſtützung dieſer Art verlangen müßte, ſo würde ſie ſich an andere Mächte wenden, als an Spanien. Es darf alſo kein ſpaniſcher Soldat die Grenze überſchreiten. Wollen Sie das nicht aus dem Auge verlieren. Alle Ihre Schritte müſſen ſich darauf beſchränken, eine beſſere Verwendung der Fremdenlegion und für den Fall des Mißlingens eine Zufluchtsſtätte auszuwirken."

Herr von Saint-Prieſt hätte mehr gewünſcht. Er dachte mit Recht, da man darauf verzichte, das Ausland um Hülfstruppen anzugehen, ſo ſei es wenigſtens unnöthig, mit den Mächten irgend diplomatiſche Beziehungen zu unterhalten. Aber dieſe Anſicht theilte weder der König von Sardinien noch der Marſchall Bourmont. Ein Sohn des Marſchalls wurde alſo zu

dem Prinzen von Oranien, und Herr von Choulot zu dem Kaiſer von Rußland geſandt.

Herr von Bourmont Sohn war beauftragt, dem Kronprinzen von Holland die Entwürfe und Hoffnungen der Herzogin von Berry mitzutheilen, welche, die durch die belgiſchen Fragen aufgeregten Schwierigkeiten wohl kennend, auf eine Diverſion rechnete, die geeignet wäre, die Truppen Ludwig Philipps nach der nördlichen Grenze zu locken. Der Prinz von Oranien war ſehr verwundert über das Vertrauen, welches die Herzogin von Berry in die Kräfte der legitimiſtiſchen Partei ſetzte, und man konnte ihm nur die Worte entreißen: „Wir unſeres Theils ſind bereit.“

Was Herrn von Choulot betrifft, ſo verdankte er es nur ſeiner kraftvollen Beharrlichkeit, daß er bei dem Kaiſer von Rußland vorgelaſſen wurde. Die ſorgfältigſten Vorſichtsmaßregeln waren ergriffen worden, um dem diplomatiſchen Corps das Geheimniß dieſer Unterredung zu entziehen. Der Kaiſer nahm Herrn von Choulot freundlich auf, und als er erfuhr, welches die Pläne und die Streitmittel der Herzogin von Berry ſeien, verſprach er die moraliſche Unterſtützung, um die man ihn erſuchte, und ließ ſich frei über ſeine Beſchwerden gegen Ludwig Philipp aus, fügte aber hinzu, die Hände ſeien ihm gebunden durch die Aengſtlichkeit des Berliner Kabinets ſo wie durch das Schwanken Oeſterreichs.

Solcher Art war der legitimiſtiſchen Partei gegenüber die Stimmung der abſolutiſtiſchen Monarchien des Kontinents. Handelte man außerhalb ihres Einfluſſes, ſo ſetzte man ſich der Gefahr aus, ſie zu erbittern; unterzog man ſich dieſem Einfluſſe, ſo lief man Gefahr, die Sache Heinrichs V zu entehren. Eine unglückſelige Alternative, welche ſich für die Mutter des Prätendenten mit tauſend Gefahren und tauſend Hinderniſſen verwickelte. Das Schickſal der Verſchwörung in der Straße des Prouvaires hatte wirklich die Royaliſten entmuthigt und einige von ihnen bloßgeſtellt. Die Rolle, welche ein dem Marſchall Bourmont ergebener Mann bei dieſer Angelegenheit geſpielt, war die Quelle der verdrießlichſten Mißhelligkeiten geworden und hatte den Herzog von Belluno ſchwer beleidigt. Herr von Chateaubriand hatte, ohne eine beſtimmte Einwilligung erlangen zu können, die Erlaubniß nachgeſucht, ſich zu Madame nach Italien zu verfügen, wo man ihm, wie er wußte, wegen einiger Ausdrücke in ſeinen letzten Schriften grollen konnte, z. B. wegen der Erklärung, daß er den Fremdling bekämpfen würde, und ſollte der Fremdling Heinrich V in ſeinen Armen zurückbringen. Ihrerſeits verſäumten die royaliſtiſchen Comités in Paris nichts, um die Bewegung zu hemmen; der Süden war unſchlüſſig; die Berichte über den Stand der Vendee lauteten widerſprechend und verkündeten abweichende Anſichten unter den verſchiedenen Häuptern des Heeres: die einen, wie Herr von Charette,

verwarfen jede fremde Einſchreitung; die andern, wie Herr von Coislin, waren der Meinung, „es werde vielleicht, wenn man Geduld habe zu warten, der Tag kommen, wo man alles durch Frankreich und nichts durch den Fremdling thun könne, was allerdings weit beſſer wäre; allein dieſer Tag ſei nun einmal noch nicht gekommen.“

Im Uebrigen hinderten dieſe Mißhelligkeiten nicht, daß man im Weſten heimlich alle Vorbereitungen zu einem bevorſtehenden Aufſtande traf, und wenn in einigen Gegenden falſche Schritte gethan, ungenügende Maßregeln ergriffen wurden, ſo war dagegen in andern Gegenden die Organiſation wahrhaft furchtbar. So hatte man in der einzigen Landſchaft, die zwiſchen der Sarthe und der Mayenne liegt, in kurzer Zeit ſechsundzwanzig Kompagnien von je fünfzig Mann zuſammengebracht, die ſämmtlich gut mit Flinten verſehen waren, über 20,000 Patronen zu verfügen hatten und nur noch des Signals harrten.

Man mußte dieſer Lage ein Ende machen, denn ſie trug den Keim zu allen Unordnungen in ihrem Schooße, und die Szenen, welche daraus entſtanden, hatten etwas Schreckliches. Die Waffenergreifung war noch nicht befohlen, als in dieſem hartgeſchlagenen Lande der Bürgerkrieg überall bereits mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge von Mordſzenen und Treuloſigkeiten erſchien. Wüthend gemacht durch die Gefahr, kannten die Anhänger der neuen Regierung kein Mitleid für ihre Feinde. Die Hausſuchungen wurden in's Unendliche vervielfältigt und verbreiteten Schrecken im Schooße der Familien; die Chouansjagd wurde mit leidenſchaftlicher Thätigkeit getrieben. Aber ſie ſelbſt hatten ſich der ſtrafbarſten Angriffe ſchuldig gemacht und übten jetzt ſchauderhafte Repreſſalien: hier waren es Gendarmen, welche ſie im Winkel eines Waldes oder an der Biegung eines Weges niedermachten; dort Diligencen, welche ſie auf der offenen Heerſtraße anhielten; weiterhin Beamte, welche ſie nöthigten, ihnen Lebensmittel oder Waffen zu liefern. Die Beſchädigung der Monumente von Quiberon und Savenay, die Verſtümmelung der Statue Cathelineau's auf Befehl der Behörde, die Beſchimpfungen, welche der Bildſäule des Jagdhüters Stofflet im Schloßhofe von Maulevrier widerfuhren, die Entwaffnung, welche in den Hütten bewerkſtelligt wurde, alles das hatte die Feindſeligkeiten vergiftet, hatte ſie grauſam und unerbittlich gemacht. Es würde zu weit führen, hier die Verbrechen aufzuzählen, welche in dieſem Gemenge der Leidenſchaften begangen wurden und ſich mit einer unheilſchwangern Strafloſigkeit deckten. Nicht weit von Ancenis wurde ein junger Widerſpenſtiger, Namens Bernard, von Gendarmen ermordet, als er eben Schlingen legte, um Rebhühner zu fangen. Ein anderer Widerſpenſtiger von der Bande Diot's wurde arbeitend auf dem Felde ſeines Vaters getroffen; man konnte ihn verhaften, aber man erwürgte ihn. Ein Einwohner

von Saint=Julien wurde an einen Baum gehängt von einem Offizier, der ihn im Verdacht hatte, Kamaſchen für die Chouans zu machen. Rührende Epiſoden miſchen ſich in die Erzählung dieſer Gräuel. Ein Bandenhäuptling, Delaunay, war von einer tödtlichen Krankheit überfallen worden; man hatte ihn auf einen Pachthof gebracht, wo er die Tröſtungen der Religion empfing, als man das Anrücken der Soldaten meldete. Die Bauern beeilten ſich, den Sterbenden in einen Teppich zu hüllen, und legten ihn mitten auf einem Ginſterfeld in einen dichten Weißdornbuſch. Hier ſtieß er nach langem, einſamem Todeskampfe den letzten Seufzer aus. Es war dies ein Greis und ſein Teſtament begann mit den Worten: „Meine vielgeliebten Kinder, ich hinterlaſſe euch ſtatt meines Vermögens den Eifer, der es vernichtet hat."

So ſtanden die Sachen, als für die Herzogin von Berry die Nothwendigkeit eintrat, entweder mit Beſtimmtheit auf ihr Unternehmen zu verzichten, oder ſich unverzüglich nach Frankreich zu verfügen und dort ihr Glück zu verſuchen. Sie entſchloß ſich zum letztern. Man hatte ſchon für die Zeit nach dem Kampfe geſorgt, und folgendes ſind in kurzen Worten die Grundlagen der Regierungsform, welcher Marie=Karoline in Vorausſicht eines vollſtändigen Sieges Geltung zu verſchaffen ſich vornahm.

Man hätte mit den nöthigen Abänderungen das Inſtitut der Stände und das der Provinzialverſammlungen wieder in's Leben gerufen. Die Stände wären aus zwei Kammern zuſammengeſetzt worden. Man hätte in allen Provinzen Pairs ernannt, die ihren Sitz in den Provinzialverſammlungen gehabt und eine gewiſſe Anzahl aus ihrer Mitte abgeordnet hätten, um die erſte Kammer der Stände zu bilden. Dieſe Pairs gedachte man Reichsbarone zu nennen, ein Titel, der mit den alten Gebräuchen übereinſtimmte und in den Augen Marie=Karolinens das Verdienſt hatte, an die Barone von Sizilien zu erinnern. Die Reichsbarone wären von dem Könige unter den Notabilitäten der Provinz ernannt worden, jedoch mit der Beſchränkung, daß die Würde ſich geſetzlich an gewiſſe Funktionen geknüpft hätte; die Frage der Erblichkeit hatte man ſich ſonſt vorbehalten. Die Biſchöfe, die erſten Präſidenten des königlichen Gerichtshofs wären geſetzliche Mitglieder der Provinzialverſammlungen geweſen. Nur hätte ſich die Baronie an die Stelle geknüpft und nicht an die Perſon. Bei der Einberufung der Stände wäre ein Drittheil oder Viertheil der Barone aus der Provinz durch das Loos und zwar der Reihe nach erwählt worden, um die erſte Kammer der Stände zu bilden, und das Vorrecht, geſetzlich darin zu ſitzen, wäre den Marſchällen von Frankreich, den Kardinälen, den Erzbiſchöfen, den Präſidenten der Kaſſationsgerichte und der Rechnungskammern, den Titularen der großen Würden der Krone, welche letztere ſich auf vier reduzirt hätten, übertragen worden. Für die Zuſammenſetzung der Provinzialverſammlungen nahm man das Prinzip

der Wahl in verſchiedenen Graden an. Ein vom König ernannter Gouverneur, unter deſſen Befehlen zugleich der Generalintendant und der Kommandant der Truppen geſtanden wären, hätte die Provinzialverſammlung präſidirt und ſie nöthigenfalls im Kreiſe ihrer Befugniſſe erhalten. Es waren dies freilich nur flüchtige Skizzen. Wenn ſie einmal in Frankreich wäre, ſo wollte die Herzogin von Berry ausgezeichneten Männern das Geſchäft übertragen, die verſchiedenen Theile der Konſtitution in's Gleichgewicht zu bringen. Aber in den Augen der Rathgeber Marie-Karolinens war der weſentlichſte Punkt der, zur Dezentraliſation zu gelangen, ohne das gemeinſchaftliche Band allzu ſchwach zu machen.

Zu gleicher Zeit wurde vorgeſchlagen und ſo gut als zum Beſchluſſe erhoben, daß die königliche Garde wieder hergeſtellt, die Schweizerregimenter aufgehoben und durch zwei neue Regimenter Infanterie erſetzt, das Genie und die Marine der Vorrechte der Garde theilhaftig gemacht, die vier Kompagnien Leibwache auf eine einzige reduzirt und für den innern Dienſt des Pallaſtes ein Bataillon Garde zu Fuß formirt werden ſolle, das ſeine Rekruten aus den Korporälen und Unteroffizieren der Garde zu Fuß bezogen hätte. Im Haushalt des Königs mußten Reformen eingeführt werden. Es wurde als Prinzip feſtgeſetzt, daß die Kammerherren- und Stallmeiſter-Stellen keinen Gehalt mehr tragen; daß die Pagen nicht mehr auf Koſten des Königs erzogen; daß die Unterſtützungen für die Theater aufgehoben; daß die dem Kabinet des Königs beigegebenen Künſtler nicht mehr beſoldet; daß das Dienſtperſonal um mehr als die Hälfte reduzirt werden ſolle; daß man ſtatt einer bei jedem Regierungswechſel zur Abſtimmung gebrachten Civilliſte von den Ständen eine fixe Dotation auswirken ſolle, beſtehend außer den Domänen und Waldungen aus zehn oder zwölf Millionen Renten, welche dem König gehören, aber unveräußerlich und von der Schuldentilgungskaſſe zu beziehen wären. Um die Throngelangung Heinrichs V populär zu machen, hätte man die Abgaben vom Wein und vom Salz aufgehoben,*) jedoch mit dem

---

*) **Ordonnanz wegen der Weine und des Salzes.**

Heinrich V von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unſern Gruß:

In Betracht, daß ſich ſeit mehreren Jahren Beſchwerden über die Art der Erhebung der Weinſteuer und über die dadurch entſtehende Ungleichheit der Laſten für die Steuerpflichtigen erhoben haben; mit dem Wunſch, dieſen dem Handel und der Konſumtion gleich ſchädlichen Hemmungen ein Ende zu machen; desgleichen in Berückſichtigung der nicht minder gerechten Klagen über den unmäßigen Betrag der Gebühren für die Gewinnung des Salzes, und mit dem Wunſche, dieſem Zweig der Induſtrie alle Entwicklungen, deren er fähig iſt, zu geben, durch Eröffnung neuer Märkte für die beſagte Waare;

Vorbehalt, ſie ſpäter durch weniger verabſcheute Steuern zu erſetzen. Im Prinzip erklärte man alle Akte der Regierung Ludwig Philipps als Akte der Uſurpation und folglich als nichtig, behielt ſich aber vor, das Prinzip allen nothwendigen Abänderungen zu unterwerfen. Was die perſönlichen Güter Ludwig Philipp's betraf, ſo ſollten ſie mit Sequeſter belegt werden, bis die Stände darüber entſchieden hätten.

In Beziehung auf Maßregeln der Rache und der Reaktion ging die herrſchende Meinung in Maſſa dahin, daß man dieſelben ſorgfältig vermeiden müſſe. Als ſich die Herzogin von Berry eines Tages bei der Berathung dieſes Punktes eine Geberde erlaubt hatte, worin ſich Groll ausſprach, faßte Herr von Kergorlay ſie lebhaft am Arme und ſagte zu ihr: „Ich bitte Sie inſtändig, Madame, keine ſolche Geberde mehr zu machen.“

Das Loos war geworfen: die Abreiſe war auf den 24. April feſtgeſetzt worden. Man verſäumte nichts, um ſich mit dem nöthigen Geheimniß zu umgeben. Am 22. hatte die Herzogin von Berry dem Herzog von Modena geſchrieben. Man ſchützte eine Reiſe nach Florenz vor; aber ein Theil von denen, die ſich mit der Prinzeſſin einſchiffen ſollten, begab ſich heimlich nach Livorno. Am 24. mit Einbruch der Nacht hielt ein Wagen, der aus dem herzoglichen Pallaſte kam und mit vier Poſtpferden beſpannt war, nicht weit vom Thore von Maſſa an einer Stelle an, wo die Mauer einen ſehr dichten Schatten wirft. In dieſem Wagen ſaßen die Herzogin von Berry, Frau von Podenas, Fräulein Lebeſchu und Herr von Briſſac. Den Augenblick benutzend, wo der Poſtillon nur mit ſeinen Pferden beſchäftigt war, öffnete ein Lakai den Schlag; die Kammerfrau der Frau von Podenas ſtieg in den Wagen, Marie-Karoline, Fräulein Lebeſchu und Herr von Briſſac ſtiegen aus; dann wurde der Schlag geſchloſſen, die Pferde liefen Florenz zu, ohne daß der Poſtillon das Mindeſte gemerkt hatte, und während die Prinzeſſin längs der Mauer hinſchleichend nach dem Einſchiffungsort eilte. Abends elf Uhr fanden ſich die Herzogin von Berry und ihre Gefährten alle

---

Auf den Rath Unſerer vielgeliebten Mutter haben Wir verordnet und verordnen wie folgt:

Art. 1. Abgeſchafft ſind vom heutigen Tage an die von der Umſetzung der Weine und dem Detailverkauf bezogenen Gebühren (gemeiniglich bekannt unter dem Namen: droits réunis.)

Art. 2. Vom 1. Januar 1833 an wird die auf die Gewinnung des Salzes geſetzte Abgabe auf zehn Franken vom metriſchen Quintal ermäßigt werden.

Gegeben zu den 1832,

Für den König: die Regentin des Königreichs,

Marie-Karoline.

(Beweisſtücke bezüglich auf den Prozeß der Paſſagiere des Carlo-Alberto, in Montbriſon.)

beiſammen auf dem Ufer. Der Major der Truppen, den man, wie auch den Chef der Polizei, in das Geheimniß hatte einweihen müſſen, ließ eine Schiffslaterne bringen und empfahl das größte Stillſchweigen, denn alles war verloren, wenn man die Soldaten und die Zollwächter, die in der Nähe ſchliefen, geweckt hätte.

Man erwartete, um ſich einzuſchiffen, den Carlo=Alberto, ein kleines, im Jahre 1831 auf Marie=Karolinens Rechnung gekauftes Dampfboot, das Herr Adolph Sala, ein ehemaliger Gardeoffizier, zur feſtgeſetzten Stunde in die Nähe von Maſſa bringen ſollte. Es war kaum zwei Monate, daß dasſelbe Fahrzeug die flüchtigen Mitglieder der revolutionären Regierung von Bologna — von Livorno nach Genua gebracht hatte. Das Warten dauerte lange und war unruhevoll. Endlich glänzte ein ſchwaches Licht in der Ferne; es war der Carlo=Alberto, welcher nahte. Die Matroſen hatten nach Spanien zu fahren geglaubt, und der genueſiſche Kapitän war ſehr überraſcht, als Herr Sala ihm erklärte, man müſſe ſich bei Maſſa der Küſte nähern, um verſpätete Paſſagiere aufzunehmen. Er weigerte ſich anfangs und wollte es nicht wagen, der Strenge der Sanitätsgeſetze zu trotzen; allein es befanden ſich entſchloſſene junge Männer an Bord, und er mußte ſich ihrem Geſetze unterwerfen. Groß war die Freude unter den Gefährten Marie=Karolinens, als das erſehnte Fahrzeug ſich nahte. Man weckte die Prinzeſſin, die, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Sande eingeſchlafen war, und um drei Uhr Morgens fanden ſich die Herzogin von Berry, Fräulein Lebeſchu, der Marſchall Bourmont und ſein Sohn Adolph, die Herren von Saint=Prieſt, von Mesnard und von Briſſac auf dem Verdeck des Carlo=Alberto mit den Herren von Kergorlay, Vater und Sohn, Charles von Bourmont, Ledhuy, Sabatier und Sala beiſammen.

Während der Fahrt war die Herzogin von Berry immer ruhig, immer lächelnd. Sie erinnerte ſich nur zu gut des niederſchmetternden Briefes, welchen Charette über die Flucht des Grafen von Artois im Angeſicht der Küſten von Bretagne geſchrieben hatte, und ſie war offenbar von dem Wunſche beherrſcht, die Bourbonen von dieſem Vorwurf der Kleinmüthigkeit, den ſie ſo oft hören mußten, rein zu waſchen. Dies war auch die Abſicht der Herren von Bourmont, von Kergorlay und von Saint=Prieſt: ſie ſahen wohl ein, daß es hier neben einem wieder zu erobernden Throne gewiſſermaßen eine Ehrenſache abzumachen gebe; aber ſie verheimlichten ſich die Schwierigkeit des Unternehmens nicht, und um zu hoffen, war es ihnen Bedürfniß, an die Verſprechungen des Zufalls zu glauben. Herr Florian von Kergorlay dagegen beurkundete große Zuverſicht bei ſeiner Ergebenheit, und er beunruhigte ſich über die Rückhaltung einiger ſeiner Gefährten, eine Rückhal=

tung, worin ſeine Ungeduld den geheimen Wunſch zu erblicken glaubte, das Abenteuer ſcheitern zu machen oder hinauszuſchieben.

Die Fahrt ging, Dank der Verblendung und Unerfahrenheit der Pariſer Polizei, ohne Hinderniſſe von ſtatten. Im Angeſicht von Antibes zog der Carlo=Alberto ganz nahe an einem Schiffe des franzöſiſchen Kreuzgeſchwaders vorüber, ohne ſeine Aufmerkſamkeit rege zu machen, und nachdem er den Golf von Hyères durchſchnitten, kam er Toulon ſo nahe, daß die Paſſagiere die Stückpforten der in der Rhede liegenden Fregatten zählen konnten. Im Uebrigen war die Reiſe weit langſamer, als ſie hätte ſein ſollen; erſtens, weil man den Fehler beging, ſich zu ſehr auf der offenen See zu bewegen und nicht die Strömungen an den Küſten hin zu benutzen, welche den Lauf des Schiffes um ein Namhaftes beſchleunigt haben würden, und dann, weil man aus Mangel an dem genügenden Kohlenvorrath in Nizza anhalten mußte. Erſt am 28. gegen Mitternacht bemerkte der Carlo=Alberto den Leuchtthurm von Planier, in deſſen Umgebung das Rendezvous feſtgeſetzt war. Um zwei Uhr Morgens wurden zwei Laternen aufgehißt, die eine auf dem Fockmaſt, die andere auf dem Beſanmaſt, und die erwartete Barke ſäumte nicht, dieſes Signal zu beantworten. Alsbald zogen, um jede Aufſicht zu vereiteln, die Herren von Kergorlay, von Bourmont, von Mesnard, von Briſſac, welche Marie=Karolinen auf's Land begleiten ſollten, Fiſcherkleider an. Der Südwind hatte ſich erhoben, der Himmel bedeckte ſich mit Wolken, das Meer wurde unruhig, und die Nähe eines Kreuzſchiffes, welches den Auftrag hatte, die Küſte von Carry zu überwachen, fügte ſämmtlichen Gefahren des Sturmes eine neue Gefahr hinzu. Gleichwohl naht die Barke, geleitet von Herrn Spitalier; das Loſungswort wird gewechſelt. Die Aufregung des Meeres verurſachte ein ſolches Geſchaukel, daß die Barke heftig an die Achſe eines der Räder des Carlo=Alberto geſchleudert wurde und man jeden Augenblick glauben mußte, ſie werde unter den Wogen verſchwinden. Das Hineinſteigen in dieſelbe ging nicht ohne Schwierigkeiten von ſtatten. Marie=Karoline zeigte ſich dabei unerſchrocken und flink, und mit einer Unruhe, worein ſich Stolz miſchte, ſahen diejenigen ihrer Ritter, die an Bord blieben, ſie auf einem gebrechlichen Fahrzeuge mitten in der Finſterniß einer unheimlichen Nacht dahinziehen.

Die Küſte war ſchon lange vorher ausgekundſchaftet. Marie=Karoline landete ohne einen Unfall. Aber um zu der Hütte zu gelangen, wo man ihr eine Zufluchtsſtätte bereitet hatte, mußte ſie über Felſen klettern, welche ſelbſt die unerſchrockenſten Schmuggler nicht ohne Beklommenheit beſtiegen. Die Prinzeſſin machte fröhlichen Muthes den ſchwierigen Weg, denn ſie war auf alle Gefahren vorbereitet, wenn ſie nur zum Triumphe führten.

Während dieſer Zeit verbreitete ſich durch ein eigenthümliches Zuſammen=

treffen der Umſtände in Marſeille das Gerücht, die Herzogin von Berry habe gelandet. Am Abend des 28. hatte einer ihrer ergebenſten Anhänger, unruhig über die Verzögerung, deren Urſachen wir mitgetheilt, von dem Schiffsbeſitzer Tarteiron ein Fahrzeug gemiethet, in welches er Netze und Flinten legte, um an eine Fiſch- und Jagdpartie glauben zu machen. Dieſes Fahrzeug verließ den Hafen von Marſeille und wandte ſich nach den Riou-ſchen Inſeln, in der Richtung des Leuchtthurms von Planier. Der Unbekannte, der es gemiethet hatte, beurkundete durch unzweideutige Zeichen eine nicht geringe Aengſtlichkeit; er verlangte Licht, um ein Papier zu leſen, und ſah auf ſeine Uhr. Aber bald war ein anderes Fiſcherfahrzeug erſchienen, geheimnißvolle Worte wurden gewechſelt, und Tarteirons Barke erhielt auf einmal Befehl, nach der Küſte zurückzufahren. Nun wollte ein verdrießlicher Zufall, daß die Mannſchaft dieſer Barke, um ſich zu trocknen, in dieſelbe Schenke kam, wie diejenigen, welche ſo eben die Herzogin von Berry an's Land gebracht hatte. Es wurden unvorſichtige Aeußerungen gethan, man trank auf die Geſundheit der Prinzeſſin, und in kurzer Zeit erhielt die Behörde durch die Fama eine Nachricht, deren Verſchweigung von ſo großer Wichtigkeit war.

Alsbald wurde in Vorausſicht eines Aufſtandes alles in Bereitſchaft geſetzt, und während der Nacht vom 29. auf den 30. April waren in Marſeille ſämmtliche Poſten verdoppelt. Die Verſchwornen ihrerſeits ſahen ſich genöthigt, die Entwicklung zu übereilen. Am 30. gegen fünf Uhr Morgens erließen ſie einen Aufruf an drei- bis vierhundert Fiſcher, die auf der Esplanade de la Tourette verſammelt waren, welche das Meer und die Rhede beherrſcht. Sie antworteten mit verworrenem Geſchrei, aber keiner von ihnen ſetzte ſich in Bewegung. Mit Säbeln oder Piſtolen bewaffnet, liefen einige der Verſchwornen unter den Gruppen umher und ſuchten ſie aufzuwiegeln. Vergebens. Mehrere Barken, die im Hafen lagen, fuhren eilig davon. Eine drohende Aufforderung an die Schildwache hatte keine weitere Folge, als daß ſie den Zollbeamten veranlaßte, die dreifarbige Fahne herabzunehmen, welche ſofort zu Stücken zerriſſen wurde. Die Sturmglocke ertönte von der Kirche Saint-Laurent her, und ſchon flatterte die Fahne der Legitimität auf dem Glockenthurme. Während dieſer Zeit wuchs die Volksmenge immer mehr an, aber ſie beſtand hauptſächlich aus Weibern. Beinahe auf allen Geſichtern las man nichts als Neugierde, Gleichgültigkeit oder Argwohn. „Es iſt eine von der Polizei angeordnete Bewegung," murrten einige Stimmen. Die Verſchwornen begannen den Muth zu verlieren. Nachdem ſie einige Schritte gegen den Hafen gethan, beſchloſſen ſie, das Quartier Saint-Jean wieder hinaufzuziehen. Die Thüren und Fenſter verſchloſſen ſich von allen Seiten, als ſie vorüberkamen, und ſelbſt diejenigen, welche ihnen

Worte der Ermuthigung zuriefen, unterließen es, ihnen zu folgen. Jetzt ſahen ſie ein, daß die Bewegung verfehlt war, und beſchloſſen, ſich zu zerſtreuen. Aber in dieſem Augenblicke erſchien die Spitze des Haufens gegenüber dem Juſtizpallaſte. Hier war ein Peloton vom 13. Linienregiment auf der Wache, unter dem Befehle des Unterlieutenants Chazal. Dieſer Offizier ſieht einen kleinen Trupp in Unordnung herkommen, und in der erſten Reihe einen jungen Menſchen, der ein Rebholz in der Hand hatte und an demſelben ein Schnupftuch flattern ließ. Er befiehlt ſeinen Soldaten, ſich zu formiren, begibt ſich ſelbſt vorwärts, und während der Haufe ſich zerſtreute, verhaftet man die Herren von Candole, von Bermond und von Lachau, die ſich von ihren Genoſſen getrennt hatten. Um ein Uhr wurde der Herzogin von Berry in ihrem Verſteck ein Billet zugeſtellt; es enthielt blos die lakoniſche Nachricht: „Die Bewegung iſt mißglückt; wir müſſen Frankreich verlaſſen."

Die Herzogin von Berry war betrübt, aber nicht zu Boden geſchlagen. Sie wollte anfangs nach Spanien, um ſich von da in die Vendee zu begeben. Man ſtellte ihr vor, daß der Sturm noch tobe; daß keine Barke ſich in einem ſolchen Augenblicke auf die Fluten wagen könne; daß überdies, nachdem einmal Lärm gemacht worden, das Ufer von aufmerkſamen Zollwächtern bedeckt ſei. Jetzt beſchloß ſie, durch Frankreich in die Vendee zu gelangen, und nichts war im Stande, über dieſen Punkt ihren Entſchluß zu erſchüttern. In Maſſa hatte ſie einen Traum gehabt, worin der Herzog von Berry ihr erſchienen war und zu ihr geſagt hatte: „Ich billige Deine Pläne; aber im Süden wird es Dir nicht gelingen; nur in der Vendee wirſt Du Glück haben." Dieſer Traum hatte einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht, und die letzten Ereigniſſe waren nicht geeignet, denſelben zu ſchwächen. Sie verließ alſo ihre Zufluchtsſtätte, irrte in den Wäldern umher, war genöthigt, die Nacht in einer elenden Hütte zuzubringen, deren Thüre man einbrechen mußte, und flüchtete endlich zu einem Republikaner, dem ſie ſich mit den Worten vorſtellte: „Ich bin die Herzogin von Berry." Der Republikaner bot dieſer flüchtigen Mutter eines Prätendenten eine verſchwiegene und edelſinnige Gaſtfreundſchaft an. Am 2. Mai, Abends fünf Uhr, trat ſie in das Schloß des Herrn von Bonrecueil, eines ihrer eifrigſten Anhänger, und am Abend des 4. befand ſie ſich mit den Herren von Mesnard, von Villeneuve und von Lorge in einer mit Poſtpferden beſpannten Kaleſche auf dem Wege nach dem Weſten. Sie hatte ihren Freunden beim Abſchiede die Worte hinterlaſſen: „In der Vendee, meine Herren!"

Inzwiſchen bemerkten die Paſſagiere des Carlo-Alberto am Abend des 3. Mai eine lange Rauchſäule am Horizont. Bald ſahen ſie ein Dampfſchiff, die Sphinx, zum Vorſchein kommen und raſch vorwärts

fahren. Eines ſeiner Boote ſegelte auf ſie zu, und zwei Offiziere ſtiegen an Bord des Carlo=Alberto. Die Herren von Saint=Prieſt, Adolph von Bourmont, von Kergorlay Sohn, Sala und Fräulein Lebeſchu ſaßen auf dem Verdeck an der Tafel. Sie verriethen keine Unruhe, während einer der beiden Offiziere die Schiffspapiere unterſuchte. Aber über den Zweck einer ſolchen Durchſuchung war ihnen offenbar jede Selbſttäuſchung unterſagt. Die Sphinx führte den Carlo=Alberto im Schlepptau nach Toulon. In einigen Augenblicken verbreitete ſich in der ganzen Stadt das Gerücht, die Herzogin von Berry ſei gefangen. Der Admiral Roſamel wagte es nicht, ſelbſt auf den Carlo=Alberto zu gehen, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ſondern ſchickte den Lieutenant Sarlat ab. Dieſer verlangte alſo, vor die Dame geführt zu werden, welche ſich an Bord befinde. Beim Anblick des Fräuleins Lebeſchu, welche den Namen Roſa Staglieno angenommen hatte, konnte ſich Herr Sarlat einer gewiſſen Verwirrung nicht erwehren; er nahm ſich kaum Zeit, ſie aufmerkſam zu betrachten, und entfernte ſich mit der Ueberzeugung, die Herzogin von Berry ſei wirklich an Bord des Carlo=Alberto. Die große Nachricht wurde alsbald durch den Telegraphen nach Paris befördert, und der Carlo=Alberto wurde nach Ajaccio gebracht. Hier blieb er unter der ſorgfältigſten Beaufſichtigung bis zum 8. Mai. Am 8. wurden vier der verdächtigen Paſſagiere an den Bord des Nageur gebracht und nach Marſeille geführt, wo man ſie verhörte und dann verhaftete. Was die falſche Herzogin von Berry betrifft, ſo ſtand man im Begriff, ſie auf der Bellone nach Holy=Rood zu führen, als ein Adjutant des Königs, Herr von Houdetot, der von Toulon gekommen war, um die Prinzeſſin zu ſehen, den Irrthum entdeckte und der Regierung die Beſchämung erſparte, ſich durch eine vollſtändige Myſtifikation lächerlich gemacht zu haben.

Aber bereits hatte der durch den Telegraphen fortgepflanzte Irrthum ſeine Früchte getragen, und während man ſich in Paris ausſchließlich mit der verſchleierten Dame des Carlo=Alberto beſchäftigte, während man daſelbſt mit einer Lebhaftigkeit ohne Gleichen die Frage erörterte, ob man die Herzogin von Berry als gefangene Aufrührerin nach den allgemeinen Geſetzen behandeln werde, reiste die Prinzeſſin in einer Poſtchaiſe durch Frankreich, fuhr unbemerkt mitten durch die Gendarmen durch, ſtellte Herrn von Lorge hier als ihren Gemahl vor, gab ihn an anderen Orten für ihren Bedienten aus und beluſtigte ſich an allen dieſen Ränken und Gefahren.

So kam ſie im Schloſſe Plaſſac in der Nähe von Saintes an, und hier wurde der Tagsbefehl abgefaßt, der die Waffenergreifung auf den 24. Mai feſtſetzte.

Ein Advokat von Nantes, Herr Guibourg, reiste als Ueberbringer

dieſes Befehls ab, und die Herzogin von Berry ſäumte nicht, ihm zu folgen. Am 17. Mai, Morgens neun Uhr, kam ſie im Schloß Preuille, in der Nähe von Montaigu, an. Eine ähnliche Unterſchiebung, wie in Maſſa, täuſchte den Poſtillon, der nach Nantes fuhr, ohne zu wiſſen, daß er den Bürgerkrieg hinter ſich ließ.

Einige Tage ſpäter ſetzte ſich die Herzogin von Berry hinter Herrn von la Roche Saint-André auf ein Pferd, und begab ſich, gefolgt von Herrn Mesnard, nach Mesliers, einem Meierhof, der ihr als Zufluchtsort dienen ſollte. Sie hatte das Koſtüm der jungen Vendeebauern angezogen, eine ſchwarze Perücke verbarg ihre blonden Haare und ſie nannte ſich Petit Pierre. Glücklich, wenn das Schickſal ſie blos zu den Entbehrungen und Ungemächlichkeiten einer Pilgerfahrt verurtheilt hätte, deren Eigenthümlichkeit ſelbſt ihr Herz entzückte!

Aber ſchwere Sorgen warteten ihrer. Denn nicht alle Häupter der Vendee theilten den Feuereifer, von welchem ſich die Herren von Charette, von Bordigné, von Pontfarcy, von la Roche-Macé, Gaullier, von Tilly, Clinchamp belebt fühlten. Neben ſolchen, die ihrer Begeiſterung und Kühnheit alles möglich glaubten, gab es andere, welche die Vendee für unfähig hielten, mit Erfolg die Initiative der Empörung zu ergreifen. Dieſe letztern ſtützten ſich auf die Comités in Paris, und ihre angeſehenſten Vertreter im Weſten waren die Herren von Goulaine, von la Roche Saint-André, von Goyon, von Tinguy.

Am Abend des 21. Mai hatte die Herzogin von Berry mit dieſen Chefs, welche ſie zu ſich beordert hatte, in Mesliers eine Unterredung, deren Eindruck ſie lange Zeit bewahren ſollte. In Gegenwart des Herrn von la Roche Saint-André, welcher ſchwieg, um der Herzogin von Berry die Gaſtfreundſchaft nicht zu verbittern, die er ihr bot, gaben die Herren von Goulaine, von Goyon und von Tinguy zu bedenken, daß die Vendee nach den in la Fetellière eingegangenen Verpflichtungen nur für den Fall einer auswärtigen Invaſion, der Proklamirung der Republik, oder eines Aufſtandes im Süden die Waffen zu ergreifen habe. „Da nun keine dieſer Bedingungen in's Leben getreten iſt," fügten ſie hinzu, „ſo hat Muthloſigkeit allenthalben um ſich gegriffen und die Bauern werden ſich nicht erheben." Bei dieſer unerwarteten Erklärung machte die Herzogin von Berry ihrer ganzen Unruhe Luft, ſetzte die verſchiedenen Gründe auseinander, welche ſie habe, auf die thatkräftige Ergebenheit der Vendee zu zählen, und bekämpfte mit bewegter Stimme Anſichten, welche ihr alle Hoffnung verboten. Als aber die drei Vendeer Chefs ſich unerſchütterlich zeigten, da rief ſie: „Nun gut, ich verlange von Ihnen eine ſchriftliche Erklärung!" Sie verſprachen dies und hielten Wort.

Während dieſer Zeit fiel unter den Legitimiſten von Paris folgendes vor. Eine geheime hartnäckige Feindſeligkeit fand zwiſchen der Partei der Bewegung und der des Widerſtandes ſtatt. Die im Schooße der erſteren angezettelte Verſchwörung hatte den Unfall der Prouvairesſtraße, der ihre Offenbarung, aber nicht ihr Ausgang geweſen war, überlebt. Seit der Nacht vom 2. Februar hatten ſich die Verſchwörer mehr Vorſicht zum Geſetze gemacht und waren rückhaltender geworden in der Wahl ihrer Bundesgenoſſen. Sie verſuchten jetzt einen auf Einigkeit beruhenden Plan durchzuführen und hatten ihre Anhänger zu Paris in fünf große Abtheilungen getheilt, wovon die fünfte hauptſächlich aus den Forſthütern des Departements beſtand. Eine ſechste Abtheilung hatte ihren Mittelpunkt in Verſailles und begriff eine ziemlich große Anzahl Schweizer von der Garde in ſich. Aber die Organiſation war nichts weniger als regelmäßig. Die ausgetheilten Geldſummen hatten von vielen Seiten eigenſüchtige Unzufriedenheit oder eiferſüchtige Anſprüche hervorgerufen, mit denen man ſich nothwendigerweiſe vergleichen mußte; die Geldopfer wurden von Tag zu Tag bedeutender und von Tag zu Tag ungenügender; obgleich die Polizei ſehr ſchlecht unterrichtet war, ſo hatte ſie blos einiger Verhaftungen auf's Gerathewohl bedurft, um in die Leitung des Komplotts Störung zu bringen; endlich, und das war für die Verſchwörer ein beinahe unüberwindliches Hinderniß, wurde die Idee einer kühnen Bewegung von den angeſehenſten Perſonen der Partei mißbilligt und bekämpft. Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung handelten nicht, da ſie weder die Macht noch den Wunſch dazu hatten; denn der einzige unter ihnen, den ein ungeduldiger Eifer belebte, war verhaftet worden, und ſein Nachfolger war ein ehemaliger Miniſter der Reſtauration, ein gemäßigter Mann, obgleich voll Ergebenheit. Und denjenigen, die jeden Aufſtandsverſuch aus Beſonnenheit und Vorſichtigkeit verwarfen, ſchloſſen ſich die Aengſtlichen und die Egoiſten an. Daher das Mißlingen eines auf den 9. April vorbereiteten Aufſtandes. Alle Maßregeln waren getroffen, die Befehle gegeben, als die Bewegung am Tag vor der Ausführung plötzlich durch einen Gegenbefehl aufgehalten wurde. Eine einzige Brigade, welcher dieſer Gegenbefehl nicht zugekommen war und die aus fünfunddreißig Mann beſtand, fand ſich am 9. April am bezeichneten Platze ein. Ludwig Philipp kam mitten durch ſie, zu Wagen, ohne Geleite und ohne daran zu denken, daß der Tod zehn Schritte von ihm ſtand.

Während die Legitimiſten von Paris die Widerwärtigkeiten und Ungemächlichkeiten dieſer entſcheidungsloſen Lage eben am ſchmerzlichſten empfinden mußten, hatten ſie die Nachricht von der Ankunft Marie-Karolinens in der Vendee erhalten. Alsbald wurden die Chateaubriand, die Fitz-James, die Belluno, die Hyde von Neuville, die Paſtoret unruhig und ſchickten Herrn Berryer zu der Prinzeſſin, um ſie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Heimlich nach Mesliers geführt, traf er die Mutter deſſen, den er ſeinen König nannte, in einem unfreundlichen, öden Zimmer. In einen ſchottiſchen Shawl gehüllt, lag die Herzogin von Berry auf einem Bett von armſeligem Ausſehen. Neben ihr ſtand ein Tiſch, auf dem eine Menge Papiere und zwei Paar Piſtolen lagen. Hier bat Herr Berryer in Gegenwart der Herren von Charette und von Mesnard die Prinzeſſin auf's Dringendſte, die Vendee zu verlaſſen, und wandte alle Kräfte ſeines beredten Wortes auf, um ſie dazu zu vermögen. Aber den Sieg vor dem Kampf aufzugeben; ruhmlos aus einem Lande zu fliehen, in welches die Schatten Cathelineau's, Bonchamps', Elbée's, Leſcure's ſie berufen zu haben ſchienen; ohne ihr Glück auch nur verſucht zu haben, diejenigen preiszugeben, welche ſich für den Streit ihres Sohnes in Gefahr geſtürzt; endlich zu dulden, daß Europa es als zweifelhaft betrachte, ob die Legitimität aus Feigheit oder aus Machtloſigkeit erlegen ſei — — die Herzogin von Berry konnte ſich nicht dazu entſchließen, und einige heftige Worte, die ihrem Unmuth entfuhren, das Feuer ihres Blickes, die Entſtellung ihrer Züge verriethen deutlich genug, wie hart die Klugheit ihre leidenſchaftliche Natur ankam. Gleichwohl gab ſie ſich nach einem ſehr belebten, ſehr hartnäckigen Widerſtande überwunden, und es wurde beſchloſſen, daß ſie mit einem Paß, den Herr Berryer zu ihrer Verfügung ſtellte, Frankreich verlaſſen ſolle.

Aber als ihr am folgenden Tag Herr von la Roche Saint-André einen mit rothem Wachs geſiegelten und mit dem Poſtzeichen Toulon verſehenen Brief unter der Adreſſe Bernard brachte — der Name, den ſie im Süden führte — da rief ſie, die Augen darauf werfend: „O mein Gott! der ganze Süden ſteht in Flammen! Nein, nein, ich werde nicht abreiſen!" War es eine Liſt von ihrer Seite? War es eine falſche Nachricht, welche gewiſſe Anhänger der Bewegung ihr zukommen ließen, um ſie in der Vendee zurückzuhalten?*)

Wie dem auch ſei, ſie ſchrieb ſogleich an Herrn Berryer, daß ſie ihren geſtrigen Entſchluß geändert habe, und beeilte ſich, dem Baron von Charette einen Brief zu ſchicken, der mit den Worten ſchloß: „Mein lieber Freund, nehmen Sie Ihre Entlaſſung nicht, da Petit Pierre die ſeinige nicht nimmt!"

*) Die Thatſache, um die es ſich hier handelt und die auf dem doppelten Zeugniſſe der Herren von Goulaine und von la Roche Saint-André beruht, iſt in einem Werke des Herrn Johannet, betitelt: „Die Vendee in drei Epochen," aufgezeichnet. In einer Broſchüre, die Herr von Charette als Antwort auf Herrn Johannets Buch veröffentlichte, leſen wir über dieſen Punkt folgendes: „Ich ſage nicht, daß Herr von la Roche Saint-André Ihrer königlichen Hoheit keinen Brief mit dem Poſtzeichen Toulon zugeſtellt habe, aber ich läugne auf's Entſchiedenſte, daß er falſch war und daß er den Charakter der Wichtigkeit an ſich trug, welchen unſere Gegner, um nicht zu ſagen, unſere öffentlichen

Aber ein unglückſeliger Umſtand, welchen die Spaltungen in der royaliſtiſchen Partei genügend erklären, wollte, daß der Marſchall Bourmont, der am 19. Mai nach Nantes gekommen war, die von der Herzogin von Berry angeordnete Waffenergreifung für unzeitig erklärt hatte, und es war unmittelbar ein Gegenbefehl an die verſchiedenen Anführer abgefertigt worden. Es iſt wahr, daß in einer darauf folgenden Unterredung zwiſchen dem Maſchall und der Prinzeſſin die Schilderhebung von Neuem befohlen und auf die Nacht vom 3. auf den 4. Juni feſtgeſetzt wurde. Vergebliche Sinnesänderung! Der Gegenbefehl hatte alles desorganiſirt; er hatte Ungewißheit, Mißtrauen, Muthloſigkeit, Verwirrung unter den Inſurgenten verbreitet. Diejenigen, die ihn aus Mangel an Zeit nicht empfangen hatten, begannen ihre Bewegung und wurden erdrückt, da ſie von denen, die ihn empfangen hatten, nicht unterſtützt wurden. In den Departements Sarthe, Mayenne, Ile-et-Vilaine wurden einige Entwaffnungen bewerkſtelligt und führten blos zu Verhaftungen. In Chemiré-le-Gaudin, in Chanay, in la Gravelle, in la Gaudinière trafen die Chouans und die Soldaten mit gleichem Muthe, mit verſchiedenen Erfolgen zuſammen; aber jedes dieſer theilweiſen Gefechte diente nur dazu, den Aufſtand zu erſchöpfen. Ueberdies hatte der General Solignac die Anweſenheit der Herzogin von Berry in der Vendee durch einen Offizier erfahren, welchen der Sohn des Herrn von Coislin in der Hoffnung, ihn zu gewinnen, ins Geheimniß eingeweiht hatte, und konzentrirte jetzt alle ſeine Streitkräfte. Eine Hausſuchung, die der General Dermoncourt im Schloß la Chaslière vornahm, verſetzte der royaliſtiſchen Partei den letzten Schlag. Ein Grenadier hatte in einem Keller eine mit Papieren angefüllte Flaſche gefunden; man unterſuchte dieſe Papiere, und ſie enthielten den Plan der Verſchwörung. Um das Unglück voll zu machen, war es, als die Herzogin von Berry dieſes Ereigniß erfuhr, nicht mehr Zeit, den zweiten Befehl, welcher die Vendeer zum Aufſtande berief, mit Erfolg zurückzunehmen. Die Folgen laſſen ſich denken. Die Zuſammenrottungen, die ſich bildeten, waren unvollſtändig: man zerſtreute ſie. Die Empörer, die ſich bewaffnet erhoben, waren nicht zahlreich genug: ihre Anſtrengungen waren verlorene Mühe. In Riaillé

Ankläger, ihm zu geben belieben. Es iſt ſehr möglich, daß **Madame** während meiner Abweſenheit einen Brief aus Toulon erhalten hat: ihre Freunde ſchrieben ihr oft und ließen ihr die Hoffnung auf einen nahen Aufſtand; aber keiner hatte den Auftrag, ihr zu melden, daß die ſüdlichen Provinzen im Feuer ſtehen. Nein, mein Herr, der Entſchluß, den **Madame** faßte, in der Vendee zu bleiben, kann dem Inhalte dieſer Depeſche nicht zuzuſchreiben ſein, ſonſt hätte ſie jedenfalls alle ihre Freunde davon in Kenntniß geſetzt.

(Einige Worte über die Ereigniſſe der Vendee im Jahre **1832** von dem Baron von Charette. S. 56.)

führte Herr von la Roche-Macé, an der Spiţe ſeiner Diviſion, einen glänzenden Bajonettangriff aus; aber er vermochte das Feld nicht zu behaupten. Im Gefechte bei der Eiche ſchlugen ſich die Royaliſten unter den Befehlen des Herrn von Charette tapfer; aber ſie mußten der Ueberzahl weichen, und hatten unter andern Opfern dieſer unglückſeligen Streitigkeiten die Herren von Hanache, von Tregomain und von Bonrecueil zu beklagen. Letzterer hatte eine Kugel durch den Schenkel erhalten; nachdem er ſich blutend von Thüre zu Thüre geſchleppt in einem Dorfe, wo ſeinem Todeskampfe überall die Gaſtfreundſchaft verweigert wurde, fiel er den Soldaten in die Hände und ſtarb, umgeben von feindlichen Geſichtern.

Unter den Waffenthaten, welche in dieſer traurigen Periode der Parteikriege vorfielen, verdient die Belagerung, die im Schloß la Peniſſière überſtanden wurde, beſondere Erwähnung. Hier hielten fünfundvierzig Vendeer die Angriffe einer zahlreichen Abtheilung mit ſolcher Beharrlichkeit und Kraft aus, daß man ſich des Mittels der Anzündung des Hauſes gegen ſie bedienen mußte. Nun brannte es über ihren Häuptern, es brannte unter ihren Füßen, und ſie kämpften noch immer unter dem Schall zweier Trompeten und mit dem Ruf: Es lebe Heinrich V! Nur ſechs von ihnen wurden getödtet; die anderen zogen ſich fechtend zurück und hinterließen den Belagerern nur rauchende Trümmer und Todte.

Aber wo der Bürgerkrieg längere Zeit andauert, da kann es nicht fehlen, daß die Leidenſchaften ſich bis zur Wuth ſteigern. Beklagenswerthe Exzeſſe wurden auf der einen Seite von den Chouans und auf der andern von den Agenten der Gewalt begangen. Der Sohn des berühmten Cathelineau wurde in unmittelbarer Nähe von einem Offizier getödtet, im Augenblick, wo er mit zwei Freunden, den Herren Moricet und von Civrac, in einem Verſtecke entdeckt, vortrat und rief: „Wir ſind entwaffnet, ſchießet nicht!“ Ein dem Herrn von la Robrie gehörendes Schloß wurde überfallen und verwüſtet; man machte den Pächter ſammt ſeiner Frau nieder und eine ſechszehnjährige Tochter des Herrn von la Robrie wurde durch einen Flintenſchuß getödtet. Ueberraſcht von Nationalgardiſten war Herr Charles von Baſcher auf ſeiner Flucht ſchwer verwundet worden, und man wollte ihn gefangen nach Aigrefeuille führen; aber da er viel Blut verlor und nicht ſchnell genug gehen konnte, ſo erſchoß man ihn auf der Straße, ohne ihm die Viertelſtunde zu bewilligen, um welche er flehte, um ſeine Seele Gott zu empfehlen.

Was die Herzogin von Berry betrifft, ſo hatte ſie ihren Schlupfwinkel in Mesliers verlaſſen und floh von Aſyl zu Aſyl, bald während der Nacht in den Wäldern ſich verirrend, bald auf dem Rücken ihres Führers über Sümpfe getragen, oder auch mehrere Stunden tödtlichen Harrens in einem

mit Geſtrüppe bedeckten Graben zubringend, während Soldaten, die zu ihrer Verfolgung ausgeſandt waren, wüthend in der Nähe umherſtreiften. Es war offenbar unmöglich, den Gefahren dieſes herumirrenden Lebens lange auszuweichen. Jeden Tag verbreiteten wichtige Verhaftungen Beſtürzung unter den Legitimiſten; ſelbſt die höchſten Häupter der Partei waren nicht ſicher vor den Angriffen einer Regierung, welche den ganzen Hochmuth der Macht entwickelte. Nachdem dieſe Regierung die Bezirke Laval, Chateau-Gontier und Vitré in Belagerungszuſtand erklärt, hatte ſie auch noch durch eine ebenſo willkürliche als gewaltthätige Maßregel die vier Departements Maine-et-Loire, Vendee, Loire-Inferieure, Deux-Sèvres in Belagerungsſtand verſetzt. Und zu gleicher Zeit verkündete der Moniteur, gleich als wollte er den Legitimiſten beweiſen, daß es der Dynaſtie, welche ſie angegriffen, an auswärtigen Stützen nicht fehle, die Zuſammenkunft des Königs der Franzoſen und des Königs der Belgier in Compiègne, ſowie die bevorſtehende Vermählung der Prinzeſſin Louiſe von Orleans mit Leopold. Für die Herzogin von Berry war alſo der Augenblick gekommen, nur auf Rettung ihres Lebens oder ihrer Freiheit zu denken. Nantes war ihrer Sache feindlich: es war nicht wahrſcheinlich, daß die Regierung ihre polizeilichen Maßregeln nach dieſer Seite hin ausdehnen würde. Dies war der Grund, der die Prinzeſſin veranlaßte, die Stadt Nantes zum Zufluchtsort zu wählen. Sie ging in dieſelbe, als Bäuerin angezogen und begleitet von Fräulein Eulalie von Kerſabiec, die eine ähnliche Verkleidung ſchützte. Später werden wir ſie wieder finden in dem Aſyl, wo ein Elender ſie ihren Feinden überliefern ſollte.

So wurde die Empörung im Weſten erſtickt. Da ſie mit einem republikaniſchen Aufſtande zuſammentraf, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß ſie die Dynaſtie Orleans ihrem Verderben nahe gebracht haben würde, wenn unter den Häuptern Einigkeit geherrſcht hätte. Aber was wäre in dieſem Falle geſchehen? Hätte die legitimiſtiſche Partei Nutzen gehabt von dem Siege? Um die Ariſtokratie wieder in's Leben zu rufen, eine Ariſtokratie, die ihr Symbol im Königthum und ihre Grundlagen in einer neuen Verfaſſung des Territorialbeſitzes hatte; um ſtatt des Syſtems der direkten Wahl das der indirekten Wahl, und ſtatt der modernen Verſammlungen die Reichsſtände einzuführen; um zum Vortheil der großen Lokaleinflüſſe die von dem Konvent gegründete politiſche Zentraliſation und die vom Kaiſerthum eingeführte adminiſtrative Zentraliſation zu vernichten — wäre alſo dazu weiter nichts nöthig geweſen, als daß die Mutter des Herzogs von Bordeaux ſich gezeigt hätte, in der einen Hand eine weiße Fahne haltend und in der andern die in Maſſa vorbereiteten Ordonnanzen, Ordonnanzen, welche zum Zwecke hatten, Frankreich auf 1788 zurückzuführen und folglich vierzig Jahre der Revolutionen und Kämpfe in unſerer Geſchichte zu unterdrücken? Und auf welche Kräfte hätte ſich dieſe

Reſtauration geſtützt, wenn ſie für einen Augenblick den Sieg davon getragen hätte? Auf die materiellen Intereſſen? Sie bildeten die Macht der Bourgeoiſie, durch welche die Legitimität ſich geſtürzt geſehen hätte. Auf die kriegeriſchen Leidenſchaften? In einem Lande, über welches die Republik und Napoleon hingezogen, war der Krieg nur noch mit der dreifarbigen Fahne möglich. Die bewaffneten Legitimiſten hätten alſo ſelbſt durch den Erfolg nur zur Befriedigung einer vorübergehenden Rache gelangen können: ſie hätten ihre dritte Niederlage vorbereitet. Hätten ſie ſich mit den Leidenſchaften und den Ideen der Revolution auch vergleichen wollen, ſo iſt doch zu bezweifeln, ob es in ihrer Macht geſtanden wäre. Es iſt wohl wahr, daß die jungen Leute der Partei, die keinen Theil an der Emigration genommen hatten, bereit waren, die Vorurtheile derſelben abzuſchütteln; aber würden dieſe jungen Leute, die ihr Alter von den Geſchäften ferne hielt, wohl über die gereiften Männer und die Greiſe geſiegt haben? Waren die Erinnerungen aus der Emigration der Mehrzahl der Partei ſo verhaßt, daß ihr Einfluß nicht ſchwer auf den Anfängen einer Regierung gelaſtet haben würde? In allen Fällen konnten die Anhänger Heinrichs V nur durch Ergebenheit und Begeiſterung zu ihrem Ziele gelangen. Nun begriff die Herzogin von Berry, die ſo verſchwenderiſch mit ihrem Muthe umging, ohne Zweifel bald, daß bei einer Nation, über welche die Leidenſchaft für die Ruhe und der Geiſt der Berechnung herrſcht, die Zeit ritterlicher Aufopferungen, wahnſinniger Thaten, welche glücklich ausfallen könnten, und ſolcher Unternehmungen, bei welchen man weniger Nutzen als Glanz ſucht, vorüber iſt. Als Bürgſchaft gewiſſer Intereſſen, die beſtändig voll Sorgen und Unruhe ſind, angenommen und gewünſcht, beſtand die Monarchie in Frankreich nicht mehr als Prinzip und eben ſo wenig als Symbol.

Siebentes Kapitel.

Rechenſchaftsbericht. — Tod des Generals Lamarque. — Seine Leichenfeier. — Stellung der verſchiedenen Parteien. — Aufſtand vom 5. und 6. Juni. — Kloſter Saint-Mery. — Belagerungszuſtand.

Die Legitimiſten hatten ſoeben ihr Kriegsgeſchrei in der Vendee erhoben: die Republikaner ſchickten ſich an, das ihrige in Paris erſchallen zu laſſen. Nun entſprachen dieſer Bewegung des Zornes, welche die extremen Parteien

hinriß, ſelbſt bei den gemäßigtſten Männern der Oppoſition eine vage Ungeduld und ein tiefes Gefühl der Beunruhigung. Herr Laffitte hätte mit Hülfe einer parlamentariſchen Majorität das Staatsruder wieder zu ergreifen und den Eingebungen einer nachſichtigen Politik die Oberhand zu verſchaffen gewünſcht. Die Monarchie für immer der Freiheit zur Vormünderin zu geben, das war der Traum des Herrn Odilon-Barrot und aller Deputirten, die, ſeiner Fahne folgend, den Liberalismus der Reſtauration in ſeiner beſchränkteſten, aber ehrlichſten Bedeutung vertraten. Was die radikalen Deputirten betrifft, ſo brannten ſie zwar vor Ungeduld das Joch des Königthums abzuwerfen, glaubten aber den Augenblick, um das Schwert zu ziehen, noch nicht gekommen, und richteten ihr Hauptbeſtreben darauf, der Mittelpunkt eines Bundes zu werden, welcher, von ihnen aufgeregt, die Monarchie allmälig zur Kapitulation genöthigt hätte. So war die Erſchütterung der Gemüther allgemein geworden, und alle Unzufriedenen fühlten die Nothwendigkeit, ihren Groll und ihre Hoffnungen in einer glänzenden, letzten Anſtrengung zu vereinigen..

Unter der Herrſchaft dieſer Stimmung geſchah es, daß Herr Laffitte im Laufe des Monats Mai ſämmtliche Deputirten der Oppoſition, die ſich in Paris befanden, zu ſich zuſammenberief. Sie verſammelten ſich etwa vierzig an Zahl, und Herr Laffitte ſchlug eine Adreſſe an den König vor. Aber Herr Garnier-Pagès bekämpfte dieſen Antrag mit entſcheidenden Gründen. Ob man vernünftigerweiſe hoffen dürfe, daß das Königthum ſich ſchuldig bekennen würde? Warum ſich ſelbſt das Unrecht eines nutzloſen Schrittes anthun? Warum ſich einer, nur allzu deutlich vorherzuſehenden Demüthigung ausſetzen? Es gebe nur ein einziges Tribunal, an welches ſich die Oppoſition mit Würde wenden könne: das Tribunal der Nation. Dieſe Gründe fanden Anklang. Auf den Vorſchlag des Herrn Charles Comte wurde beſchloſſen, daß die Oppoſition ihre Beſchwerden unter der Form eines Rechenſchaftsberichts dem Lande vorlegen ſolle; man ernannte einen Ausſchuß, beſtehend aus den Herren von Lafayette, von Cormenin, Laffitte, Odilon-Barrot, Mauguin, Charles Comte, und dieſer Ausſchuß beauftragte die Herren von Cormenin und Odilon-Barrot, jeder für ſich einen Entwurf zu dem Rechenſchaftsberichte abzufaſſen. Zwiſchen den zwei Redaktoren war eine Verſtändigung ſchwierig. Das Manifeſt des Herrn von Cormenin erſchien den Deputirten der dynaſtiſchen Oppoſition zu kühn; an dem des Herrn Odilon-Barrot fand Herr Garnier-Pagès gewiſſe Ausdrücke zu tadeln, welche die Zukunft Frankreichs an die Monarchie zu feſſeln ſchienen. Man mußte die beiden Entwürfe zuſammenſchmelzen. Die Herren von Cormenin und Barrot begaben ſich nach Saint-Cloud, und im Park, einige Schritte von dem Schloſſe, das Karl X als Beſiegter verlaſſen hatte, wurde gegen ſeinen Nachfolger dieſe ſo berühmt gewordene Proteſtation abgefaßt. Am Fuße eines

Baumes ſitzend, hielt Herr von Cormenin die Feder; aber aus der Unentſchiedenheit des Styls und ſeiner etwas matten Färbung ließ ſich entnehmen, daß der funkenſprühende, kraftvolle Verfaſſer der Briefe über die Civilliſte es nicht war, der das Meiſte zur Abfaſſung des Rechenſchaftsberichtes beigetragen hatte.

Wie dem auch ſei, die Wirkung, die er hervorbrachte, war ſehr bemerkenswerth. Die Beſchwerden der Oppoſition waren mit Gemeſſenheit und Ernſt dargelegt; man warf den Miniſtern ihre Neigung vor, ſich auf die ſchlimmen Wege einzulaſſen, auf welchen ſich die Reſtauration rettungslos verirrt hatte; es war keine Drohung, aber es war eine ſtrenge, feierliche Mahnung*). Die Schriftſteller des Hofes beantworteten dieſes Manifeſt mit kalten Spötteleien, und die Polemik, die es hervorrief, beſchäftigte alle Gemüther, als die Journale auf einmal verkündeten, der General Lamarque ſei geſtorben.

Die Popularität des Generals Lamarque gab ſeinem Tode eine beſonders wichtige Bedeutung. Napoleon hatte ihn vor ſeinem Ende zum Marſchall von Frankreich ernannt; die Offiziere der hundert Tage hatten einen eifrigen Vertheidiger, und die Flüchtlinge einen beharrlichen Beſchützer an ihm gehabt; ſein Name war jedem treuen Polen in die Seele gegraben; die Vendee bewahrte eine freundliche Erinnerung von ſeinem Aufenthalte allda; die demokratiſche Partei hatte ihn unter ihren Rednern gezählt . . . . . was bedurfte es mehr? Als Tribun und Soldat beſaß er jene Miſchung von Eigenſchaften, welche der lebenskräftige Theil des franzöſiſchen Volkes, der ungeſtüme, kriegeriſche Theil desſelben anbetet. Ueberdies lag etwas Heroiſches in dem, was man von ſeinem Todeskampfe erzählte. Als er das Leben von ſich weichen fühlte, hatte man ihn gewiſſermaßen alle ſeine Kräfte in einer bittern Bekümmerniß über die Leiden und Demüthigungen ſeines Landes ſammeln geſehen. Zum Einen ſagte er: „Ich ſterbe mit dem Kummer, Frankreich für die ſchmählichen Verträge von 1815 nicht gerächt zu haben.“ Zu einem Andern: „Dieſer Herzog von Wellington! ich bin überzeugt, daß ich ihn geſchlagen hätte!“ Er ließ ſich den Degen bringen, welchen die Offiziere der hundert Tage ihm geſchenkt hatten, küßte ihn mit Begeiſterung und wollte ſich nicht mehr von ihm trennen. Dann ſprach er von ſeinem bevorſtehenden Ende, und als man ihn von dieſem traurigen Gedanken abzubringen ſuchte, rief er: „Was liegt daran, ob ich lebe, wenn nur das Vaterland lebt?“ Und das Wort Vaterland war das letzte, welches über dieſe beredten, nunmehr auf immer erkalteten Lippen kam.

Der 5. Juni, ein denkwürdiger Tag, war zu ſeiner Leichenfeier feſt-

---

*) Siehe die hiſtoriſchen Dokumente Nro. 3.

geſetzt. Da die von Caſimir Perier der Regierung Gelegenheit zu einer beleidigenden Aufzählung gegeben hatte, ſo ſehnten ſich die Parteien, ſich gleichfalls zu zählen.

Diejenigen unter den Legitimiſten, die in fortwährender Verſchwörung lebten, bereiteten ſeit langer Zeit alles zu einem Aufſtande vor; aber da ſie bei ihrer eignen Partei auf einen unbeugſamen und hochmüthigen Widerſtand ſtießen, ſo hatten ſie am Ende auf die gefährliche Ehre der Initiative verzichtet und beſchränkten ſich darauf, durch geheime Sendlinge das Feuer bei den republikaniſchen Sektionen zu ſchüren, in welche ſie dadurch hatten gelangen können, daß ſie brodloſe Arbeiter in ihren Sold nahmen, ſich vielfach mit ihnen beſchäftigten, mit Verſprechungen um ſich warfen, Patronen und Piſtolen austheilten. Zwei Werkmeiſter, welche ſie verführt hatten, ſollten ihnen, wann es Zeit wäre, die Thüren einer Waffenfabrik öffnen, und ſie verfügten über einige Banden entſchloſſener Männer, die zumvoraus auf verſchiedenen Punkten des Boulevards vertheilt waren: an der Madeleine, am Chauteau-d'Eau, auf dem Baſtilleplatz, d. h. auf der ganzen Linie des Zuges.

Was die bonapartiſtiſche Partei betrifft, ſo war ſie um dieſe Zeit ganz außerordentlich thätig. Obgleich einer ſorgfältigen Aufſicht unterworfen, hatte der Herzog von Reichſtadt Gelegenheit gefunden, mit einigen ſeiner Anhänger, bei denen er durch den Prinzen Ludwig Bonaparte vertreten wurde, in Verbindung zu treten; und während Joſeph Amerika verließ, um nach Europa zurückzukehren, ſchickte ſich ein für die Sache des Sohnes Napoleon's bis auf den letzten Mann gewonnenes Truppenkorps an, denſelben auf der Grenze zu empfangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einem ſolchen Stand der Dinge die bonapartiſtiſche Partei den Aufſtand der Nation vortheilhaft hätte ausbeuten können, wenn ſie nicht im eigenen Schooße Kampf und Anarchie getragen hätte. Denn nicht minder geſpalten, als die legitimiſtiſche Partei, begriff ſie drei durch ernſtliche Mißhelligkeiten getrennte Fraktionen in ſich: die Imperialiſten, blinde Bewunderer der napoleoniſchen Monarchie; diejenigen, die in Napoleon hauptſächlich den ſiegreichen Soldaten liebten, und endlich diejenigen, die, mit voller Ueberzeugung dem Prinzip der Gleichheit zugethan, dem Herzog von Reichſtadt blos den Titel eines Chefs der vollziehenden Gewalt zudachten und ihre Wünſche in die Worte zuſammenfaßten: Republik mit einem Namen. Dieſe letztern bildeten ohne Widerrede die intelligenteſte und hochſinnigſte Fraktion der Partei; aber alle Augenblicke durch die Unklugheit der Männer der That bloßgeſtellt, wurden ſie überdies von einer militäriſchen Ariſtokratie bekämpft, welche ſich halb und halb der neuen Regierung angeſchloſſen und, mit Ausnahme einiger Generale von großem Charakter, von dem kaiſerlichen Regime blos eine plumpe Miſchung von Sklavenſinn und Hochmuth bewahrt hatten.

Nun blieben noch die Republikaner, die faſt alle mit außerordentlicher Entſchloſſenheit und ungeſtümer Tapferkeit begabt waren; aber es mangelte ihnen an einem Mittelpunkt, an einem Loſungswort, an einer Leitung. Die Geſellſchaften, welche dieſe Partei in ſich ſchloß, waren von einander unabhängig und gehorchten, wo nicht widerſtreitenden, doch verſchiedenen Antrieben. Die Geſellſchaft der Volksfreunde hatte neben ſich die ſeitdem ſo bekannt gewordene Geſellſchaft der Menſchenrechte entſtehen geſehen, und außerhalb dieſer letztern rührten ſich die Galliſche Geſellſchaft und der Ausſchuß zur Organiſation der Munizipalitäten. Aus dieſem Mangel an Einheit entſtand Schwanken und Zagen. Ueberdies war nichts zu einem republikaniſchen Aufſtande vorbereitet, und obgleich die Galliſche Geſellſchaft durch einige ihrer Mitglieder die Abſicht verkündigte, den Kampf zu beginnen, ſo gedachte doch die Partei ſelbſt noch zuzuwarten. Gleichwohl verſammelten ſich am Abend des 4. Juni einige Mitglieder der Geſellſchaft der Volksfreunde auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, um ſich über die Angelegenheiten des morgenden Tages zu berathen. Hier wurde nach ſehr lebhaften Debatten beſchloſſen, daß man den Angriff nicht beginnen, aber, da ein feindlicher Zuſammenſtoß unvermeidlich ſcheine, ſich bereit halten ſolle, den Kampf mit Kraft durchzuführen. Man ſicherte ſich Verbindungen auf dem Boulevard entlang, und ein Bürger, deſſen Name große revolutionäre Erinnerungen zurückrief, verpflichtete ſich, obgleich er den Aufſtand mißbilligte, jenſeits der Brücke von Auſterlitz eine gewiſſe Anzahl unerſchrockener Arbeiter zu verſammeln, mit denen er im Fall eines Tumultes die Vorſtadt Saint-Marceau aufwiegeln könne.

Am 5. war ſchon am frühen Morgen ganz Paris in Bewegung. Diejenigen, die den Leichenzug bilden ſollten, hatten ſich beeilt, an die zumvoraus feſtgeſetzten Verſammlungsplätze zu gelangen, und von Morgens neun Uhr an drängte ſich eine ungeduldige Menge nach dem Todtenhauſe. Man ſah unter einander Garden in Uniform, Arbeiter, Artilleriſten, Studenten, ehemalige Soldaten ſich die Straße Saint-Honoré entlang wälzen; auf dem Platz Ludwigs XV formirten ſich die Studirenden des Rechts und der Medizin, unter die Geſellſchaft der Volksfreunde gemiſcht, als Pelotons und wählten ſich Anführer; hundert Fahnen von verſchiedenen Formen und Farben flatterten in den Lüften; die einen trugen dreifarbige Flammen, andere grüne Zweige, einige zeigten drohend ihre Waffen; aber ein und dasſelbe Gefühl drang mitten in dieſer unendlichen Verſchiedenheit der Haltungen und Bewegungen durch. Ein ſeltſames Ding! Von allen Seiten begab man ſich zu einer Leichenfeier, und Kriegsgedanken glänzten in allen dieſen unruhigen Blicken, auf allen dieſen vor innerer Bewegung blaſſen Geſichtern. Die beunruhigendſten Gerüchte waren im Umlauf; in einigen Gruppen ſprach

man leiſe, während aus den nächſtſtehenden Gruppen verworrenes Geſchrei erſcholl, und alle ſetzten ein weitumfaſſendes Komplott voraus, die Einen, weil ſie es wünſchten, die Andern, weil ſie es fürchteten. Denn Jeder fühlte es wohl, von welcher Krankheit die franzöſiſche Geſellſchaft gequält war, dieſe Geſellſchaft, die wirklich ſo voll Unordnung und Unruhe war, daß es leider nur der Nebeneinanderſtellung der Elemente bedurfte, um aus ihrer Berührung plötzlich eine entſetzliche Kataſtrophe hervorzurufen.

Auch hatte die Regierung Sorge getragen, Paris in ein Schlachtfeld zu verwandeln. Vier Schwadronen Karabiniers hielten den Platz Ludwigs XV beſetzt; eine Schwadron Dragoner wurde nach der Weinhalle abgeſandt; eine andere bedeckte nebſt einem Bataillon vom 3. leichten Regiment den Grèveplatz; das 12. leichte Regiment erwartete den Zug auf dem Baſtilleplatz; Soldaten ſtanden im Hofe des Louvre; Soldaten ſtanden im Stadtviertel der Studirenden; die Munizipalgarde war ſtaffelförmig auf der ganzen Linie aufgeſtellt, die ſich von der Polizeipräfektur bis zum Pantheon hindehnt, und eine Abtheilung dieſer Garde ſchützte den Jardin des Plantes, nicht weit von der Celeſtinskaſerne, wo das ganze 6. Dragonerregiment ſich bereit hielt aufzuſitzen. Der Reſt der Truppen war in die Kaſernen konſignirt, und es waren Befehle ertheilt worden, um aus Ruel, aus Courbevoie und aus Saint-Denis nöthigenfalls Hülfstruppen kommen zu laſſen. Somit hatte die Regierung dieſem Aufſtande, der vor der Hand noch in der Luft lag, ein beſoldetes Heer von wenigſtens vierundzwanzigtauſend Mann entgegenzuſtellen.*)

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Zipfel des Leichentuches hielten der General Lafayette, der Marſchall Clauzel, Herr Laffitte und Herr Mauguin. Junge Leute zogen den Todtenwagen, welchem Geächtete aus allen Theilen dieſes in der Sklaverei der Könige ſchmachtenden Europa's folgten. Nur zwei Bataillone bildeten die Geleitstruppen; aber die Nationalgardiſten nahmen etwa zehntauſend Mann ſtark Theil an dem Zuge und hatten alle den Säbel an der Seite. Die Artilleriſten der Nationalgarde hatten ſich mit Patronen verſehen, ſie hatten ihre Stutzer geladen, und unter den Mitglie-

---

*) Die Truppen, die zum Kampfe berufen wurden, laſſen ſich folgendermaßen berechnen: es waren ſechs Linienregimenter und drei Regimenter leichte Infanterie à 2000 Mann . . . . 18,000 Mann,
acht Regimenter Kavallerie à 500 Mann . . . . . . 4000 „
Munizipalgarde zu Fuß und zu Pferd . . . . 2000 „
24,000 Mann.
Abgeſehen von dieſen Streitkräften waren 30,000 Mann in der Umgegend von Paris in Bereitſchaft aufgeſtellt, und überdies konnte die Regierung auf die Mitwirkung von etwa 6000 Nationalgardiſten rechnen.

dern der Volksgeſellſchaften trugen viele, halb unter ihren Kleidern verborgen, Piſtolen oder Dolche. Das Wetter war unzuverläſſig und regneriſch; es ſchien die mit Zorn oder Entſetzen vermiſchte Traurigkeit, die durch alle Seelen drang, noch vermehren zu wollen. Auf der Höhe der Friedensſtraße angelangt, wird der Zug auf einmal von einigen jungen Enthuſiaſten von ſeiner Bahn abgelenkt und um die Vendômeſäule geführt. Schrecken erfaßt den in Schlachtordnung auf dem Platze aufgeſtellten Poſten es Generalſtabes, er zieht ſich eilig in's Hotel zurück, die Thore desſelben werden geſchloſſen. „Man beſchimpft die Manen Lamarque's!" rufen ſogleich tauſende von Stimmen, und die Soldaten müſſen heraustreten, um dem vorüberkommenden Sarge die militäriſchen Ehren zu erweiſen. Dies war die erſte Epiſode dieſes unglückſchwangern Tages, und aus dem Geſchrei: „Es lebe die Republik!" das mit Macht vor dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde, ließ ſich leicht abnehmen, was im Werke war. Der Zug hatte ſich wieder das Boulevard entlang, deſſen Seitenalleen eine zahlloſe Menge bedeckte, in Bewegung geſetzt, und er rückte langſamen Schrittes in einer düſtern, furchtbaren Haltung vorwärts, als an einem Fenſter der Straße Grammont der Herzog von Fitz-James ſich zeigte, eine hochmüthige Stellung affektirend und den Hut auf dem Kopfe. Bei dieſem Anblick thut ſich eine allgemeine Entrüſtung kund; heftige Aufforderungen ergehen aus der erbitterten Menge, und der Herzog von Fitz-James ſieht ſich zu einem ſchleunigen Rückzuge genöthigt durch die Steine, die von allen Seiten hinauffliegen und die Fenſter des Hotels zertrümmern. Von dieſem Augenblick an nahm die Aufregung fortwährend zu: aus der ganzen Konſtellation der Umſtände hervorgegangen, zog ſie aus tauſend Zufällen neue Nahrung. Hier fiel ein Polizeiagent, in's Geſicht geſchlagen, zu Boden; dort warf man auf die Bemerkung einer Frau das Bild des galliſchen Hahns, das ſich über einer Volksfahne befand, in den Koth, trat es mit Füßen und ließ einen Weidenzweig an ſeine Stelle treten. Selbſt die Sanftmüthigſten ärgerten ſich über die Anweſenheit der Stadtſerſchanten, die auf beiden Seiten des Zuges von Entfernung zu Entfernung aufgeſtellt waren. Einer dieſer Unglücklichen wurde ſchwer verwundet und genöthigt, ſeine Zuflucht in den Reihen der Artilleriſten zu ſuchen, die ihm das Leben retteten; ein anderer ſtand auf dem Punkt, an dem Thore Saint-Denis von einem Offiziere der Invaliden, der ſein Schwert in die Hand genommen hatte, niedergeſtoßen zu werden. So trug alles dazu bei, das vorhergeſehene Unglück unvermeidlich zu machen. Dieſe ehrende Leichenfeier, an welcher der Schmerz weniger Theil hatte, als die Hoffnung und der Haß, dieſe unermeßliche, auf den Balkonen angehäufte, an den Fenſtern ſich drängende, auf die Bäume und ſelbſt auf die Dächer geſtiegene Bevölkerung, dieſe italieniſchen, polniſchen, deutſchen, ſpaniſchen Fahnen, die an ſo viele ſiegreichen Tyran-

neien, an ſo viele unbeſtraften Beſchimpfungen erinnerten, dieſe allzu deutlich erkenntlichen Vorbereitungen zum Kampfe, ſelbſt die Vorſichtsmaßregeln einer Regierung, welche ſich genöthigt ſah, vor dem letzten Gange eines Todten zu beben, die revolutionären Hymnen, die mitten unter drohendem Geſchrei in den Lüften erſchollen, die Trauertöne des Tamtam und das Gewirbel der verſchleierten Trommeln: dies alles ſtimmte die Gemüther zu einer gefahrvollen Exaltation; dies alles ließ den Leidenſchaften nur einen blutigen Ausweg. Mehrere Zeugen des düſtern Enthuſiasmus, der ſich in dieſer verworrenen und gedrängten Maſſe von Mann zu Mann mittheilte, waren bereits der Anſicht, die Partie ſei verloren für die Regierung Ludwig Philipps. In einem Peloton von Studirenden hatte eine Stimme gerufen: „Nun, wohin führt man uns denn?“ — „Zur Republik,“ antwortete ein Julidekorirter, der das Peloton anführte, „und ſei überzeugt, daß wir heute in den Tuilerien zu Abend ſpeiſen werden.“ Selbſt die Julirevolution hatte in ihrer Entſtehung nichts ſo Achtunggebietendes und Furchtbares dargeboten. Die Idee eines Kampfes ſchwebte Jedermann mit ſolcher Gewißheit vor, daß man im Vorbeigehen Pfähle aus dem Boden und Zweige von den Bäumen riß, um ſie nöthigenfalls als Waffen zu gebrauchen. Die Regierung ſchwebte alſo trotz der ergriffenen Maßregeln in der größten Gefahr, denn die Treue der Truppen war wankend, und man wußte wohl, daß der Degen vieler Offiziere der Sache der Republik oder der des Kaiſerthums angehörte. So viel iſt gewiß, daß, als der Zug den Baſtilleplatz erreichte, ein Offizier vom 12. leichten Regiment auf den Anführer des Pelotons der Studirenden zutrat und zu ihm ſagte: „Ich bin Republikaner, Sie können auf mich zählen;“ auch ſah man mehrere Unteroffiziere mit beifälligen Zeichen die Aufforderung beantworten, mit dem Volke zu fraterniſiren. Inzwiſchen hatte ſich das Gerücht verbreitet, die Zöglinge der polytechniſchen Schule ſeien konſignirt worden; man fügte hinzu, ſie haben vergebens um die Erlaubniß gebeten, einen einzigen von ihren Kameraden abzuſenden, um eines der Bänder des Leichenwagens zu halten. Auf einmal erſcheinen ſie, etwa ſechszig an Zahl, die meiſten baarhäuptig und ihre Kleider in Unordnung. Sie hatten den Poſten überwältigt, den General Tholozé, der ſich ihrem Weggehen entgegenſtellen wollte, über den Haufen geworfen und liefen jetzt herbei, bereit, ſich in den Aufſtand zu werfen. Beifallsſalven, ſchallendes Geſchrei „Es lebe die Schule! Es lebe die Republik!“ begrüßte die Erſcheinung einer ſeit 1830 dem Volke ſo theuern Uniform, und die Muſik des Regiments, das dem Leichenwagen voranzog, ſpielte unaufgefordert die Marſeillaiſe. Der Zug hatte ſich über den Baſtilleplatz, ſodann über das ganze Boulevard Bourdon, zwiſchen dem Kanal Saint-Martin und den Greniers d'abondance hin bewegt, war darauf über die kleine Brücke am Ende des Kanals gegangen

und bedeckte den Platz zwiſchen dieſer Brücke und der von Auſterlitz: hier machte man Halt.

Es war ein Auftritt da zum Behuf der Abſchiedsreden. Diejenigen, welche der General Lafayette, der Marſchall Clauzel, Herr Mauguin, ſowie die fremden Generale Saldanha und Sercognani ſprachen, waren, wie es ſich gebührte, traurig, ernſt, feierlich. Aber auf dieſe ruhigen Worte folgten bald die heftigſten Volksreden, welche die Gährung unter dem Publikum ſteigerten. Elegant gekleidete Leute liefen da und dort bei der Menge umher und ſuchten ſie durch falſche Nachrichten aufzuwiegeln, indem ſie zum Beiſpiel ſagten, man ſchlage ſich auf dem Stadthauſe, oder ein General habe ſich ſoeben gegen Ludwig Philipp erklärt, oder die Truppen haben ſich endlich empört und marſchiren auf die Tuilerien los; die Artilleriſten der Nationalgarde beſprachen ſich; zu wiederholten Malen erſcholl der Ruf: Es lebe die Republik! . . . Auf einmal kommt ein Unbekannter auf einem Pferd, das er in dem unermeßlichen Gewühle nur mit Mühe von der Stelle bringt. Das Geſicht dieſes Menſchen iſt unheimlich, er iſt ſchwarz gekleidet und hält in der Hand eine rothe Fahne, über welcher eine phrygiſche Mütze ſitzt. Es war dies die Erinnerung an 93, die man vor den Augen der Bourgeoiſie wieder ins Leben rief. Die Entrüſtung war groß, zumal bei den Republikanern, deren Grundſätze durch dieſe ſchreckerregende Erſcheinung verläumdet werden ſollten. Ein Schrei der Mißbilligung kam aus Aller Munde, und doch applaudirten einige Wenige, ſei es nun aus blödſichtigem Fanatismus, oder in der argliſtigen Abſicht, die Sache der Republik gehäſſig zu machen. Der General Excelmans befand ſich im Zuge. „Keine rothe Fahne!“ rief er mit Nachdruck; „wir wollen nur die dreifarbige Fahne; ſie iſt die des Ruhmes und der Freiheit!“ Da ſtürzten zwei verdächtige Menſchen auf ihn los und riefen, man müſſe ihn in den Kanal ſtürzen. Er entzog ſich dem Gewühle, begegnete dem Grafen von Flahault und begab ſich mit ihm in aller Eile nach den Tuilerien. Wie der General Excelmans, fürchteten jetzt viele Bürger, die Partei, welche es auf die Bewegung abgeſehen habe, ſei die eines blutdürſtigen Jakobinismus, und ſannen nur noch darauf, ſich gegen den Aufſtand zu bewaffnen. Die rothe Fahne hatte ihre Wirkung gethan: ihr Träger verſchwand, und von dieſem Augenblicke an mußten die Republikaner auf die Hoffnung verzichten, die große Maſſe der Bourgeoiſie nach ſich zu ziehen.

Während dies in der Nähe der Brücke von Auſterlitz und am Ende der längs des Kanals Saint-Martin ſich hinziehenden Straße Contreſcarpe vorging, ergaben ſich nicht minder lebhafte Szenen auf dem Boulevard Bourbon, das auf der anderen Seite dieſes Kanals liegt; und während die Straßen in der Nähe der Greniers d'abondance ſich mit kühnen Männern

füllten, die unentſchloſſen waren, ob es beſſer ſei, den Kampf ſogleich zu beginnen, oder ihn abzuwarten, rückte eine Kolonne Dragoner, die aus der Celeſtinskaſerne kam, über den Quai Morland hin auf die Brücke von Auſterlitz zu. Es iſt von Wichtigkeit, zu bemerken, daß dieſe Bewegung auf ein Gutachten des Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, und nicht auf Befehl des Generals Pajol, der die erſte Militärdiviſion kommandirte, ausgeführt wurde. Im Uebrigen ſchienen die Dragoner keine feindſelige Abſicht zu hegen: ſie hatten ihre Piſtolen in den Halftern und ihre Stutzer im Futterale. Sie rückten ſchnell voran und machten zweihundert Schritte von der Brücke Halt. Eine knirſchende Menge ſtand ihnen gegenüber; auf ihrer linken Seite waren Paliſſaden; zu ihrer Rechten erhob ſich in der Seine die Inſel Louviers. Der Tumult war auf's Höchſte geſtiegen. Ein Wagen erſchien, gezogen von jungen Leuten, die, nachdem ſie Herrn von Lafayette veranlaßt, einzuſteigen, ihn im Triumph nach dem Stadthauſe führten. Die Schwadron öffnete ihre Reihen, um dem General Platz zu machen, und einen Augenblick darauf vernahm man mehrere Flintenſchüſſe. Vergebens beurkundete der Kommandant der Dragoner, Herr Desolliers, bei dieſer Gelegenheit eine muthvolle Mäßigung; man verlangte von allen Seiten, die Soldaten ſollen das Gewehr ſtrecken; man warf von einem Dach in der Nähe Steine auf ſie herab; ja die Aufgeregteſten ſchlichen ſich bis unter die Bruſt der Pferde und legten auf die Dragoner an, von denen zwei verwundet wurden. Wenn hier nicht mehr Blut floß, ſo verdankte man dies der kräftigen Einſchreitung der Herren Dufour, Devauchelles, Soubiranne und Larabit. Der letztere, ein Oppoſitionsdeputirter, genoß einen verdienten Ruf der Ehrenhaftigkeit und des Bürgerſinns: ſeine Bemühungen trugen mächtig dazu bei, auf dieſem Schauplatz der Ereigniſſe eine Kolliſion zu verhindern, die anderwärts bereits nicht mehr vermieden werden konnte.

Durch einen verkleideten Unteroffizier von der kritiſchen Stellung der Dragoner auf dem Quai Morland in Kenntniß geſetzt, war der Oberſt an der Spitze einer zweiten Abtheilung aus der Kaſerne gezogen und wandte ſich unter Trompetengeſchmetter nach dem Arſenalplatze zu, um über das Boulevard Bourdon zur erſten Abtheilung zu gelangen und ſomit den Aufrührern von hinten beizukommen. Aber kaum hatte er zwanzig Schritte aus der Kaſerne hinaus gethan, als eine Salve einige Soldaten niederwarf. Jetzt ſchlugen die Dragoner Galopp an, zogen über den Arſenalplatz und feuerten auf das Boulevard Bourdon. Der Kommandant Cholet wurde hier tödtlich verwundet.

Inzwiſchen erhebt ſich unter der, um die Brücke von Auſterlitz her, in der Straße Contreſcarpe ausgebreiteten Menge ein Geſchrei: „Seht da die Dragoner!“ Sie kamen wirklich im geſtreckten Galopp und fegten Alles,

was auf ihrer Bahn lag, weg. Bei dieſem Anblick entſteht eine allgemeine Entrüſtung, und mit vollem Recht! Denn der Punkt, wo man die Dragoner herausgefordert hatte, war weit entfernt von dem Schauplatz, auf welchen der Angriff ſie führte, und wo ſie nur noch Tauſende von harmloſen Bürgern vor ſich trafen. Eine Barrikade wird in aller Eile errichtet; diejenigen, die keine Flinten haben, reißen Pfähle aus, um ſich zu vertheidigen; ein junger Mann, der Bruder eines hochberühmten Gelehrten, ruft: „Wer mich lieb hat, folge mir!" und mehrere Nationalgardiſten ziehen ihre Säbel. Wüthend liefen ſie den Reitern entgegen, als dieſe am Eingang der kleinen Kanalbrücke verwundert und wie beſtürzt Halt machten. In dieſem Augenblick ſtand der Aufruhr in lichten Flammen. Ein mörderiſches Feuer ging vom Arſenal, vom Pavillon Sully, vom Grenier d'abondance aus. Dem Oberſten der Dragoner wurde ſein Pferd unter dem Leibe getödtet, der Oberſtlieutenant wurde verwundet, den Kapitän Bricqueville traf eine Kugel. Jetzt wurde den Dragonern Befehl gegeben, umzukehren, und ſie zogen ſich nach den Straßen de la Ceriſaie und Petit=Muſe zurück.

Die Soldaten, die das Geleite bildeten, ſind verſchwunden. In dieſem ganzen Stadtviertel bemerkt man nur noch Bürger, die von Entſetzen ergriffen oder vor Wuth außer ſich über einander herſtürzen und rufen: Zu den Waffen! zu den Waffen! Jenſeits der Brücke von Auſterlitz greifen die jungen Leute, welche die irdiſchen Reſte des Generals Lamarque begleiten und ſie nach dem Pantheon führen wollen, die berittene Munizipalgarde an, die in der Umgegend des Jardin des Plantes aufgeſtellt iſt. Sie leiſtet kräftigen Widerſtand; aber lebhaft gedrängt in der Richtung der Barrière d'Enfer, verdankt ſie es nur der Unterſtützung zweier Schwadronen Karabiniers, daß ſie ihren Platz behauptet. Schon ſteht Paris in Flammen. Die Republikaner haben ſich nach allen Richtungen verbreitet, ſchneiden die Straßen durch Barrikaden ab, entwaffnen die Poſten, fordern die Truppen, die ſie treffen, auf, ſich ihnen anzuſchließen, greifen ſie an, wenn ſie ſich weigern, bedrohen die Pulvermagazine und Arſenale, halten die Tambours, welche den Rappell ſchlagen, an, und zerſchlagen ihnen die Trommeln; ſie ſind zwar überall nur in kleiner Zahl, vervielfältigen ſich aber durch ihre Kühnheit und zeigen ſich an allen Orten zugleich. Nichts läßt ſich mit der Schnelligkeit dieſes Ueberfalls vergleichen; drei Stunden nach dem Beginn des Angriffs war die halbe Stadt in der Gewalt der Empörer.

Auf dem linken Seineufer waren zweihundert Mann gegen die Veteranenkaſerne herangezogen. Ihr Anführer, ein Artilleriſt der Nationalgarde, ſteigt hinein. Im Hofe angekommen, wo die Soldaten in Schlachtordnung aufgeſtellt ſind, ſieht er, daß ihm Niemand folgt; dies verdoppelt ſeine Kühnheit, er geht auf den Kommandanten zu und fordert ihm ſeinen Degen ab.

„Ich habe zwanzig Dienſtjahre," antwortet der Offizier: „man wird mir meinen Degen nur mit dem Leben entreißen." — „Behalten Sie Ihren Degen. Aber hören Sie das Flintenfeuer? Wir haben die Gewalt in den Händen, und ich kommandire hier." Der junge Mann bemächtigt ſich des Kommandos, und ſchon ſtrecken die Soldaten das Gewehr, als ſieben oder acht Aufrührer mitten in der ſchrecklichſten Unordnung in die Kaſerne hereinſtürzen. Die Veteranen glauben ſich auf dem Punkt, niedergemacht zu werden: ſie ſetzen ſich zur Wehr und treiben die Angreifer zurück, die größtentheils nur mit Piſtolen oder Stöcken bewaffnet waren. Zwei Abtheilungen Munizipalgardiſten kamen auf zwei verſchiedenen Wegen von Sainte-Pelagie herbei, um die Kaſerne zu befreien. Die erſte hat in der Straße Orleans ein ſehr lebhaftes Feuer auszuhalten und verliert ihren Kapitän, Herrn Turpin; die zweite, befehligt von dem Lieutenant Senancourt, erreicht die Kaſerne und befreit ſie; bald aber kommt die Nachricht, Sainte-Pelagie ſei bedroht, und die Munizipalgardiſten ziehen nebſt den Veteranen eiligſt dahin zurück. Nicht weit von da und auf dem Platze Maubert, wo ſoeben ein Poſten theilweiſe niedergemacht worden war, fand ein Gefecht ſtatt zwiſchen den Empörern und einem vom Fußvolk unterſtützten Peloton Reiterei; das Pulvermagazin der Zwei Mühlen wurde genommen und die ganze Linie der Barriere gehörte der Empörung.

Auf dem rechten Ufer waren die Fortſchritte des Aufſtandes nicht minder reißend. Die Republikaner hatten ſich des Arſenals bemeiſtert; ſie hatten den Poſten von la Galiote und den von Chateau-d'Eau weggenommen; ſie beherrſchten alle Theile des Marais; die Mairie des 8. Bezirks war in ihrer Gewalt; die Waffenfabrik der Straße Popincourt, welche ſie mit Erfolg geſtürmt, hatte ihnen zwölfhundert Flinten geliefert; ſie waren bis auf den Victoiresplatz vorgerückt und ſchickten ſich an, die Bank, das Poſtgebäude, die Kaſerne Des Petits-Pères anzugreifen. Vor allem aber hatten ſie ſich bemüht, die Straße Saint-Martin ſowie die umliegenden Straßen unzugänglich zu machen; denn ſie wollten hier das Hauptquartier des Aufſtandes aufſchlagen und dachten wohl nicht daran, daß an demſelben Tage die Herren Thiers, Mignet, von Hauberſaërt und andere der Regierung Ludwig Philipps ergebene Perſonen im Reſtaurant Rocher de Cancale an der Tafel beiſammen ſaßen, fünfzig Schritte von dem Lager, wo Republikaner ſich befeſtigten, feſt entſchloſſen, ſiegreich die Republik zu proklamiren oder zu ſterben.

Solcher Art waren etwa um ſechs Uhr Abends die von den Inſurgenten erfochtenen Vortheile, und alles ſchien ihnen in dieſem Augenblick den Sieg zu verheißen. Es iſt wahr, die arbeitende Klaſſe hatte ſich noch nicht in Maſſe in Bewegung geſetzt; getäuſcht durch die Julirevolution, die

ihnen ſo ſchöne Ausſichten eröffnet und ihr Elend nur noch drückender gemacht hatte, bezeugten die Männer vom Volk nur wenig Luſt, auf's Neue eine ſolche Erfahrung zu machen; aber der Aufſtand hätte ſich nicht in die Länge ziehen können, ohne ſie unwiderſtehlich in ſeinen Wirbel hereinzureißen; denn nichts iſt natürlicher, als ein Bund zwiſchen dem Elend und dem Unvorhergeſehenen. Was die Soldaten betrifft, ſo waren ſie augenſcheinlich demoraliſirt; denn die Erinnerung von 1830 lebte mit Flammenzügen in ihren ſchwankenden Gemüthern wieder auf; ſie glaubten, die Ausrufungen der Dankbarkeit und Begeiſterung zu vernehmen, die am 29. Juli den Abfall des 53. Linienregiments begrüßt hatten, und die Uniform der Nationalgarde, welche ſie in den Gruppen der Aufrührer glänzen ſahen, erfüllte ſie mit Staunen und Hochachtung. In der Straße Culture=Sainte=Catherine ſchraubten die Pumpen=Sappirer ihre Flinten ab und verbargen ſie, um ſie nicht gegen eine Kolonne gebrauchen zu müſſen, die ſich ſoeben der Kaſerne bemächtigt hatte. Ihrerſeits verſammelten ſich die Nationalgardiſten in kleiner Anzahl, und obgleich die große Maſſe der Bürgerſchaft der Bewegung entgegen war, ſo erweckte doch der Rappell in vielen Quartieren blos das bei Bürgerkriegen eigenthümliche Gefühl der Beängſtigung, und ſelbſt unter denen, die auf die Straße hinabgingen, um den Aufruhr zu bekämpfen, hatten die edeldenkenderen Mühe, ſich jenes gebieteriſchen Mitgefühls zu erwehren, das großer Muth einflößt. Es wurden an dieſem Abend intereſſante Proben davon abgelegt. Acht Inſurgenten, die von dem Platze Maubert zurückkommen, erſcheinen zwiſchen Licht und Dunkel an einer der Brücken der Cité, die ein ganzes Bataillon Nationalgarde beſetzt hält. Sie nehmen in befehlendem Tone das Recht in Anſpruch, ſich mit ihren auf dem rechten Ufer kämpfenden Freunden zu vereinigen, und als man zögert, ihnen Platz zu machen, rücken ſie entſchloſſen, mit gefälltem Bajonett gegen die Brücke vor. Die Nationalgardiſten öffneten ihre Reihen, um dieſe acht Männer durchziehen zu laſſen, deren heroiſchen Wahnſinn ſie bewunderten und beklagten. Solche Männer waren die Empörer, und aus dieſem Zuge kann man auf die Macht ſchließen, welche ſie aus ihrer Tapferkeit zogen.

Auch befand ſich die Regierung in der qualvollſten Unruhe. Um den Soldaten, auf welche man nicht zu zählen wagte, wieder einiges Vertrauen einzuflößen, hatte man beſchloſſen, ſie gemeinſchaftlich mit der Bürgermiliz agiren zu laſſen, und hatte in den Händen des Marſchalls Lobau, Oberbefehlshabers der Nationalgarde, die Leitung ſämmtlicher militäriſchen Kräfte der Hauptſtadt konzentrirt. Eine Verſammlung von Generalen und Miniſtern fand auf dem Generalſtabsamte ſtatt. Der Marſchall Soult war zugegen, und auf ſeinem Geſichte ſtand eine auffallende Befangenheit zu leſen. Was ſollte man beſchließen? Sollte man jenen Krieg in den Gäßchen und auf den

Kreuzſtraßen wieder beginnen, der im Jahr 1830 für den Herzog von Raguſa und die Monarchie ſo unheilvoll geweſen war? Einer der Anweſenden war der Anſicht, das Beſte, was man thun könne, ſei, den Truppen Befehl zum Rückzug zu ertheilen; man hätte ſie dann in Maſſe auf dem Marsfelde verſammelt und ſofort mit dem Säbel in der Fauſt nach Paris zurückgeführt. Aber dieſe Anſicht wurde ſehr nachdrücklich widerlegt von dem Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, der bei dieſen Ereigniſſen eine bemerkenswerthe Feſtigkeit beurkundete. Die Berathung zog ſich unter rathloſem Schwanken, nutzloſen Verwünſchungen, eiteln Entwürfen in die Länge, und man trennte ſich, ohne einen Entſchluß gefaßt zu haben: ſo groß war die Verwirrung in den Köpfen!

Und doch mußte man kräftig einſchreiten, denn die Augenblicke waren koſtbar. Nun erſchien die Gefahr Jedermann in ſo furchtbaren Verhältniſſen, daß man nach allen Seiten Befehle abfertigte, welche die in der Umgegend liegenden Soldaten in die Stadt beriefen, obſchon Paris ſelbſt mit Truppen überfüllt war. Ein Bataillon vom 12. leichten Regiment brach von Saint-Denis auf; das 14. leichte eilte von Courbevoie her, nachdem es ſich nach Saint-Cloud, das der König ſo eben verlaſſen, in Marſch geſetzt hatte. Die Batterie der Kriegsſchule wurde auf das Carrouſel gerichtet; eine Maſſe Munition kam von Vincennes. Zu gleicher Zeit erhielten ein Bataillon vom 3. leichten Regiment und eine Abtheilung der 6. Legion Befehl, das Boulevard zu ſäubern, das gegen das Thor Saint-Martin hin bereits zwei Schwadronen Karabiniers beſetzt hielten, und wo der General Schramm ſich mit vier Kompagnien am Eingang der Straße Clery aufgeſtellt hatte. Abends ſechs Uhr gelang es den Dragonern, ſich des Victoiresplatzes zu bemächtigen, und, unterſtützt von einigen Kompagnien Fußvolk, ſicherte eine von Herrn Deleſſert befehligte Abtheilung der Nationalgarde den Abgang der Kuriere.

Aber dies waren nur ſchwache Erfolge, im Vergleich mit denen, welche die Empörer damals auf tauſend verſchiedenen Punkten erkämpften. Sie nahmen nacheinander, und indem ſie der Munizipalgarde bedeutende Verluſte zufügten, die Poſten der Lingerie, der Baſtille, des Marktes Saint-Martin, der Blancs-Manteaux weg. Um acht Uhr errichteten ſie eine Barrikade neben der kleinen Brücke am Hotel-Dieu, nöthigten eine Abtheilung des 25. Linienregiments zum Rückzug, trieben eine Abtheilung Munizipalgarden über den Quai aux Fleurs zurück und ſchloſſen die Polizeipräfektur von allen Seiten ein.

Die Nachricht von dieſen Ereigniſſen verbreitete Beſtürzung im Schloſſe. Man würde hier vergebens jenen Andrang von Gäſten geſucht haben, welchen man um die Throne herum erblickt, wenn der Glanz der Feſte ſie umgibt und die Gewalt auf feſten Füßen ſteht. Selbſt die heißeſte, ruhmredneriſchſte Ergebenheit war aus Furcht zu Eis geworden. Wahrhaftig, eine alltägliche und in

der Geſchichte der Monarchien beinahe überflüſſige Bemerkung! Die Beamten der Miniſterien hatten die wichtigſten Papiere verborgen, und in den Tuilerien dachte man bereits nur noch auf Vorbereitungen zur Flucht. Man fürchtete hier hauptſächlich, der General Lafayette und der Marſchall Clauzel möchten ſich in die Bewegung werfen. Was hätte nicht die Popularität des einen und die Berühmtheit des andern vermocht? Die Dynaſtie Orleans war dann verloren.

Der Kriegsminiſter, Marſchall Soult, theilte dieſe Beſorgniſſe. Seit den Erzählungen, die in frühern Zeiten über die Intriguen ſeiner Anhänger und über ſeinen geheimen Wunſch, zum König von Portugal gekrönt zu werden, umgelaufen waren, legte man ihm einen ungemeſſenen Ehrgeiz bei. Sein Kriegerruhm, ſeine Kenntniſſe als Mann der Verwaltung, ſeine unermüdliche Thätigkeit, das glänzende Geſchick Bernadotte's, ſeines Nebenbuhlers, alles ließ vorausſetzen, daß er ſich mit großartigen Plänen trug. Man kannte ihn überdies als gleich unfähig der Uneigennützigkeit in ſeinen politiſchen Neigungen, wie der Standhaftigkeit in ſeinen Wahlen, und er, der ſich hintereinander Bonaparte, der Reſtauration, den Orleans hingegeben, er hatte das Recht verloren, an ſeine Treue gegen den letzten Herrn glauben zu machen. Im gegebenen Falle war er ſchweren Verdächtigungen ausgeſetzt. Seine verlegene Haltung während des Kampfes, die Nachdruckloſigkeit ſeines Widerſtandes, der mit der Rauhheit ſeines Charakters ganz und gar nicht verträgliche Befehl, welchen er den Corpschefs ertheilte, ſich nur in der äußerſten Noth zu vertheidigen, mußte Jedermann auffallend erſcheinen. Er war es, welcher den Rath gab, Paris zu verlaſſen — wahrhaftig ein ganz ſeltſamer Einfall! Endlich erzählt man, doch iſt die Sache keineswegs bewieſen, daß er in der Nacht vom 5. auf den 6. mit gewiſſen wohlbekannten Mitgliedern der republikaniſchen Partei eine geheimnißvolle, wichtige Unterredung gehabt habe. Unläugbar iſt, daß man am Abend des 5. Juni einen jungen Mann, Namens Guibert*), der ſich oft als den Schützling des Kriegsminiſters vorgeſtellt hatte, auf dem Bureau des National erſcheinen ſah. Dieſer junge Mann hatte es auf ſich genommen, die Geſinnungen des Generals Subervic auszuforſchen, und erklärte ſich für bevollmächtigt, eine Unterredung zwiſchen Armand Carrel und dem Marſchall Clauzel zu veranſtalten. Carrel begleitete ihn wirklich zu dem Marſchall, aber er fand dieſen ſehr froſtig, ſehr vorſichtig und voll Furcht, ſich preiszugeben. Er war nun gleichfalls rückhaltend, und aus dieſem Geſpräch ging für ihn ſo wie für den Marſchall die vielleicht irrige, aber tiefe Ueberzeugung hervor, daß der Kriegsminiſter ſich in ihre Geheimniſſe habe drängen wollen, um ſich dem Aufſtand anzuſchließen, wenn ſeine Ausſichten ſich einigermaßen günſtig geſtalten

---

*) Es iſt dies derſelbe, der ſpäter in der Straße Louis-le-Grand ermordet wurde.

ſollten, oder im entgegengeſetzten Fall über die ſicherſten Mittel verfügen zu können, ihn zu vereiteln.

Aber wenn unter den Angegriffenen Unentſchloſſenheit vorwaltete, ſo war ſie in nicht geringerem Maße bei denen vorhanden, welche ihre Stellung zur Leitung des Angriffes berief. Zwei Zöglinge der polytechniſchen Schule hatten auf Herrn Mauguin gerechnet: ſie trafen ihn in der peinlichſten Angſt und konnten ihm nur Worte gänzlicher Muthloſigkeit entreißen. Nicht entſchloſſener zeigte ſich der Marſchall Clauzel: einem Artilleriſten, der im Namen der Partei in ihn drang, das Schwert zu ziehen, gab er zur Antwort: „Ich ſchließe mich euch an, wenn ihr der Mitwirkung eines Regiments ſicher ſeid.“ — „Ei, mein Herr,“ erwiderte der Artilleriſt barſch, „wenn wir in dieſem Augenblick ein Regiment zu unſern Befehlen hätten, ſo bedürften wir Ihrer nicht.“ Unter allen denen, die eine lange Vergangenheit bloßzuſtellen und ein anſehnliches Vermögen auf das Spiel zu ſetzen fürchten konnten, war Herr von Lafayette der einzige, der ſich ganz und rückhaltlos anbot. In dem Wagen, in welchen man ihn geſetzt hatte, um ihn nach dem Stadthauſe zu führen, hörte der edle Greis, nachdem der Verſuch mißlungen war, einen von denen, die ihn zogen, ſcherzweiſe zu ſeinem Nachbar ſagen: „Wenn wir den General in die Seine würfen, wie könnte die Regierung den Verdacht von ſich wälzen, ihn geopfert zu haben?“ Und er ſpielte ſelbſt auf dieſe grauſamen Worte an und ſagte mit der Grazie, die ihn nie verließ: „Wahrhaftig, dieſer Einfall iſt nicht ſo ſchlimm.“ Dann als man ihn zur Mitwirkung aufforderte, rief er krank und müde, wie er war: „Freunde, findet ein Plätzchen auf, wo man einen Stuhl ſtellen kann, und ich will euch folgen.“ Gequält von Verdrießlichkeiten aller Art, das Spielzeug einer Undankbarkeit, an die er unaufhörlich dachte, mehr als je erbittert über die Beſchimpfungen, womit der Hof ſein Alter verfolgte, fühlte er einen kräftigen Haß in ſich, der, vermählt mit ſeiner Vaterlandsliebe und ſeinem Muthe, den ungeduldigen Wunſch in ihm weckte, ſich zu rächen. Aber es mangelte ihm durchaus an der Initiative, und ſeine Freunde wollten es nicht auf ſich nehmen, über ein ſo koſtbares Leben zu verfügen. So war denn ſeine Popularität abermals nutzlos für ſeine Partei und ihn ſelbſt.

Es iſt wahr, man hätte ſich ſeines Namens bemächtigen können, und man darf glauben, daß eine Proklamation, die eine proviſoriſche Regierung ernannt hätte und am Morgen des 6. in mehreren tauſend Exemplaren verbreitet worden wäre, entſcheidende Wirkung gethan haben würde. Denn in dieſem Falle lebte die Revolution von 1830 mit ähnlichen Umſtänden wieder auf; viele hochgeſtellten Männer ließen ſich durch den großen Namen Lafayette hinreißen; die Hälfte der Nationalgarde trat auf die Seite ihres ehemaligen Oberbefehlshabers über; die Truppen blieben unentſchieden, und

von beherzten Leuten begonnen, zog der Aufſtand, indem er Feſtigkeit gewann, alle Egoiſten, alle Ehrgeizigen, alle Feigen an ſich. Aber außer denen, die ſich ſchlugen, war Niemand, der etwas verſucht, Niemand, der etwas gewagt hätte. Die Bureaux der Tribune waren von Polizeiagenten und einer Abtheilung Nationalgardiſten geſtürmt und die Preſſen trotz der Proteſtationen der Herren Sarrut und Bouſſi verſiegelt worden. Eine ähnliche Maßregel traf die Quotidienne und hätte ſich auch am National vergriffen, wenn ſeine Bureaux nicht gerade in der Nähe der Barrikaden gelegen wären. Auf den Bureaux des National alſo, wo ſich einige der Partei fremde Perſonen eingeſtellt hatten, kamen am 5. Juni gegen acht Uhr Abends mehrere der einflußreichſten Republikaner zuſammen. Hier wurde inmitten tauſend verworrener Gerüchte die Frage eines allgemeinen Aufſtandes verhandelt. Für Viele war ſie nicht zweifelhaft. Die Partei habe den Schwung genommen: was man zögere, ihn zu unterſtützen? Die Revolution von 1830 habe nicht unter günſtigeren Auſpizien begonnen. Dies war nicht die Anſicht Armand Carrels. Von Seiten eines Mannes, der den Ruf ausgezeichneter Tapferkeit beſaß, und gegenüber einer eben ſo argwöhniſchen als aufſprudelnden Partei erforderte eine ſolche Erklärung eine nicht gewöhnliche Charakterfeſtigkeit. Aber man darf behaupten, daß Armand Carrel bei dieſer Gelegenheit den militäriſchen Geſichtspunkt zu ſehr vorwalten ließ, während er mehr als Verſchwörer hätte urtheilen ſollen. Nun ſind die Grundſätze, die einer im Felde ſtehenden Armee den Sieg ſichern, nicht dieſelben, die über den Erfolg eines Volksaufſtandes entſcheiden. Kühnheit, die Danton's Prinzip und ſogar ſein Genie war, Kühnheit iſt die Klugheit der kämpfenden Parteien; denn in der Revolution hat die Zuverſichtlichkeit alle Vortheile des Zufalls für ſich.

Nachdem die Verſammlung beim National zu nichts geführt hatte, als die unſelige Uneinigkeit deutlicher an's Licht zu ſtellen, machten ſich die Feurigſten auf den Weg, um die Ecke der Straße Menilmontant zu erreichen, wo ſie ſich von zahlreichen Freunden erwartet glaubten und wo ſie ſich zu befeſtigen entſchloſſen waren, da ſie nicht zweifelten, daß der Krieg am folgenden Tage von Neuem beginnen werde.

Aber ſchon fingen die Dinge an, ein anderes Ausſehen zu gewinnen. Der Mangel an Leitung drohte alles zu verderben. Im Salon des Herrn Laffitte waren einige Deputirte der Oppoſition beſchäftigt, ſich in nutzloſen Reden zu ergießen, und verriethen eine Beklommenheit, die in der Heiterkeit des in Gefahr jederzeit ruhigen Herrn Laffitte eine ſtrenge Richterin fand. Die Miniſter erfuhren nachgerade von ihren Emiſſären die Unthätigkeit Lafayette's und die Bedenklichkeiten des Marſchalls Clauzel. Verhaftsbefehle wurden gegen die Herren Cabet, Laboiſſière und Garnier-Pagès erlaſſen. Die verſchiedenen Corps der unermeßlichen Armee, welche auf Paris laſtete,

fingen an, nicht mehr an eine zweite Julirevolution zu glauben, als ſie die bürgerlichen Bataillone, welche gegen die Aufrührer geſchickt wurden, im Vorbeidefiliren vor ihnen liſtigerweiſe „Es leben die Truppen!“ rufen hörten. Die Empörer ihrerſeits wurden muthlos und zerſtreuten ſich, als ſie erfuhren, daß die Häupter wenig Luſt bezeugen, dieſe blutige Partie zu ſpielen, und daß vielleicht die Autorität der Namen dem Aufruhre fehlen werde. Um die Abfälle zu vermehren und das Volk im Zaume zu halten, verbreiteten Polizeiagenten überall das Gerücht, der Aufſtand ſei karliſtiſch — eine kühne Lüge, die von den Einen verworfen, von den Andern aber ohne Mißtrauen angenommen wurde, und die getäuſchte Nationalgarde des Stadtbanns, welche die Regierung in dem brüllenden und getäuſchten Paris umherſchickte, mit flammendem Zorn erfüllte.

Auf der andern Seite herrſchte unter den höchſten Perſonen des Hofes, den Würdeträgern, den miniſteriellen Deputirten, den Generalen, ein ungemeiner Schrecken. Herr Thiers war es, der am Abend des 5. Juni alle Vorbereitungen zur Vertheidigung zu leiten ſchien. Einige Zeit lang auf dem Generalſtabsamte der Nationalgarde von den Herren Berenger, Keratry, Madier-Montjau, Voyſin von Gartempe umgeben, ließ er, hochvergnügt über dieſe vom Glück ihm gebotene Gelegenheit ſich in einer neuen Rolle zu verſuchen, Patronen vertheilen und die Deputirten auffordern, ſich in aller Eile zu verſammeln. Nur dreizehn Deputirte, die oben bezeichneten mit inbegriffen, erſchienen auf dem Generalſtabsamte, und alle erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des Königs, ohne zu wiſſen, ob ſie Siegeshoffnung oder die Befürchtung einer Niederlage in ſeinen Blicken leſen ſollten. Endlich kam er von Saint-Cloud, nachdem er ſeiner Familie Befehl ertheilt hatte, ihm zu folgen. Der Zuſtand von Paris erſchreckte die Königin über die Maßen; ſie hielt die Lage für noch bedenklicher, als 1830 — eine Anſicht, welche ſelbſt die durch ihre Charakterfeſtigkeit bekannte Madame Adelaide zu theilen im Begriffe ſtand. Die Frage der Abreiſe wurde verhandelt; aber die Nachahmung des Beiſpiels Karls X ſchloß eine Gefahr in ſich, die dem Scharfblicke Ludwig Philipps nicht entgehen konnte. Wenn er Beſorgniſſe hegte, ſo bewahrte er das Geheimniß derſelben vor denen, die bei ihm eine Ermuthigung zur Hoffnung ſuchen wollten. Er empfing ſie, wie es ſich im Augenblick gebührte, d. h. mit einem beruhigenden Geſichte, mit Worten der Erkenntlichkeit, und er ſchien die Einſamkeit nicht zu bemerken, welche das ſchwankende Schickſal um ihn her ſchuf.

Inzwiſchen kampirte der Aufſtand mitten in der Hauptſtadt. Zwei Barrikaden ſchnitten die Straße Saint-Martin ab: die eine im Norden, auf der Höhe der Straße von Maubuée, die andere weit ſtärkere im Süden, auf der Höhe der Straße Saint-Mery und einige Schritte von der alten

Kirche dieſes Namens. In dem Raume zwiſchen den beiden Wällen, auf der Ecke der Straße Saint-Mery und gegenüber der Straße Aubry-le-Boucher erhob ſich das Haus Nr. 30, deſſen Erdgeſchoß und Zugänge etwa hundert und zehn Inſurgenten beſetzt hielten, und das ihnen zu gleicher Zeit als Hauptquartier, als Zitadelle, als Lazareth dienen ſollte. Die Stellung war gut gewählt: nahte man von vorn, von der Straße Aubry-le-Boucher her, ſo fiel man unter das Feuer, das aus den Fenſtern des Hauptquartiers kam; griff man es von hinten an, ſo bekam man's mit den Kämpfern im Innern der Barrikaden zu thun, geübten Männern, die mit ſicherer Hand Tod verbreiteten und von außerordentlichem Muthe beſeelt waren. Am Abend des 5. Juni kam eine Kolonne Nationalgardiſten die Straße Saint-Martin herauf, dicht an die Barrikade. „Wer da?“ ruft die Schildwache. — „Gut Freund!“ — „Seid ihr Republikaner?“ — „Ja.“ Ein Freudengeſchrei erſchütterte die Luft, und ein Inſurgent, Namens Roſſignol, trat vor, um mit dem Anführer der Kolonne zu unterhandeln; aber in demſelben Augenblick ſtürzten ſich Nationalgardiſten auf die Barrikade mit dem Rufe: „Ha, Räuber, haben wir euch endlich!“ und der Kapitän ſeinerſeits ſchickte ſich an, den Parlamentär gefangen zu nehmen. Da wendet ſich dieſer gegen die Seinigen um, und obgleich ein ſolcher Befehl ihn einem unvermeidlichen Tode auszuſetzen ſchien, ruft er unerſchrocken: „Gebt Feuer, Freunde!“ Eine Salve kam vom Innern der Barrikade und warf fünf Mann zu Boden. Die Angreifer feuerten gleichfalls, und einer der Anführer auf der Barrikade bekam eine Kugel in die Lenden; aber die Kolonne mußte zurückweichen und zerſtreute ſich. Auf dieſes erſte Gefecht folgten zwei Angriffe, die mit vielem Nachdruck abgewieſen wurden. Und dies waren nur die Vorſpiele eines furchtbaren Kampfes. Die Aufrührer bereiteten ſich mit einer überraſchenden Kaltblütigkeit darauf vor. Während unter den Befehlen eines Julidekorirten, Namens Jeanne, die Einen ſich auf dem Poſten der Straße aufpflanzten, erwarteten die Andern, im Hauſe Nr. 30 und in der Loge des Hausverwalters verſammelt, mit Ungeduld den Augenblick des Sturmes und verkürzten dieſe furchtbaren Stunden mit fröhlichen Geſprächen. Diejenigen, die keine Waffen hatten, goſſen aus bleiernen Dachrinnen, die ſie abgeriſſen, Kugeln in einem Dutzend Modellen. Dieſe ſeltſamen Vorbereitungen wurden von einigen Greiſen geleitet, ehemaligen Soldaten, die mit Worten und Geberden ihre Kameraden anfeuerten. Knaben luden die Gewehre und bedienten ſich ſtatt der Pfröpfe abgeriſſener Maueranſchläge. Später, als dieſes Mittel ausging, zerriſſen die Inſurgenten ihre Hemden, um Pfröpfe daraus zu machen. So warteten ſie, umgeben von Stille und Dunkelheit, mitten in dieſer großen, unbeweglich gewordenen Stadt allein aufgeregt und zum größten Theil wohl wiſſend, daß ſie die Sonne des nächſten Morgens nicht

erblicken würden. Auf einmal ertönten eilige Schritte auf dem Pflaſter der Straße und Waffengeräuſch ließ ſich vernehmen. Es war eine Abtheilung Fußvolk, welche die Straße Saint-Martin heraufkam. Die Uhr ſtand auf halb drei des Morgens und die Barrikade war in dieſem Augenblick beinahe verlaſſen. Aber ſchon waren einige Empörer in den dritten Stock hinaufgeſtiegen und klopften mit wiederholten Schlägen an die Thür eines Zimmers, das auf die Straße ſah. Man öffnete ihnen, und zwei junge Frauenzimmer traten ihnen entgegen, die zitternd, in Thränen zerfließend baten, man möchte ihnen doch das Leben ſchenken. „Fürchten Sie nichts," antworteten die Republikaner lächelnd, „wir kommen hier nur als Feinde des Königs, und wenn Ihre Möbel durch die Kugeln beſchädigt werden, ſo wird die proviſoriſche Regierung Sie entſchädigen." Diejenigen, welche Flinten hatten, ſtellten ſich an den Ecken der Fenſter auf; die Anderen hielten ſich bereit, Mauer- und Pflaſterſteine auf die Soldaten hinabzuwerfen. Auch konnten die Truppen nur in aller Eile über die Barrikaden wegziehen, wo ſie einen langen Blutſtreifen als einzige Spur hinterließen. Bald darauf erfuhren die Republikaner, daß ſich im Hofe des von ihnen beſetzten Hauſes ein Waffenladen befinde, und ließen ſich den Eingang deſſelben öffnen. Der Laden enthielt fünfzig Jagdflinten. Sie wurden inmitten der lebhafteſten Begeiſterung vertheilt; aber die Brüderlichkeit, die unter den Kämpfenden herrſchte, hinderte ſie nicht, ſich mit der ganzen Eiferſucht des Muthes dieſe allzu ſeltenen Waffen ſtreitig zu machen. Mittlerweile verkündet man das Heranrücken der Munizipalgarde. Jetzt gehen die Aufrührer in Maſſe auf die Straße hinab, laſſen die Munizipalgarde bis auf Piſtolenſchußweite herankommen und werfen ſie dreimal mit dem Rufe „Es lebe die Republik!" zurück. Ihre Begeiſterung war unbeſchreiblich und ſchien mit ihren Gefahren zu wachſen. Ein zwölfjähriger Knabe, der unter ihnen focht, hatte eine ſehr bedeutende Kopfwunde erhalten, und ließ ſich durch die dringendſten Zureden Jeanne's nicht vermögen, die Barrikade zu verlaſſen. Im Uebrigen vermählte ſich dieſer ſprudelnde Muth bei den Kämpfern von Saint-Mery mit einem tiefen Gefühl der Menſchlichkeit. Nach jedem Gefecht ſprangen ſie über die Barrikade hinab, nahmen die Verwundeten in ihre Arme und trugen ſie in's Lazareth, wo ihre Feinde nur noch ihre Brüder waren.

Nicht weit von da bewachte ein anderer Inſurgentenhaufe eine am Eingang der Paſſage du Saumon errichtete Barrikade, deren Zugänge überdies von aufmerkſamen, die Straße Montmartre entlang aufgeſtellten Schildwachen vertheidigt wurden. Auch hier bezeichneten hartnäckige Kämpfe eine auf immer beklagenswerthe Nacht; denn der Marſchall Lobau hatte den Soldaten befohlen, dieſes Quartier zu ſäubern, ſo daß es mit Tagesanbruch rein ſei, und die Republikaner ihrerſeits waren entſchloſſen, es nicht leben-

dig zu verlaſſen, außer als Sieger. Lange Zeit behaupteten ſie ſich auf dem gewählten Poſten, ſich durch gegenſeitige Aufmunterungen entflammend, unzugänglich der Entmuthigung, erhaben über die Furcht. Ein an der Ecke der Straße Montmartre und der Paſſage gelegenes Café*) nahm die Sterbenden auf, und von den benachbarten Fenſtern, die ſich von Minute zu Minute öffneten und eiligſt wieder ſchloſſen, warfen unbekannte Hände den Republikanern Patronen zu. Aber ſie waren nur eine Handvoll, und da ſie von anſehnlichen, unaufhörlich ſich rekrutirenden Streitkräften gedrängt wurden, ſo war jeder Mann, der in ihren Reihen fiel, ein unerſetzlicher Verluſt für ſie. Um vier Uhr Morgens war ein längerer Widerſtand ſchlechterdings unmöglich geworden; das Café war voll von Verwundeten; auf dem von ſeinem Blute überſtrömten Billard lag ein Zögling der polytechniſchen Schule, und hinter der Barrikade zählte man weniger Kämpfer als Leichname. Ein letzter Angriff endete den Kampf auf dieſem Punkte. Einige wenige Empörer entkamen wie durch ein Wunder, die anderen ließen ſich auf der Breſche niedermachen.

Der Poſten auf der kleinen Brücke vor dem Hotel-Dieu war am Abend des 5. Juni Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes geweſen. Siebzehn Inſurgenten, die ihn während der Nacht beſetzt hielten, hatten ſich von einer zahlreichen Kolonne Nationalgarden überraſchen laſſen; fünfzehn von dieſen Unglücklichen wurden in Stücke gehauen und in die Seine geworfen; zwei wurden in den benachbarten Straßen eingeholt und erwürgt. Was die in der Straße Menilmontant verſammelten Republikaner betrifft, ſo mußten ſie, nachdem ſie die ganze Nacht gefeuert, mit Tagesanbruch den Rückzug antreten, denn ihre Zahl war zu klein und die Stellung zu ſchwach, um möglicherweiſe eine Vertheidigung zuzulaſſen.

Am 6. Juni waren nur noch auf dem Baſtilleplatze, am Eingang der Vorſtadt Saint-Antoine und in den Straßen Saint-Martin, Saint-Mery, Aubry-le-Boucher, Planche-Mibray und der Arcisſtraße Inſurgenten zu erblicken. Nun erſchöpfte ſich die Regierung in den außerordentlichſten Anſtrengungen, um den ſomit in zwei Stadtviertel zurückgedrängten Aufſtand zu überwinden. Von Morgens ſechs Uhr an war der Platz Ludwigs XV von der Artillerie verſperrt; zwei Bataillone marſchirten von Saint-Cloud herbei, um die vielen, welche die Hauptſtadt überſchwemmten, zu verſtärken; endlich rückte von Verſailles her ein Regiment Fußvolk und drei Regimenter Kavallerie mit Kanonen in Paris ein.

Aber dies alles genügte noch nicht, um den Hof vollkommen zu beruhigen. Die Tuilerien boten beinahe noch denſelben Anblick dar, wie Tags zuvor.

*) Es exiſtirt nicht mehr.

Die hochgeſtellten Männer, die gekommen waren, um ihre Dienſte anzubieten, waren leicht zu zählen, und auf den Geſichtern ſämmtlicher Anweſenden ſtand eine gewiſſe Gezwungenheit zu leſen. Als man die Kommandos über die verſchiedenen Brigaden vertheilen wollte, waren die meiſten von den Chefs nicht zu finden. Ein durch ſein thatkräftiges Weſen bekannter General, Excelmans, weigerte ſich, unter den Befehlen des ihm gleichgeſtellten Generals Pajol zu dienen; er betrachtete die in dieſer Richtung an ihn ergangene Aufforderung als einen Schimpf gegen ſeine Epauletten, und zwiſchen ihm und dem Marſchall Soult erhob ſich in der Dianagallerie ein ſehr lebhafter Wortwechſel, laut genug, daß die königliche Familie das Geſchrei hören konnte. Der König zeigte viele Gelaſſenheit. Wohlerfahren in der Kunſt, über ſich ſelbſt zu wachen, entwickelte er in ſeinem Benehmen und ſeinen Reden die vollkommenſte Ungezwungenheit, ſei es nun, daß er um ſich herum Zuverſicht verbreiten wollte, oder daß er einſah, daß die Empörung ſich ihrem Ende zuneigte. Gleichwohl konnte ſich der Brand jeden Augenblick von neuem entzünden. Noch an demſelben Morgen ging Herr Marchais unter den Fenſtern des Marſchalls Lobau vorüber: „Nun," rief ihm dieſer in einem halb ſcherzenden, halb ernſthaften Tone zu, „ihr oder wir, wer wird abziehen müſſen?"

Inzwiſchen hatten ſich die Deputirten der Oppoſition bei Herrn Laffitte verſammelt, und man berieth ſich hier unter der Herrſchaft des Zornes oder der Angſt. Die meiſten dieſer kleinmüthigen Menſchen waren, als ſie das Wort Republik nur ausſprechen hörten, erblaßt, und ſchon hatten ſich vor ihnen all die ſchwarzen Geſpenſter aufgerichtet, die das Entſetzen ihrer Erinnerung waren. Aber, Gott ſei Dank! ſie vernahmen jetzt nur noch die letzten Rufe der erſterbenden Empörung, und wüthend über ihren nunmehr verſchwundenen Schreck ſagten ſie: „Was ſäumen wir? Der Augenblick iſt gekommen, wo jeder frei und offen ſeine Anſicht ausſprechen muß. Es iſt kein Mittelweg mehr möglich: entweder müſſen wir uns dem Aufſtande anſchließen oder mit ihm brechen. Wenden wir eine unheilvolle Geſammtverantwortlichkeit von uns ab und beweiſen durch eine feierliche Kundgebung unſerer Geſinnung, wie ſehr wir den Begünſtigern des Aufſtandes, ihren Handlungen und Grundſätzen abhold ſind." Aber dieſe Anſicht fand kräftige Gegner in der Verſammlung. Ob es den Urhebern des Geſetzes anſtehe, ſich mit dem Requiſitorium zu bewaffnen? Und in welch einem Augenblick! Alſo während das vergoſſene Blut noch rauche, während alle Gemüther in Gährung ſeien, und der kleinſte Funke einen ungeheuern Brand erregen könne, unter dem Geknall des Flintenfeuers alſo wolle man die Inſurgenten durch einen Urtheilsſpruch niederſchmettern? Hätten ſie geſiegt, ſo wäre die Geſchichte allein ihre Richterin geweſen; nachdem ſie überwunden worden, müſſe das Uebermaß ihres Unglücks ſie wenigſtens vor Beſchimpfung ſchützen. Dies

war die Anſicht der edeldenkenderen und unter andern des Herrn von Bryas. Herr von Bryas hatte einen Sohn in der polytechniſchen Schule, wo die Empörung mehr als einen unerſchrockenen Bundesgenoſſen gefunden hatte. Als Vater und Bürger bekämpfte er mit lobenswerther Feſtigkeit die Idee einer Manifeſtation, welche ebenſo nutzlos als würdelos geweſen wäre. Sofort handelte es ſich darum, Kommiſſäre an den König zu ſchicken, mit dem Auftrag, ihm in der ſeit 1830 befolgten Politik die Quelle aller Ruheſtörungen nachzuweiſen. Man wandte dagegen ein, daß dieſer Schritt zu nichts führen würde, daß der König wie Karl X und alle Könige einen unabänderlichen Willen habe, daß es Wahnſinn ſei, daran zu zweifeln, und daß die Deputirten der Oppoſition es ſich ſelbſt ſchuldig ſeien, ſich nicht dem Hohne einer in dieſem Augenblick voll Haß und Hochmuth ſich aufblähenden Camarilla auszuſetzen. Da inmitten dieſer Verhandlungen das Wort Republik genannt worden war, und mehrere verlangt hatten, man ſolle dem Tadel der Handlungen der Regierung eine unumwundene Mißbilligung jener furchtbaren Grundſätze beifügen, welche das Jahr 93 zum Datum und die rothe Fahne zum Symbol gehabt, ſo ergriff Herr von Lafayette das Wort. Er ließ ſich nicht zu einer Zurückweiſung ebenſo unſtichhaltiger als ungerechter Zuſammenſtellungen herab und erklärte ſich ohne Umſchweif als Republikaner. Von der Aeußerung, die eine gewandte Bosheit ihm beizulegen beliebt hatte: „Der Herzog von Orleans iſt die beſte Republik!“ verſicherte er, daß ſie niemals aus ſeinem Munde gekommen ſei. Nachdem er ſofort mit edler Mißbilligung ſeines eigenen Benehmens an die Julitage, dieſe ewige Lehre für die Völker, an ſein getäuſchtes Vertrauen, ſeine elendiglich zerſtörten Ideale, ſeine gezüchtigte Verblendung erinnert hatte, verwarf er alles, was in einer Monarchie der Hoffnung gleichen könne. Aber dieſer beherzte und muthvolle Greis ſprach zu Leuten, welche die Monarchie durch unüberwindliche Verführungsmittel in ihrem Dienſte zurückhielt. Die Deputirten ernannten drei Kommiſſäre: Herrn François Arago, den Marſchall Clauzel, Herrn Laffitte. Da der Marſchall es ablehnte, ſo nahm Herr Odilon-Barrot ſeinen Platz in der Kommiſſion ein. Mittlerweile hatte man die Nachricht gebracht, daß der Aufſtand überwunden ſei, und die Deputirten, die ihre Rolle nunmehr beendet glaubten, trennten ſich.

Beim Weggehen begegnete Herr Arago im Hofe Herrn Savary und Herrn Alexander Dumas, einem Gelehrten und einem Dichter. Sie waren beide ſehr aufgeregt und hatten nicht ſobald vernommen, was ſoeben bei Herrn Laffitte beſchloſſen worden war, als ſie in bittere, leidenſchaftliche Beſchwerden ausbrachen. Paris, ſagten ſie, habe nur ein Zeichen erwartet, um ſich zu erheben, und ſie haben ſich eines ſchweren Verbrechens gegen ihr Land ſchuldig gemacht, dieſe Deputirten, die ſich ſo ſchnell bereit gezeigt, die

Anſtrengungen des Volkes zu verläugnen und ihm ein höheres, der Größe ſeines Muthes würdiges Geſchick zu mißgönnen.

Faktiſch war der Aufſtand noch nicht gedämpft. Es iſt wahr, daß eine Abtheilung Lanziers das Thor Saint-Martin beſetzt, daß drei Kolonnen unter Anführung des Generals Schramm den Eingang der Vorſtadt Saint-Antoine weggenommen hatten, und daß das Boulevard von der Madeleine bis zur Baſtille frei war. Aber die Sturmglocke erſcholl von der Kirche Saint-Mery herab; die Kämpfer im Kloſter hielten noch Stand, und wehe den Bataillonen, die ſich in der Straße Saint-Mery verfingen und dieſen unbezähmbaren Männern zu nahe zu kommen wagten! Denn niemals iſt ein Waffenplatz beſſer vertheidigt worden. Als die Truppen, kräftig abgewieſen, ſich in Unordnung zurückzogen, überſchritten die Republikaner die Linie der Barrikaden, nahmen ſchnell den Todten ihre Patrontaſchen ab und erneuerten auf dieſe Art ihre erſchöpfte Munition. An den Fenſtern eines benachbarten Cafés ſtehend, gab ein junges Mädchen,*) deren Liebhaber auf den Barrikaden war, durch verſtändige Zeichen Nachricht vom Anrücken der Soldaten, oder auch verpflegte ſie die Verwundeten mit frommer Sorgfalt und brachte den Kämpfern, an denen ihre ſchwindenden Kräfte zu Verräthern werden wollten, Bouillon. Eine nicht minder dankenswerthe Hülfe fanden die Verwundeten in der thätigen Menſchenliebe einer andern Frau, der Gattin des Waffenſchmieds, deſſen Magazin die Kämpfer geſtürmt hatten. Gleichwohl war es unmöglich, daß ein ſolcher Kampf ſich in die Länge zog, weil jeder neue Angriff in den Reihen der Aufrührer Lücken zurückließ, die ſich nicht ausfüllten. Sie hatten bisher geglaubt, ihre Kühnheit würde, da das Glück ſie begünſtigte, anſteckend wirken, aus allen Theilen von Paris würde der Aufſtand dem furchtbaren Aufruf ihrer Salven entſprechen, und wenn ſie erliegen müßten, ſo würden wenigſtens ihre Leichen nur der Republik angehören. Einen Augenblick war ihre Zuverſicht vollkommen. Zwei Unbekannte brachten ihnen ein Pulverfäßchen, und man meldete ihnen, daß Freunde im Anmarſch ſeien, um ſie zu unterſtützen; aber dieſe Hoffnung erwies ſich bald als nichtig. Vergebens lauſchen ſie mit geſpannter Erwartung, kaum trägt der Wind ihnen den gewöhnlichen Lärm der Cité zu; ihre Stimmen verhallen ohne Echo! Paris um ſie her iſt ſtille. Ein Soldat vom 62., Namens Vigouroux, kommandirte die Kämpfer, die an den Fenſtern ſtanden. „Wir ſind verloren,“ ſagte er zu ſeinen Gefährten mit dem Tone eines Mannes, der ſein Leben geopfert hat; „wenn einige unter euch ſind, die etwas anderes zu thun haben, als hier zu ſterben, ſo iſt es noch Zeit; ſie mögen

*) Sie wurde ſpäter in den Prozeß der Zweiundzwanzig verwickelt und freigeſprochen.

ſich zurückziehn!“ Jeder blieb feſt auf ſeinem Poſten. Für die Meiſten, ein ſorgenloſes und kriegeriſches Geſchlecht, lag in einem ſolchen Kampfe eine Art großherzigen Taumels, deſſen aufregende Kraft ſie nicht verlieren wollten; und was diejenigen betraf, die den überlegenden Verſtand vorwalten ließen, ſo dachten ſie, wenn die Republik verurtheilt ſei unterzugehen, ſo ſei es nöthig, daß von ihrer Niederlage unverlöſchbare Eindrücke und eine unſterbliche Erinnerung in allen Gemüthern zurückbleiben.

Gegen Mittag kam eine Abtheilung Fußvolk von der Straße Aubry=le=Boucher her, und ein Serſchant rief mit ſtarker Stimme, er wünſche zu parlamentiren. Sogleich trat einer der Aufrührer vor, mit ſeinem Stutzer in der Hand. „Wenn ich getödtet werde,“ hatte er geſagt, „ſo habt ihr blos einen Soldaten weniger und ihr werdet mich rächen.“ Er wechſelte einige Worte mit einem Lieutenant, kehrte dann zu ſeinen Kameraden zurück und meldete ihnen, die Soldaten verlangen blos über die Barrikaden wegzuziehen und verſprechen, keinen einzigen Schuß zu thun. Aber Jeanne fürchtete eine Schlinge; er trat jetzt ſelbſt vor und ſagte: „Ihr dürft nicht durch unſere Reihen ziehen, außer ihr legt die Waffen ab.“ Dann fügte er, die Hand gegen die Barrikaden ausſtreckend, hinzu: ſie ſeien unverletzlich, bewacht von Männern, welche geſchworen haben, ſie nur mit ihrem Blute überſtrömt zu verlaſſen. Hierauf beſchwor er die Soldaten, im Namen des trauernden Vaterlandes ſich zu erinnern, daß ſie als Kinder des Volkes ihre Arme und ihr Leben dem Sieg ſeiner Freiheit ſchulden. Der Kommandant antwortete, nicht ohne Bewegung, er werde nicht von ſeinen Pflichten abweichen; aber er gab Befehl zum Rückzug, und die Soldaten marſchirten langſamen Schrittes wieder ab, während die Kämpfer auf den Barrikaden riefen: „Es lebe die Linie!“

Einige Augenblicke nachher rückte die Nationalgarde des Stadtbannes die Straße Saint=Martin herauf. Trunken von Wein und Zorn eilten einige ſehr, die Luft mit Flüchen erfüllend und in der Meinung, einem leichten Siege entgegenzugehen. Mit einem Rottenfeuer empfangen, hält die Garde an und weicht zurück. Schüſſen von überraſchender Sicherheit ausgeſetzt, ſind die erſten Reihen im Nu über den Haufen geworfen, während aus ſämmtlichen Fenſtern des Hauptquartiers der Tod ſich mitten in der Kolonne niederläßt. Da bemächtigte ſich eine unausſprechliche Angſt der Angreifer: ſie fliehen den Quais zu und zerſtreuen ſich nach allen Richtungen, die einen ihre Schakos, die andern ihre Waffen weit von ſich werfend.

So ſah man mitten in dieſer Stadt von mehr als einer Million Einwohner, in dem bevölkertſten Viertel von Paris, beim hellen Sonnenſchein ſechszig Bürger einer Regierung Trotz bieten, eine Armee im Schach halten, parlamentiren, Schlachten liefern. Und während dieſer Zeit blieben dieſeni=

gen, die ihnen gerne Hülfe gebracht hätten, zu qualvoller Ohnmacht verdammt. Man bemerkte mehrere um dieſe unglücksſchwangern Quartiere herum. Geſenkten Hauptes, mit düſterem Geſichte und Thränen in den Augen, irrten ſie, der ſtummen Trauer ihrer Seele preisgegeben, umher, und hielten voll Herzensangſt zuweilen an, um das Geknalle des Flintenfeuers und die ungleichen Töne der Sturmglocke zu vernehmen. Denn das Schickſal verweigerte ihnen die Gelegenheit zu einer ihren Freunden nützlichen Aufopferung. Es gibt im Gemenge der politiſchen Leidenſchaften eine letzte Stunde, wo das Schickſal der Reiche ſich feſtſetzt. Dieſe koſtbare, entſcheidende Stunde hatten die Republikaner verloren, und jetzt begegneten ſich auf ihrem Wege nicht blos diejenigen, die eine ehrliche Feindſchaft gegen ſie aufregte, ſondern auch jene unermeßliche, unerbittliche Maſſe verächtlicher Weſen, für welche die Niederlage ein Verbrechen und das Unglück eine Beute iſt. Ueberdies kein Mittelpunkt mehr, wo die Republikaner fortan ſich ſammeln konnten: kein Oberhaupt, um ihre Bewegungen zu leiten: überall Soldaten, überall Verräther, überall Feinde! Und ſo groß war bereits die Zuverſicht, welche dieſe Entfaltung von Streitmaſſen den Gleichgültigen einflößte, daß die Geſchäfte ihren Gang wieder genommen hatten. Hier der Handel, ſein ausſchließliches Getreibe, ſeine Berechnungen; dort das Pflaſter ganz bedeckt mit dem Blute von geſtern, die Häuſer ſchwarz behangen, das Flintenfeuer, die Sturmglocke, Sterbende auf Tragbahren und endlich Gefangene wankend unter körperlichen Mißhandlungen, welche ſie weniger fürchteten, als den Hohn und die Beſchimpfung. Denn wer könnte dieſe Szenen des Zornes und der Erbitterung vergeſſen haben? Auf dem Grèveplatz, der am 6. Juni von Nationalgardiſten und Soldaten angefüllt war, wurden Unmenſchlichkeiten begangen, gegen deren Verzeichnung der Geſchichtſchreiber dieſer unſeligen Tage ſich durchaus ſträubt, und es iſt ein Troſt für ſein tief betrübtes Herz, wenigſtens dem edeln Benehmen des Generals Tiburce Sebaſtiani, der dieſen ſchändlichen Wuthausbrüchen Einhalt that, ſeine Huldigung darbringen zu können.

Mittags verließ der König das Schloß der Tuilerien, begleitet von den Miniſtern des Kriegs, des Innern und des Handels, und ließ die auf dem Platz Ludwigs XV, ſowie die auf den elyſäiſchen Feldern verſammelten Truppen Revue paſſiren. Von da begab er ſich über die Boulevards an die Baſtille, ging durch die Vorſtadt Saint-Antoine, ſodann die Quais entlang und durch den Louvre zurück in ſeinen Pallaſt. Obgleich die Empörung in dieſem Augenblick beinahe ganz überwunden war, ſo war der lange Spaziergang des Königs doch ein Akt des Muthes, und die Nationalgarde, die, auf der Straße aufgeſtellt, ihn mit ihren Zurufungen begrüßte, wußte ſelbſt nicht, in welch' unmittelbarer Nähe auf mehreren Punkten der Tod ihm gedroht hatte. Auf dem Quai zum Beiſpiel und nicht weit vom Grèveplatz legte eine junge

Frau von einem Fenſter herab auf ihn an und unterließ den Schuß blos, weil die Schwere des Gewehrs ihre Hand zittern machte. Der König zögerte bei dieſer Gelegenheit nicht, mit ſeiner eignen Perſon einzuſtehen; er zeigte Allen ein ruhiges, lächelndes Geſicht, richtete Worte des Troſtes an die verwundeten Nationalgardiſten, die er begegnete, trat auf die ſchweigenden oder feindſelig geſtimmten Gruppen zu und entfernte ſogar diejenigen aus ſeinem Geleite, die, ſei es nun um ſich mit ihrem Eifer breit zu machen, oder aus aufrichtiger Beſorgniß, ihn mit ihren Leibern zu decken ſuchten.

Es ſchlug drei Uhr, als eine offene Kaleſche, worin ſich die Herren Arago, Odilon=Barrot und Laffitte befanden, in den Hof der Tuilerien fuhr. Ein Unbekannter war jetzt vor das Pferd geſtürzt, ergriff es am Zügel und rief: „Seien Sie auf Ihrer Hut, meine Herren! Herr Guizot kommt aus dem Gemach des Königs; Ihr Leben iſt nicht in Sicherheit!“ Mehr überraſcht, als erſchreckt, durch dieſe unerwartete Erſcheinung, ließen die drei Kommiſſäre ſich anmelden. Eine lange, vertraute Freundſchaft hatte Herrn Laffitte erlaubt, den Monarchen zu ſtudiren, und auf der Schwelle des königlichen Gemachs ſagte er zu ſeinen Kollegen: „Halten wir uns gut; er wird uns zum Lachen bringen wollen.“

Zum König zugelaſſen, ſetzten die Deputirten ihm auseinander, daß der Sieg, den er zu erfechten im Begriffe ſtehe, ein geſetzlicher ſei und nicht grauſam werden ſollte; daß der Augenblick günſtig ſei, um die begangenen Fehler wieder gut zu machen, die allgemein gewordene Erbitterung zu beſchwichtigen, und daß es Weisheit beurkunden würde, den Sieg der Geſetze zum Ausgangspunkt für eine als nothwendig anerkannte Syſtemsveränderung zu machen; daß die erſchütterte Popularität des Königs, die Steigerung der politiſchen Feindſeligkeiten auf einen unerhörten Grad von Heftigkeit, der Bürgerkrieg im Weſten, der Bürgerkrieg in Paris deutlich genug beweiſen, wie verdammenswerth das Syſtem vom 13. März ſei; daß das Unglück in Grenoble, die unbegründete Entwaffnung der Nationalgarde in mehreren Städten, die beiſpiellos ſtrengen Maßregeln, die man an ſo vielen Orten ergriffen habe, die Nothwendigkeit, vier Departements den Ungemächlichkeiten des Belagerungszuſtandes preiszugeben, als unvermeidliche Folgen aus dieſem Syſtem entſtanden ſeien; daß ſich endlich dem Unrecht dieſer nach innen tobſüchtigen Politik das Unrecht einer nach außen aller Offenheit, Kraft und Würde ermangelnden Politik beigeſelle.

Die Antwort des Königs war, wie man vorherſehen mußte. Wenn Blut fließe, ſo liege die Schuld an den Meuterern, die gezüchtigt werden ſollen, aber ohne daß der ordentliche Gang der Juſtiz unterbrochen werde. Wenn der König von Frankreich nicht die Popularität des Herzogs von Orleans habe, ſo dürfe man ſich darüber nicht wundern nach ſo vielen

Verläumdungen und Beſchimpfungen, einer Frucht der Gehäſſigkeiten des Parteigeiſtes. Die Maßregeln der Strenge, die man angeordnet, ſeien ein Regierungsmittel, welches unaufhörlich ſich erneuernde Angriffe unumgänglich nothwendig machen. Der Rechenſchaftsbericht insbeſondere ſei blos eine Darlegung eingebildeter Beſchwerden, ein Gewebe von ungerechten Beſchuldigungen, wie z. B. die, daß der König unerſättlich an Reichthümern ſei. Was die auswärtige Politik betreffe, ſo ſei ſie alles geweſen, was unſere Intereſſen und unſere Mittel geſtatten: die ſcheinbar vielleicht tadelnswerthe Sprache des Herrn von Sainte-Aulaire rechtfertige ſich durch das Ergebniß; die belgiſche Angelegenheit ſei beendigt, und wenn man in der italieniſchen nicht eben ſo klar ſehe, ſo komme dies von der Schwierigkeit her, einem Papſt Vernunft beizubringen.

Intereſſante Zwiſchenfälle bezeichneten dieſe Unterredung. Gleich bei den erſten Worten hatte ſich ein unheimliches Getöſe vernehmen laſſen: „Das iſt die Kanone," ſagte der König, „die man aufgeführt hat, um ohne zu großen Verluſt an Menſchenleben das Kloſter Saint-Mery zu bemeiſtern." Herr Arago hatte ſeiner Rede die entſchiedene Erklärung vorausgeſchickt, daß er von der Regierung niemals ein Amt annehmen werde; als Herr Odilon-Barrot eine ſo ziemlich ähnliche Verſicherung begonnen hatte, unterbrach ihn der König und ſagte, indem er ihm freundſchaftlich auf das Knie klopfte: „Herr Barrot, ich nehme Ihre Aufkündigung nicht an." Als man ſeiner Politik eine auffallende Schonung gegen die Legitimiſten vorwarf, antwortete er: „Ich habe mich immer an die Aeußerung Kerſaint's erinnert: Karln I wurde der Kopf abgeſchlagen, und England ſah ſeinen Sohn auf den Thron ſteigen; Jakob II wurde blos verbannt, und ſein Geſchlecht iſt erloſchen auf dem Feſtland!" Was aber in der Sprache des Königs vorherrſchte, das war die Befürchtung, man möchte Caſimir Perier die Ehre des bisdahin befolgten Syſtems zuſchreiben. Dieſe Ehre ſprach er mit vieler Beharrlichkeit ganz und vollſtändig für ſich an, indem er zu wiederholten Malen darauf zu reden kam, in der offenbaren Abſicht, ſeinen frühern Miniſter als das gelehrige Werkzeug eines überlegenen Geiſtes darzuſtellen. Auch that er ſich viel auf die unerſchütterliche Beharrlichkeit ſeines Willens zu gut, eines Willens, der ſich nur ein einzigesmal gebeugt habe, als es ſich darum handelte, die Lilien aufzugeben, welche der jüngern Linie ſo gut angehört haben, wie der ältern. Endlich fielen den Deputirten in der überfließenden Stegreifrede die im Munde eines diplomatiſchen Königs etwas gewagten Worte auf: „Bei allen Nationen Europa's iſt das Element der Revolutionen vorhanden, und allen fehlt das Zeug zu einem Herzog von Orleans, um denſelben ein Ende zu machen."

Als dieſe Unterredung vorüber war, drückte ſich Ludwig Philipp gegen einige ſeiner Vertrauten, die ihn in einem Nebenzimmer erwarteten, folgen-

dermaßen über die drei Kommiſſäre aus: „Herr Odilon-Barrot war ſententiös und mild; Herr Laffitte feierlich; Herr Arago außerordentlich lebhaft.“

Inzwiſchen folgten um Saint-Mery herum Angriffe auf Angriffe. Von erbitterten Feinden gedrängt, umzingelt, beinahe zur Hälfte zuſammengeſchmolzen und im Beſitz von nur noch hundert Patronen, entwickelten die Empörer eine Unerſchrockenheit, welche der Gegenſtand allgemeinen Staunens geworden iſt. Ein Greis mit kahlem Haupte und grauem Barte ſank todt im Innern der Barrikaden nieder, in dem Augenblick, wo er eine dreifarbige Fahne erhob und ſeine Gefährten zu einer verzweifelten Anſtrengung aufforderte. Neben ihm wurde einem jungen Mann, der zum Angriff trommelte, die linke Hand durch eine Kugel zerſchmettert; man wollte ihn in's Lazareth bringen: „Wenn ſie abgezogen ſind,“ ſagte er und trommelte mit der rechten Hand weiter. Einer der Kämpfer klagte auf der Straße über Hunger und verlangte, man ſolle Lebensmittel bringen laſſen. „Lebensmittel!“ antwortete Jeanne, „es iſt jetzt drei Uhr, und um vier Uhr ſind wir todt.“ Man mußte Artillerie kommen laſſen; man mußte dieſe paar Steinhaufen, die von einer Handvoll Männer vertheidigt wurden, förmlich belagern. Zwei vor Saint-Nicolas-des-Champs aufgepflanzte Kanonen wurden gegen die kleine Barrikade im Norden gerichtet; ihre Kugeln riſſen ganze Wände weg. Zu gleicher Zeit ließ man eine Kanone von der Straße Aubry-le-Boucher her aufführen, um das Haus Nr. 30 zur Unterwerfung zu zwingen. Die Empörer verloren deßungeachtet den Muth nicht. Sie nagelten blos Matratzen vor die Fenſterſcheiben, weil die Verzweiflung der zwei Frauen, in deren Wohnung ſie gedrungen waren, ihnen zu Herzen ging. Endlich gegen vier Uhr wurden die Barrikaden von allen Seiten zugleich angegriffen, von Nationalgarden und Soldaten, die von der Straße Saint-Martin herabkamen; von einem Bataillon des 42. Linienregiments, das von der Straße de la Verrerie heranrückte; von einer Kolonne des 1. Linienregiments, das unter den Befehlen des Generals Laidet in die Verlängerung der Arcisſtraße geworfen worden war. Die Republikaner hofften, wenn ſie die Angreifer noch einmal zum Rückzug nöthigten, ſo könnten ſie Todten ihre Patronen abnehmen; da aber die Soldaten mit vielem Ungeſtüm und großer Entſchloſſenheit von allen Seiten her kamen, ſo wurde jeder Widerſtand unmöglich. Jetzt brachen von denen, die auf der Straße kämpften, die einen, an ihrer Spitze Jeanne, keck mit dem Bajonett durch eine erſte Linie von Soldaten und zogen ſich mit einem Verluſt von blos drei Mann durch die Straße Maubuée zurück; die andern ſtürzten ſich, um ſich zu vertheidigen, in das Haus Nr. 30, deſſen Thüre ſie hinter ſich verſchloſſen und von innen mit mehreren Haufen Pflaſterſteine verrammelten. Nun war die Erbitterung bei einigen der Aufrührer ſo groß, daß, als eines der untern Felder dieſer Thüre eingeſtoßen

wurde, ein junger Mann, der ſterbend in der Hausflur niedergeſunken war, noch bis an die Oeffnung kroch, um ſeinen letzten Piſtolenſchuß auf die Soldaten abzufeuern. Einen Augenblick ſpäter wurde das Haus geſtürmt und wiederhallte nur noch von Wuthgeſchrei oder Geächze. Von Zimmer zu Zimmer verfolgt ſtarben die ſiebzehn Empörer durch Bajonettſtiche getödtet. Einer von denen, die im dritten Stockwerk gekämpft hatten, wohin die Angreifer zu dringen im Begriffe ſtanden, gab ſeinen Kameraden Befehl, die Treppe abzuſchlagen; aber da es bereits zu ſpät war und die Flinten auf den Stufen derſelben ertönten, ſo rief er: „Das Pulverfaß! wir wollen das Haus in die Luft ſprengen.“ Das Pulverfaß war verſchwunden. Jetzt gelang es den Kämpfern vom dritten Stock, über die Dächer zu klettern und durch ein Fenſter in das Haus Nr. 48 der Straße Saint-Mery zu ſteigen. Hier entdeckte man ſie, denn man durchſuchte alle Häuſer in der Nähe der Barrikaden, und ſie wären unfehlbar erwürgt worden, wenn nicht der Kapitän Billet vom 48. mit der dem franzöſiſchen Charakter angebornen Großmuth ihr Leben geſchützt hätte. „Macht Gefangene,“ ſagte er edlerweiſe zu ſeinen Soldaten, „und keine Opfer.“

Jeder glaubte den Kampf beendigt, und ſchon umgaben Tauſende von Neugierigen die Zugänge des Hauſes Nr. 30, als auf einmal aus einer anſtoßenden und auf die Straße Saint-Mery gehenden Metzig eine neue Salve kam. Erſtaunt drängen ſich die Soldaten, die am Eingang der Straße Saint-Mery ſtehen, in die Straße Saint Martin zurück, die Neugierigen ergreifen die Flucht. Dieſen Augenblick der Verwirrung benutzen fünf bis ſechs Aufrührer, ſtürzen aus der Metzig, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, heraus und verlieren ſich in den Fluthen der unruhevoll ſich dahin wälzenden Menge.

Es blieben im Hauſe nur noch zwei lebendige Inſurgenten. Ein Offizier der Nationalgarde, den die Kämpfer gefangen genommen hatten, war vor der Einnahme des Hauſes in Frauenkleidern entflohen; aber die zwei Aufrührer hatten keine Zeit mehr, dieſes Rettungsmittel zu verſuchen. Beide in dem Zimmer, wo ſie gefochten hatten, unter ein Bett verſteckt, waren ſie zu der Todesqual verurtheilt, die Flüche der ſiegreichen Soldaten in das letzte Geröchel ihrer erwürgten Kameraden ſich miſchen zu hören. Sie ſelbſt fühlten ſich mehr als einmal von der Spitze der Bajonnette berührt, die irgend ein vergeſſenes Opfer ſuchten. Endlich überzeugt, daß die Soldaten ihren Aufenthalt in dem Hauſe, das ſie nach allen Richtungen durchſtreiften, verlängern würden, und ohne Zweifel müde einer Vorſicht, die ihr Stolz und ihre Kühnheit verläugneten, beſchloſſen ſie, ihr Aſyl zu verlaſſen, mit dem feſten Vorſatze, nöthigenfalls ihr Leben theuer zu verkaufen. Aber ein Arzt vom Hotel-Dieu kam dazu und rettete ſie. Sie wickelten ſich ihre, in eine

ungeheure Blutlache getauchten Schnupftücher um den Kopf, und, geführt von dem Arzt, welcher die den Verwundeten ſchuldige Achtung für ſie in Anſpruch nahm, gingen ſie ungeſtraft durch die Linie der Soldaten.

Dieſer Sieg wurde mit Freudeausbrüchen gefeiert, die nicht ohne Grauſamkeit und Schmach waren. Es waren von Seiten der Nationalgarden Proben von glänzendem Muthe abgelegt worden, und der Adjutant Bellier, der auf der Barrikade der Straße Saint-Martin getödtet wurde, bewies, daß in Frankreich die Tapferkeit bei allen Parteien zu finden iſt; aber, wie es immer geſchieht, die am wenigſten Tapfern waren es, welche die Stadt mit dem Lärm ihrer Triumphgeſänge behelligten. Das Schloß, das am Morgen des 6. beinahe verlaſſen dageſtanden, war am Abend desſelben Tages von der Maſſe der Gäſte verſperrt. Jeder kam vom Lande zurück, jeder war untröſtlich, die Stunde der Aufopferung verfehlt zu haben.

Am folgenden Tag herrſchte eine tiefe Ruhe in den meiſten Theilen von Paris: alle Läden waren geöffnet; die Bürger lagen ihren gewohnten Arbeiten ob. Gleichwohl gab es in dieſer gedankenloſen Stadt einen Punkt, wo man die Spuren des Bürgerkrieges erkannte, einen Punkt, nach welchem weinende Mütter liefen: die Morgue.

Der Widerſtand der Empörer von Saint-Mery war hartnäckig und beinahe unbegreiflich geweſen. Auch haben mehrere geglaubt, die Regierung habe ihn begünſtigt, um ihren Sieg größer erſcheinen zu laſſen und die Mehrheit der Bourgeoiſie durch den Schreck feſter an ihre Sache zu knüpfen. Gewiß iſt, daß zwei Verräther auf den Barrikaden fochten. Aber außerdem, daß dieſe angebliche Spekulation wegen ihrer Grauſamkeit und Schändlichkeit aller Wahrſcheinlichkeit ermangelt, läßt ſich auch ſchlechterdings nicht annehmen, daß Menſchen mit fünf Sinnen einen ſolch elenden Kunſtgriff hätten gewandt finden können. Wie kann es im Intereſſe einer Regierung liegen, die Leute auf den Glauben zu bringen, daß es an hundert durch ihre Begeiſterung über die Schrecken des Todes erhabenen Männern genüge, um ihr Beſtehen in Frage zu ſtellen?

Dem ſei, wie ihm wolle, die Regierung beutete ihren Sieg mit wilder Ungeduld aus. Aus dem Schooße der Familien, welche der Aufſtand in Trauer verſenkt hatte, erhoben ſich Rufe der Verwünſchung, eine traurige Aufmunterung zu harten Maßregeln. Ein Haftbefehl war gegen den Hauptredakteur des National, Armand Carrel, erlaſſen worden; mehrere Journale wurden mit Beſchlag belegt, die Wohnungen der ehrenwertheſten Bürger wurden auf brutale Weiſe verletzt, die Verhaftungen mehrten ſich dermaßen, daß man die öffentlichen Wagen requiriren mußte, um die Gefangenen an Ort und Stelle zu ſchaffen. Und mit welchen Farben den ſcheußlichen Anblick malen, den während dieſer der Rache geweihten Stunden die Höfe der

Polizeipräfektur darboten? Kaum erſchien ein Gefangener, ſo ſah man dieſe unfläthigen Geſchöpfe, denen die Civiliſation das Geſchäft anvertraut, die Moral zu ſchützen, mit wildem Geheul auf den Unglücklichen losſtürzen und ihn ungeſtraft mißhandeln. Das Beiſpiel kam übrigens von oben. Eine Ordonnanz des Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, befahl den Aerzten und Chirurgen, die Verwundeten anzuzeigen, die ihre Hülfe in Anſpruch nehmen würden. Aber dieſe unwürdige Vorſchrift wurde von der öffentlichen Verachtung nichtig erklärt.

Der König hatte ſich vor den Herren Arago, Odilon=Barrot und Laffitte ſeiner beabſichtigten Mäßigung gerühmt; er hatte verſprochen, daß der Gang der ordentlichen Juſtiz nicht unterbrochen werden ſolle. Und gleichwohl veröffentlichte der Moniteur neben drei Ordonnanzen, welche die Auflöſung der polytechniſchen Schule, der Thierarzneiſchule von Alfort und der Artillerie der Pariſer Nationalgarde verkündeten, eine vierte Ordonnanz, welche die Hauptſtadt in Belagerungsſtand verſetzte: ein ungeſchickter Staatsſtreich, den man der unbeſonnenen Initiative des Herrn Thiers verdankte.

Die öffentliche Meinung erhob ſich ſogleich dagegen. Obſchon der königliche Gerichtshof von Paris auf die Requiſition des Generalprokurators Perſil ſich in allem, was die Unruhen vom 5. und 6. Juni betraf, für inkompetent erklärte, ſo erſchienen doch die in der Hauptſtadt permanent niedergeſetzten Kriegsgerichte nur für Augenblicke auf dem Schauplatze. In der Rekursſache eines jungen Malers, Namens Geoffroy, den eines dieſer Kriegsgerichte zum Tod verurtheilt hatte, entſchied der Kaſſationshof auf die Vertheidigung des Herrn Odilon=Barrot und den Folgerungen des Generaladvokaten, Herrn Voyſin von Gartempe Sohn, zuwider, daß das Kriegsgericht der erſten Militärdiviſion ſeine Gewalt überſchritten habe, daß die Regeln der Kompetenz verletzt worden ſeien, daß man ſich an der Charte vergriffen habe.*)

Ein allgemeiner, unermeßlicher Beifall empfing dieſen denkwürdigen Beſchluß, vor deſſen Majeſtät die Regierung ſich beugen mußte, obgleich ſie ſich dadurch desſelben Frevels ſchuldig bekannte, welchen die Julirevolution Karl X hatte büßen laſſen.

Demgemäß erſchienen alle Ueberwundenen des Junimonats vor der Jury. Und jetzt machten ſich jene großen Charaktere, jene auserleſenen Naturen Luft, welche in ruhigen Zeiten und bei einem unvollkommenen Stande der Bildung unter einem unbeugſamen Gleichmachungsſyſtem niedergedrückt bleiben. So erregte bei einem der Prozeſſe, welche der Aufſtand veranlaßte, die muth=

*) Siehe die Beweisſtücke, Nr. 4.

volle und edle Haltung, die einfache, männliche und hinreißende Beredtſamkeit eines Schneiders, Namens Prosper̈t, allgemeines Aufſehen.

Man hat geſehen, auf welche Art Jeanne die Barrikaden verlaſſen hatte. Seitdem hatte die Polizei unaufhörlich ein Auge auf ihn gehabt, und ſie erfuhr alle ſeine Schritte und Tritte durch einen Verräther, deſſen Schande ſie wahrſcheinlich bezahlte. Aber da Jeanne mit mehreren politiſchen Geſellſchaften in Verbindung ſtand, ſo ließ man ihm eine Freiheit, wodurch ſeine Freunde und er ſelbſt bloßgeſtellt werden konnten. Endlich verhaftete man ihn, und er wurde vor ſeine Richter geſchleppt. Es war dies einer von den Männern, welche durch die Umſtände geſchaffen werden. Mehr leidenſchaftlich in ſeinen Gefühlen, als bedenklich in ſeinem Benehmen, und zu ſehr Sklave ſeiner Bedürfniſſe, um eine untadelhafte Jugend verbracht zu haben, trug Jeanne jenen Fonds von Poeſie und Erregbarkeit in ſich, welcher die Helden eines Tages macht. Er hatte ſich auf den Barrikaden im höchſten Grade großſinnig und tapfer gezeigt; nachdem er ſeine Feinde in Staunen geſetzt, ſetzte er ſeine Richter in Verwunderung. Folgendes iſt ſein Verhör:

„Haben Sie am 5. Juni dem Leichenzuge beigewohnt? — Ja, mein Herr. — Waren Sie um fünf Uhr auf der Kreuzſtraße Saint-Mery? — Ja, mit dem Gewehr, das ich zu Hauſe geholt hatte. — Sie haben an den Barrikaden gearbeitet? — Ja. Zwei Nationalgardiſten waren neben mir auf dem Boulevard getödtet worden; man hatte ohne Aufforderung auf uns geſchoſſen: ich lief nach meinen Waffen. — Haben Sie nicht zuerſt Feuer kommandirt? — Nein, eine Kugel hatte mich mitten in die Lenden getroffen und zu Boden geworfen. Ich bin jedoch aufgeſtanden und habe einen Flintenſchuß abgefeuert, einen einzigen, denn ſie waren geflohen. — Sind Sie nicht die ganze Nacht hinter der Barrikade geblieben? — Ja, und ich gab Feuer. — Theilten Sie nicht Patronen aus? — Ja, als es nöthig war. — Am ſechsten haben Sie den ganzen Tag geſchoſſen? — Den ganzen Tag. — Waren Sie nicht einer von denen, die am Ende des Angriffs aus den Fenſtern des Hauſes Nro. 30 ſchoſſen? — Ja. Als man ſich der Barrikade bemeiſterte, hatten wir keine Patronen mehr, ſonſt wären wir da geblieben. Wir haben uns zurückgezogen, indem wir mit dem Bajonett das Linienmilitär durchbrachen."

Zweiundzwanzig Angeklagte waren vor den Richtern erſchienen: ſechszehn wurden nichtſchuldig erklärt und freigeſprochen. Unter den letztern war das junge Mädchen, von dem wir geſprochen haben. Als ſie neben ihrem Namen nicht auch denjenigen unter den Angeklagten nennen hörte, der ihr Gatte werden ſollte, und nun ein unglückſeliges Loos für ihn fürchten mußte, da verließ ſie den Saal leichenblaß, an allen Gliedern zitternd und unter Verwünſchungen der Nachſicht, welche ihr die Freiheit ſchenkte. Sofort wurden die ſechs andern Angeklagten hereingeführt, und der Hof zog ſich

zurück, um zu berathen. Nie hatte ein Prozeß eine größere Menſchenmenge angelockt, ein mächtigeres Intereſſe rege gemacht. Beſonders bemerkte man die Feſtigkeit von Jeanne's Mutter, die, ſtolz auf ihren Sohn, ihm unaufhörlich Muth zuſprach. Im Augenblick, wo die Richter im Begriff ſtanden in den Saal zurückzukehren, ſah man die Schweſter des Herrn Roſſignol plötzlich auf die Bank der Angeklagten ſtürzen und ihrem Bruder in die Arme ſinken, mit dem Rufe: „Die Elenden! Sie nehmen mir meinen Bruder! Waffen! Gebt mir meinen Bruder wieder!" Man trug ſie ohnmächtig weg, und inmitten der Aufregung, welche dieſe Szene hervorbrachte, wurde der Spruch verkündet, der Jeanne zur Deportation, Roſſignol zu achtjähriger Zuchthausſtrafe, Goujon und Vigouroux zu derſelben Strafe, Rojon zu zehnjähriger Zwangsarbeit ohne Ausſtellung, und Fourcade zu fünfjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilte.*)

Solcher Art war der Ausgang dieſer Kriſis, der außerordentlichſten vielleicht, deren die Geſchichte Erwähnung thut. Was wäre geſchehen, wenn die Republik obgeſiegt hätte? Man muß geſtehen, Europa hatte ſich um dieſe Zeit von der unermeßlichen Betäubung erholt, in welche das Jahr 1830 es geſtürzt hatte; es beſaß das Geheimniß unſerer unvermeidlichen Spaltungen; es wußte, wie vorübergehend unſere Gluth iſt; und die Weltherrſchaft konnte

*) Die Namen der zweiundzwanzig Angeklagten ſind: Leclerc, Jules Jouanne, Jeanne, Roſſignol, Goujon, Jean Vigouroux, Fradelle, Falcy, Rojon, Fourcade, Metiger, Bouley, Conilleau, Dumineray, Mulette, Maris, Renouf, Coiſſu, Grimbert, Gentillon, Fournier, Louiſe-Antoinette Alexandre.

Wir haben das Original eines Briefes vor uns liegen, welchen Jeanne's Mutter während des Prozeſſes an ihren Sohn ſchrieb; er lautet folgendermaßen:

„Deine Mutter wird heute dich und die ganze übrige Verhandlung hören. Du haſt bis jetzt in dem, was du geſprochen haſt, noch Niemand etwas abgeborgt; wer eine Rede ſtudirt, iſt keiner ſolch' herzlichen Ergriffenheit fähig, wie derjenige, der nur nach ſeiner Ueberzeugung ſpricht. Ich laſſe den guten Abſichten des Herrn P. und Anderer die größte Gerechtigkeit widerfahren. Die Furcht, dich ſcheitern zu ſehen, läßt ſie an deinen Mitteln zweifeln, aber ich, ich kenne dieſelben! ..... Wenigſtens kenne ich ſie gut genug, um zu wiſſen, wozu du fähig biſt! ..... Ein ungerechtes Mißtrauen in dich ſelbſt wäre in dieſem entſcheidenden Augenblick ein Fleck an einem ſo ſchönen Ruf; vertheidige dein gutes Recht, ſetze ſo gut es in deiner Kraft ſteht auseinander, daß du im Fall geſetzlicher Vertheidigung warſt, ſei einfach und edel, ſchone deine Feinde ſo ſehr es dir möglich iſt, vollende mein Glück, laß mich die öffentliche Meinung ſagen hören, er war eben ſo groß in ſeiner Niederlage, als tapfer in der Gefahr. Möge deine Seele ſich zu der Höhe deiner Thaten erheben; ach! wenn du wüßteſt, wie ſtolz ich bin, dir das Leben gegeben zu haben! Fürchte keine Schwäche von meiner Seite, deine große Seele hat die Kraft, die meinige zu erheben.

„Leb wohl! obgleich getrennt von dir, verläßt mein Herz dich nicht."

fortan für uns nicht mehr die Sache eines Handſtreichs ſein. Und auf der andern Seite hatte im Bund mit der Herrſchaft einer ganz karthaginenſiſchen Klaſſe eine Monarchie, die Tochter des Geiſtes der Empörung, ſeit zwei Jahren viele ſchlimme Triebe und ſtürmiſche Leidenſchaften ausgebrütet: hier eine mitleidloſe Eigenſucht, eine unbedenkliche Lüſternheit, ein fanatiſches, feiges Verlangen nach Erhaltung; da und gleichlaufend mit den lobenswertheſten Beſtrebungen, den edelſten Hinreißungen — Mißgunſt, Hang zu Unordnungen aller Art, Haß mehr gegen die ungerechten Menſchen als gegen die Ungerechtigkeit, und unter dem Vorwand, die Tyrannei zu vernichten, die ungeduldige Hoffnung, ſie in andere Hände zu bringen. Eine republikaniſche Regierung hätte alſo zu gleicher Zeit die Geſellſchaft umſchmelzen, den Parteien Mäßigung auflegen, das Volk befriedigen und im Zaume halten, die wohlhabende Klaſſe unterwerfen, ohne ſie zu plündern, Europa, das behutſame, wachſame, bewaffnete Europa überwinden müſſen. Worin beſtanden nun die Kräfte der republikaniſchen Partei, um einer ſolchen Lage zu genügen? Eine Partei der Minderheit, war ſie Vorurtheilen größtentheils ungerechter aber hartnäckiger Natur ausgeſetzt; ſie ließ ſich lieber von ihren Gefühlen als von ihren Ideen beherrſchen; ihr nominelles Oberhaupt, Herr von Lafayette, fühlte ſelbſt das Bedürfniß und fürchtete zugleich, überflügelt zu werden, und was ihre wahren Häupter betrifft, ſo hatten ſie nicht nur mit Nebenbuhlerſchaften im Innern und Feindſeligkeiten gegen außen zu kämpfen gehabt, ſondern ſie hatten auch noch nicht genug gründliche Studien über den geſellſchaftlichen Zuſtand gemacht, um aus der Regeneration der Geſellſchaft die Elemente ihres Einfluſſes, ihre Regierungsmittel zu ſchöpfen. Alſo auf dem Punkte, wohin eine zweijährige Regierung die Sache geführt hatte, und wenn man nur den äußern Schein ins Auge faßt, war im Jahr 1832 der Despotismus wahrſcheinlicher als die Freiheit, und es wäre, ſo ſcheint es, leichter geweſen, mit einem Bonaparte als mit einem Waſhington wiederzubeginnen. Aber wie, iſt es denn noch nie vorgekommen, daß Revolutionen ihrem eigenen innern Weſen die Mittel entnahmen, die für ſie paßten? Im Allgemeinen bedenkt man nicht genug, wie viele zur Offenbarung reife Ideen die ſchlecht organiſirten Geſellſchaften in ſich bergen, wie viele beſchäftigungsloſe große Männer ſie in ſich ſchließen. Mancher, der unter einem Bauern- oder Soldatenkittel gelebt hat und ſtirbt, war vielleicht beſſer, als Cromwell! Wie ſtürmiſch übrigens auch die Geſchicke ſein mochten, welche die Republik unſerm Lande bereitet haben würde, ſo hätten ſie wenigſtens nicht zu dem geführt, was zu ſehen uns vorbehalten war: zur Erniedrigung der Charaktere, zur Gleichgültigkeit in Elend und Schande, zur Verſchlechterung des Nationalgeiſtes, zum Tode endlich durch Erſchöpfung und Verfaulung.

Achtes Kapitel.

Tod des Herzogs von Reichſtadt. — Die Saint-Simoniſten in Menilmontant; ihre Gebräuche; Wiedereinführung des Familienlebens. — Prozeß vom 27. Auguſt. — Hochwichtige Bedeutung dieſes Prozeſſes. — Zwiſchenfälle. — Debatten. — Auflöſung der Saint-Simoniſtiſchen Familie. — Intriguen zum Behuf der Bildung des Miniſteriums vom 11. Oktober. — Miniſterium vom 11. Oktober. — Porträt des Herrn Thiers. — Verhaftung der Herzogin von Berry in Nantes. — Geſchichte des Piſtolenſchuſſes. — Parlamentariſche Kämpfe.

Die Niederlage der Republikaner hatte das Herz ihrer Feinde mit Hochmuth geſchwellt. Wenn eine Partei ſiegreich iſt, ſo geſchieht es ſelten, daß ſie ſich nicht beeilt, ihren Triumph zu erſchöpfen; ſo tief der Schreck des Hofes geweſen war, ſo hohnvoll und ungeſtüm zeigte ſich ſeine Freude. Bereits ſuchten Viele unter dem Schein des Fanatismus die Schmach ihrer Niederträchtigkeit zu verdecken, und auf dem Boden liegend vor einer Dynaſtie von geſtern, hätten ſie dieſelbe gern als unvergänglich ausgerufen. Nun begab es ſich, daß eben um dieſe Zeit der Herzog von Reichſtadt ſtarb.

An einem ſchönen, ruhigen Tage ſah man in jener Hauptſtadt Oeſterreichs, in welcher vor Zeiten Napoleon ſeine Adler eingeführt, durch eine ſtumme Menge hindurch einen Sarg kommen, dem ein Wagen und einige Reiter voranzogen. Fackelträger ſchritten ihm zur Seite. Als man in der Kirche angelangt war, verkündete der Kommiſſär des Hofes, einem merkwürdigen Landesbrauche zufolge, den Namen und Rang des Verſtorbenen; dann klopfte er an das Thor und begehrte Einlaß in den Tempel. Die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes Oeſterreich erwarteten den Todten und begleiteten ihn nach der Gruft, in welche das Glück des Kaiſerreichs auf immer hinabſteigen ſollte.

Der Tod des Sohnes Napoleons erregte kein Staunen unter den Völkern. Man wußte, daß er ſehr kränklich war. Außerdem hatte man von Vergiftung geſprochen, und diejenigen, welche der Angſt oder dem Ehrgeiz der Fürſten alles möglich glauben, dieſe ſagten: „Er führt einen zu großen Namen, um zu leben.“

Mag es ſich nun mit dieſen Gerüchten — einer unerſchöpflichen Nahrung für die Leichtgläubigkeit des Volks — verhalten, wie es will, die Anhänger des Hauſes Orleans täuſchten ſich, wenn ſie in dem Tode des Herzogs von Reichſtadt weiter nichts als das Verſchwinden eines Prätendenten erblickten. Denn dieſer Tod hatte keine andere Bedeutung, als mit lauter Stimme die

Unausweichbarkeit eines furchtbaren Geſetzes zu verkünden, welches in dieſem Lande ſeine Vollziehung findet. Um für Ludwig XIV einen Nachfolger zu finden, hatte man bis zu ſeinem Urenkel herabſteigen müſſen. Zwiſchen Ludwig XV und Ludwig XVI hatte der Tod eines Präſumtiverben ſtattgefunden; ein anderer Präſumtiverbe, Ludwig XVII, hatte aufgehört zu leben, beinahe ohne daß man es erfuhr. Der Herzog von Berry war blutend an der Thüre eines Schauſpielhauſes niedergeſunken. Der Herzog von Bordeaux hatte vor Kurzem die mißliche Reiſe nach Cherbourg angetreten. Und jetzt war es ſelbſt Napoleons Präſumtiverbe, an welchem ſich das unerbittliche Urtheil erfüllte, das Gott ſeit mehr als einem halben Jahrhundert gegen den Hochmuth der Dynaſtien ausgeſprochen zu haben ſchien, welche ſich vermeſſen, unſterblich ſein zu wollen. Ich vollende nicht aus Achtung für eine Trauer, die noch währt; aber der Herzog von Reichſtadt ſollte die Reihe nicht ſchließen. . . . . .

Eine der erſten Handlungen, wodurch die Regierung bewies, wie ſehr es ihr um ſchnelle Ausbeutung ihres Sieges zu thun ſei, war die gewaltſame Einſtellung des Saint=Simoniſtiſchen Kultus.

Seit Bazard und Enfantin ſich getrennt, hatte eine neue Spaltung die Saint=Simoniſtiſche Familie in Betrübniß verſetzt. Wir haben Enfantins Ideen über den Beruf des Prieſterpaares in Beziehung auf die Ehe auseinandergeſetzt. Dieſe Ideen theilte Herr Olinde Rodrigues nicht. Er geſtattete zwar die Scheidung in gewiſſen Fällen und nach gewiſſen Erfahrungen; aber ſo lang die Ehe beſtand, wollte er ſie geheiligt, unverletzlich und unabhängig vom Einfluſſe des Prieſters in allem, was den innigen Bund des Herzens oder der Sinne betrifft. Auf der andern Seite war Herr Olinde Rodrigues weit entfernt, ſich unbedingt dem Ausſpruch der Frau zu unterwerfen, welche zuerſt auf den päpſtlichen Thron zu ſitzen kommen ſollte. Er läugnete nicht, daß es der Prieſterin zukomme, das Geſetz der Scham, das Geſetz der Anſtändigkeit zu enthüllen; aber dieſes Geſetz mußte nach ſeiner Anſicht ſtrengen Bedingungen genügen; er verlangte, daß dem Kinde immer die Möglichkeit gelaſſen ſei, ſeinen Vater zu kennen, und er verwarf zumvoraus als unvereinbar mit dem Weſen der Ehe jede Formel, die zu irgend einer Entweihung des innigſten Bundes der Gatten führen könnte.

Dieſe Meinungsverſchiedenheiten waren zu ernſter Natur, um nicht einen Bruch herbeizuführen. Er fand unter gewaltigem Aufſehen ſtatt und erregte großen Nachhall. Olinde Rodrigues rief die Saint=Simoniſten zu ſich, als dem unmittelbaren Erben der Lehren des Meiſters; aber vergebens. Das Anlehen, das er gemacht hatte, war jetzt natürlich in Mißkredit gerathen, die finanziellen Verlegenheiten häuften ſich. Bald mußte die Familie in der Straße Monſigny ſich auflöſen.

In dieſer Kriſis verläugnete ſich Enfantins Ruhe nicht. Er beſaß in Menilmontant auf dem oberſten Punkte der Höhe ein Haus und einen Garten: er beſchloß, daraus eine Stätte der Zurückgezogenheit, des Studiums und der Arbeit für ſich und ſeine treueſten Schüler zu machen. Den 20. April 1832 kündigte er ſein neues Vorhaben und das Aufhören des Globe in folgenden Worten an: „Liebe Kinder! Dieſer Tag, an dem ich ſpreche, iſt ſeit achtzehn Jahrhunderten groß in der Welt. An dieſem Tage iſt der göttliche Befreier der Sklaven geſtorben. Um ſein Jahresfeſt zu feiern, beginne unſere heilige Zurückgezogenheit, und die letzte Spur der Sklaverei, die Hausgenoſſenſchaft, verſchwinde aus unſerer Mitte.“

Vierzig Schüler folgten Enfantin nach Menilmontant, und hier begann für ſie, wiewohl verbunden mit einem tiefen Gefühl der Hierarchie, die eigentliche Lebensgemeinſchaft. Dichter, Muſiker, Künſtler, Ingenieurs, Genieoffiziere, alle unterzogen ſich freudig und der Reihe nach den härteſten und gröbſten Arbeiten. Sie reparirten das Haus, fegten und wichsten die gemeinſchaftlichen Säle, die Zimmer, die Höfe; machten unbebautes Land urbar; beſtreuten die Alleen mit dem Sand, den ſie aus einer mühſam gegrabenen Grube gewannen. Zum Beweis, daß ihre Ideen über die Natur der Ehe und die Emanzipation der Frauen nicht die Berechnung einer wollüſtigen Eigenſucht ſeien, hatten ſie ſich das Geſetz des Cölibats auferlegt. Morgens und Abends nährten ſie ihren Geiſt mit dem Worte des Vaters, oder ſuchten auch in dem Leben eines der Heiligen des Chriſtenthums, das ſie gemeinſchaftlich laſen, Beiſpiele, Aufmunterungen und Lehren. Hymnen, welche einer von ihnen, Herr Felicien David, in Muſik geſetzt hatte, begeiſterten ihre Gemüther und goſſen einen Zauber über ihre Arbeiten. Um fünf Uhr rief das Horn zum Mittageſſen; dann legten die Arbeiter ihre Geräthſchaften in Bündel zuſammen, ſtellten die Schubkärren mitten im Garten auf und nahmen Platz, nachdem ſie im Chor das Gebet vor dem Eſſen geſungen hatten. Das Publikum wurde zugelaſſen, dies zu ſehen. Wohl konnte eine ſpottſüchtige Nation an dieſen Schauſpielen blos die bald emphatiſche, bald naive Eigenthümlichkeit bemerken; aber gewiß fehlte es ihnen weder an Bedeutung noch an Größe. Denn bei dieſen lediglich durch die Umſtände veranlaßten Gebräuchen gingen die Apoſtel von Menilmontant weit über ihre eigenen Theorien hinaus und ſtreuten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den Samen von Lehren um ſich her aus, über denen eines Tags die ihrigen vergeſſen werden ſollten.

Am 6. Juni, unter dem Donner der Kanone von Saint-Mery, und nicht weit von dem blutigen Schauplatz, wo ſich das Geſchrei der Kämpfenden erhob, am 6. Juni war es, daß die Saint-Simoniſtiſche Familie zum erſtenmal die Thore ihrer Wohnung öffnete. Um halb zwei Uhr hatte ſie

ſich in einem Kreis vor dem Hauſe verſammelt, und außerhalb eines zweiten Kreiſes, beſtehend aus ſolchen, welche die Bewohner von Menilmontant die äußere Familie nannten, bildete ſich, von Neugierde angelockt, eine kleine Gruppe Zuſchauer. Eine in der That wunderliche Zeremonie ſollte an dieſem Tage ſtatthaben: die Einkleidung.

Durch Annahme einer ausgezeichneten Tracht beabſichtigten die Saint-Simoniſten nicht blos ihre Eigenthümlichkeit als Sekte darzuthun, ſondern ſich auch einigen Einfluß auf eine Geſellſchaft zu erhalten, welche ſie nicht mehr durch tägliche Journalartikel oder unermüdliche Predigten bearbeiten durften. Außerdem war dies ein vortrefflicher Prüfſtein für die Ueberzeugung jedes Einzelnen; denn es gehörte ein durchaus männlicher Muth und ein merkwürdig kühner Glaube dazu, ſich mit den Inſignien eines Apoſtolates zu bekleiden, das unzweifelhaft überall, wo es ſich zeigte, Ungläubigkeit, Spott und Beſchimpfung zu gewärtigen hatte.

Es war alſo beſchloſſen worden, eine beſondere Tracht anzunehmen: Herr Edmund Talabot hatte die Zeichnung dazu entworfen und die Ausführung überwacht. Nichts Eleganteres, Einfacheres und Bequemeres als dieſe Uniform: ein blauer Ueberrock, welcher ſich vorn auf eine Weſte öffnet, deren Oeffnung nicht ſichtbar war, ein lederner Gürtel, weiße Beinkleider, eine rothe Faltenmütze waren die Beſtandtheile derſelben; der Hals war bloß, und den Bart mußte man, nach orientaliſcher Sitte, lang tragen.

Die Zeremonie der Einkleidung war die Veranlaſſung zu ſeltſamen Szenen, die aber einen ziemlich richtigen Begriff von der zweiten Phaſe des Saint-Simonismus geben. Der Vater Enfantin, der ſich ſeit drei Tagen entfernt hatte, zeigte ſich am 6. Juni um zwei Uhr wieder den Augen der Familie, die ihn mit Rührung und Sammlung erwartete. Bei ſeinem Anblick that ſich unter den Gläubigen eine plötzliche Bewegung der Bewunderung und Liebe kund, und alle begannen im Chor zu ſingen:

„Heil, Vater Heil!
Heil und Ehre ſei Gott!“

Und er trat während dieſer Zeit vorwärts mit langſam majeſtätiſchem Schritt, das Haupt entblößt und mit ſtrahlendem Geſichte. Die Leitung der Gemeinde während ſeiner Abweſenheit hatte er den Herren Michel Chevalier, Fournel und Barrault anvertraut. Der letztere ergriff das Wort, um dem Vater über alles Vorgefallene Rechenſchaft abzulegen. Enfantin ſprach hierauf wie folgt: „Während meiner Abweſenheit habe ich mich mit Bouffard und Hoart wegen der Theilung unſeres Apoſtolats in zwei Zweige beſchäftigt, in ein geiſtliches Apoſtolat und in ein weltliches, wie der Chriſt ſeine Geiſtlichkeit unterſchied. Ich habe Bouffard und Hoart beauftragt, alle unſere vormaligen Verhältniſſe mit der Welt, die wir verlaſſen, zu beſorgen.

Noch heute habe ich Bouffard die Ermächtigung ertheilt, vollſtändig über das zu verfügen, was ich nach dem Geſetz der Welt beſitze; ich will und kann keine Verhandlungen in dieſer Welt mehr unterzeichnen, und die Männer, die mir zur Seite gehen und daſſelbe Kleid tragen werden, wie ich, werden gleichfalls keine mehr unterzeichnen: wir werden alle frei ſein von den Feſſeln der Welt; wir werden entſagt haben dem, was die Chriſten den Satan und ſeine Werke und Weſen nennen, auf daß wir um ſo beſſer vorbereitet ſeien, unſer tägliches Brod ſelbſt zu erwerben, auf daß wir würdig ſeien, wie das Volk, den **Lohn** zu empfangen."

Dieſe Worte drückten ſehr gut aus, was damals der große Hauptgedanke der Bewohner von Menilmontant war. Sie, Männer, die ſich den feinſten Geiſtesübungen gewidmet hatten, wollten die körperliche Arbeit wieder zu Ehre bringen, und dies führte darauf hinaus, daß ſie ſich in der Praxis zu dem bekannten, was ſie in der Theorie anerkannt hatten, zur Gleichheit des Geiſtes und des Fleiſches, zuſammengeführt und vereinigt durch das Gefühl oder die Religion.

Nachdem er geſprochen, zog der Vater Enfantin mit Hülfe eines ſeiner Schüler das apoſtoliſche Kleid an. Dann half er ſelbſt demjenigen, der ihn unterſtützt hatte, und ſagte: „Dieſe Weſte iſt das Symbol der Brüderlichkeit; man kann ſie nicht anziehen, ohne von einem ſeiner Brüder unterſtützt zu werden. Wenn ſie den Uebelſtand hat, eine Hülfe nothwendig zu machen, ſo hat ſie den Vortheil, daß ſie jedesmal das Gefühl der Gemeinſchaft ins Gedächtniß zurückruft." Nach dem Beiſpiel des Vaters beeilten ſich die Apoſtel von Menilmontant, das Kleid anzulegen. Einige jedoch erklärten, ſie fühlen hiezu noch nicht die ganze nöthige Kraft in ſich. Im Augenblick, wo er durch dieſe feierliche Handlung der Welt, ihren Ideen und Vergnügungen entſagte, wandte ſich Herr Moſes Retouret mit folgenden Worten an den Vater Enfantin: „Ich habe Dir eines Tags geſagt, daß ich die Majeſtät eines Kaiſers in Dir erblicke und für meine Schwachheit nicht genug von der Güte eines Meſſias. Du erſchieneſt mir furchtbar. Heute habe ich tief empfunden, welche große Zärtlichkeit und Milde in Dir iſt. Vater, ich bin bereit."

Daß alles das im neunzehnten Jahrhundert geſchehen iſt, in Frankreich, in Paris, da wo der Hauch Voltaire's geweht hatte, da wo es nichts mehr gab, was nicht an die Herrſchaft des triumphirenden Spottes und das lange Obwalten der Freidenkerei erinnerte, darin mögen oberflächliche Köpfe blos einen pikanten Gegenſatz erblicken, aber der Philoſoph entdeckt etwas anderes darin. Auf's Tiefſte niedergedrückt, wirkte das religiöſe und demokratiſche Bewußtſein endlich zurück, und dieſe Rückwirkung ſollte nicht unergiebig ſein, obſchon ſie ſich inmitten wunderlicher Zurichtungen, unter den Formen eines

allzu offenherzigen Myſtizismus und mit einer Feierlichkeit ankündigte, deren Uebertreibung etwas Kindiſches hatte. Und was die Sache um ſo außerordentlicher, einer Stelle in der Geſchichte um ſo würdiger macht, iſt der Umſtand, daß die Gläubigen hier beinahe alle wohlunterrichtete, denkende, geiſtreiche, beredte Männer waren, und ſelbſt ſehr gewandt in der Kunſt, die Lächerlichkeiten einer Geſellſchaft aufzufaſſen, deren Ungerechtigkeiten ſie mit ſo vieler Kraft, Kühnheit und zuweilen mit ſo klarem Verſtande verklagt hatten.

So viel iſt wahr, daß die Regierung die Saint-Simoniſten für zu gefährlich hielt, um ſie die letzten Wohlthaten ihrer Duldung genießen zu laſſen. Seit einigen Monaten leitete man den Prozeß gegen ſie ein. Nachdem man ſie lange Zeit auf eine ſkandalöſe Art mißhandelt, nachdem man mehr als einmal, mitten in ihren friedlichen Zeremonien, die Bajonette hatte erblinken laſſen, beſchloß die Regierung endlich, ſie vor die Gerichte zu ziehen. Den 27. Auguſt wurden der Vater Enfantin und die Herren Michel Chevalier, Barrault, Duveyrier, Olinde Rodrigues vor den Aſſiſenhof beſchieden. Man beſchuldigte ſie: 1) des Verbrechens, das im Artikel 291 des Strafgeſetzbuches vorgeſehen iſt, welcher Artikel Verbindungen von mehr als zwanzig Perſonen unterſagt; 2) des Verbrechens der Beleidigung der öffentlichen Moral und der guten Sitten. Um dieſem Prozeß ſo viel Glanz als möglich zu geben, ließ Enfantin nicht blos ſämmtliche Mitglieder der Familie von Menilmontant, ſondern auch einige von denen, die außerhalb dieſer engen Gemeinſchaft ſich zu den Saint-Simoniſtiſchen Lehren bekannten, als Zeugen berufen. Als der Tag gekommen war, ſtellten ſich die Schüler Saint-Simons in einer ſymmetriſchen Ordnung auf; Herr Michel Chevalier ließ zum Abgang läuten, und die kleine Kolonie ſetzte ſich in Bewegung.

Die Größe der Fragen, die verhandelt werden ſollten, und das Talent der Angeklagten gaben dem gerichtlichen Kampfe, der ſich entwickelte, mehr Bedeutung, als die meiſten diplomatiſchen oder parlamentariſchen Kämpfe beſitzen. Aber nicht blos deshalb war die öffentliche Neugierde angeregt: was die Pariſer bei dem ihrer Ungeduld verſprochenen Schauſpiele ſuchten, war weniger ſeine wirkliche Bedeutſamkeit, als ſeine Eigenthümlichkeit: man erwartete eine ergötzliche, neue Theaterſzene. Auch drängte ſich die Menge auf dem Wege der Saint-Simoniſten.

Als ſie in den Saal traten, hefteten ſich Aller Augen auf Enfantin. Er trug das gleiche Kleid, wie die Mitglieder der Familie, nur von hellerer Farbe, und die Worte: **Der Vater,** waren auf ſeine Bruſt geſchrieben. Zwei Damen, die Frauen Aglae Saint-Hilaire und Cäcilie Fournel, ſtanden hinter ihm. An dem obern Ende der Angeklagtenbank ſtehend, ließ er ſeine Blicke langſam über die Verſammlung ſchweifen, und mit Ueberraſchung

bemerkten die Zuſchauer die tiefe Verehrung, womit ſeine Kinder ihn umgaben. Die Verhöre thaten dem Publikum zuerſt die Jugend der Angeklagten kund. Herr Barrault war dreiunddreißig, Herr Duveyrier neunundzwanzig, Herr Michel Chevalier ſechsundzwanzig Jahre alt; der Vater ſelbſt zählte nicht mehr als ſechsunddreißig Jahre. Als ihn jedoch der Präſident, Herr Naudin, fragte: „Nennen Sie ſich nicht **Vater der Menſchheit?** Behaupten Sie nicht, Sie ſeien das **lebendige Geſetz?**“ antwortete er mit vieler Kaltblütigkeit und Sicherheit: „Ja, mein Herr.“ Jetzt ergab ſich eine in den Jahrbüchern der Juſtiz ganz und gar neue Szene. Als der erſte Zeuge, den man aufrief, Herr Moſes Retouret, aufgefordert wurde, den Eid abzulegen, wandte er ſich gegen Enfantin und ſagte: „Vater, kann ich ſchwören?“ Enfantin antwortete: Nein, und der Präſident befahl dem Zeugen, abzutreten. Alle zur Familie gehörenden Zeugen erſchienen, alle erhielten die Aufforderung, zu ſchwören, alle erklärten, ſie können es ohne Ermächtigung des höchſten Vaters nicht thun.

Der Generalprokurator, Herr Delapalme, begann ſein Requiſitorium. Nach einer flüchtigen Darlegung des Urſprungs und der Fortſchritte des Saint-Simonismus verſuchte er in den Saint-Simoniſtiſchen Gebräuchen eine Art Fetiſchismus zu brandmarken, worin Lüge ſich mit Albernheit paare. Er ſtellte den Vater Enfantin als einen Menſchen dar, bei welchem die Sucht nach Berühmtheit zur Narrheit geworden ſei. Mit Bitterkeit warf er der Saint-Simoniſtiſchen Verbindung ihren Aufruf an die Kapitaliſten und ihr pomphaftes Betteln vor. Er behauptete, eine ſolche Verbindung habe nichts gemein mit einer religiöſen Geſellſchaft, weil ſie weder ein Dogma, noch einen Kultus, noch Zeremonien habe und ſich wohl hüte, ihre Wirkſamkeit außer die materielle Welt zu verweiſen, was das unterſcheidende Merkmal jeder Religion ſei. Daraus ergebe ſich, daß die Saint-Simoniſten durchaus kein Recht beſitzen, das Prinzip der Religionsfreiheit für ſich anzurufen, und daß ſie ſich durch ihre Verſammlungen in einer Anzahl von mehr als zwanzig Perſonen einer offenbaren Verletzung des Artikels 291 des Strafgeſetzbuches ſchuldig gemacht haben. Auf den Vorwurf der Beleidigung der öffentlichen Moral übergehend, fragte der Generalprokurator, ob nicht etwas gegen die guten Sitten Anſtößiges in einer Lehre liege, welche die Untreue verherrliche, welche durch die Wiedereinſetzung des Fleiſches in ſeine angeblichen Rechte die Herrſchaft der Luſt auf die Trümmer der Scham zu bauen beſtrebt ſei, welche die Ehe der Ausübung eines Rechtes unterwerfe, das an das Vorrecht der erſten Nacht (droit du Seigneur) erinnere, welche endlich dem **Prieſter** das Geſchäft anvertraue, ſowohl die geiſtigen als die fleiſchlichen Begierden zu regeln und zu entwickeln. „Aber, meine Herren,“ fuhr der Generalprokuratar fort, „dieſe verkehrten

Lehren ſind nicht ohne Hinderniſſe durchgegangen. Als der Vater Enfantin dieſe Grundſätze predigte, da war eine Frau da, deren reine Seele ſich gegen ſolch' ſcheußliche Anſichten empörte; und ſie, die ſchwache, ängſtliche Frau hat ſich erhoben, hat nachdrücklich Proteſt eingelegt.“

Im Augenblick, wo der Generalprokurator dieſe Worte ſprach, erhebt ſich Frau Cäcilie Fournel (ſie war es, die das Staatsminiſterium ohne ihr Vorwiſſen dazu auserſehen hatte) lebhaft und ruft: „Ich bin hier, um gegen die Rolle zu proteſtiren; die . . . .“ „Schweigen Sie,“ ruft ihr der Präſident zu. Und als Frau Fournel erklärte, daß ſie, beſſer unterrichtet, die Moralität der Lehre anerkannt habe, ſagte der Präſident zornig zu ihr: „Wenn Sie nicht aufhören zu ſprechen, ſo werde ich Sie hinausführen laſſen.“ Eine ſolche Drohung, von einem Beamten öffentlich gegen eine Frau gebraucht, erregte ein peinliches Staunen bei den Zuhörern, und unter dieſem Eindruck erwarteten ſie die Vertheidigung der Angeklagten.

Herr Olinde Rodrigues hatte ſich, wie man geſehen, getrennt; er war Enfantin nicht nach Menilmontant gefolgt, er hatte das apoſtoliſche Gewand nicht angezogen. Seine Stellung im Prozeß war daher eine ganz eigenthümliche; auch beſchränkte er ſich darauf, das Andenken Saint-Simons, ſeines Lehrers, gegen einige von dem Staatsanwalt unkluger Weiſe gewagten Angriffe zu ſchützen, und er that dies in klaren, beſtimmten, einſchneidenden Ausdrücken. Die Herren Michel Chevalier, Duveyrier, Barrault und ihre Beiſtände, die Herren Simon, Lambert, von Eichthal ergriffen hierauf das Wort:

Man läugne der Saint-Simoniſtiſchen Geſellſchaft den religiöſen Charakter ab? Man werfe ihr vor, durch abergläubiſche, einem Menſchen dargebrachte Huldigungen die der Gottheit gebührende Verehrung erſetzt zu haben? In einer ſolchen Anklage liege entweder eine ſehr große Unwiſſenheit oder eine ſehr große Ungerechtigkeit. Was denn der Vater Enfantin in der That und Wahrheit geſagt habe? Er habe geſagt: **Gott iſt alles, was iſt,** folglich kein Krieg mehr zwiſchen den beiden Prinzipien, der Seele und dem Körper, dem Geiſt und dem Fleiſche; **keiner von uns iſt außer Gott, aber keiner von uns iſt Gott,** folglich keine Sklaven, keine Verworfenen, keine knechtiſche Verehrung des Menſchen gegenüber dem Menſchen, keine deſpotiſche Benutzung durch Seinesgleichen mehr; **jeder von uns lebt von dem Leben Gottes und wir haben alle Theil an ihm,** folglich kein Kampf mehr zwiſchen dem Individuum und der Geſellſchaft, zwiſchen dem Intereſſe und der Pflicht. Harmonie, Gleichheit, Brüderſchaft, das ſeien die drei großen geſellſchaftlichen Ideen, welche die von Enfantin aufgeſtellte Definition von der Gottheit umfaſſe, — und man beſchuldige die Saint-Simoniſten, keine religiöſe Geſellſchaft zu ſein, keine andere Begriffe von Gott zu haben, als die eines verworrenen Pantheismus! Was ihre

Zeremonien betreffe, ſo ſei eine Unkenntniß derſelben von Seiten der Regierung nicht zu entſchuldigen: habe ſie ja doch ſowohl ihre Polizeikommiſſäre als auch ihre Gensdarmen und Soldaten nach Menilmontant geſchickt, um ſich darüber zu unterrichten. Es ſei wahr, daß die Saint-Simoniſten ſich ebenſowohl mit der geiſtlichen als mit der weltlichen Ordnung beſchäftigen. Aber wie der Generalprokurator die Behauptung habe wagen können, daß es ein eigenthümliches Merkmal jeder Religion ſei, die geſellſchaftlichen und politiſchen Intereſſen der Menſchheit außerhalb ihres Einfluſſes zu laſſen? Ob die Religion der Hindus, die der Egypter, die der Gebern, die der Hebräer, die der Druiden, die der Anbeter Odins, ob der afrikaniſche Fetiſchismus, ob der Islamismus, ob nicht alle dieſe Religionen die Moral und die Politik umfaßt, die Verhältniſſe zwiſchen Volk und Volk, zwiſchen Kaſte und Kaſte, zwiſchen Individuum und Individuum geregelt haben? Ob nicht ſelbſt der Katholizismus ſich in die Politik gemiſcht habe, indem er die Stellung der Frauen änderte und die Staaten zur Aufhebung der Sklaverei veranlaßte? Ob nicht die ſchönen Zeiten des Chriſtenthums aus einer Reihe von Verſuchen auf die weltliche Ordnung, auf den Kaiſer beſtanden haben? Und ob der Generalprokurator zufällig die bekannte Aeußerung eines gelehrten Hiſtorikers nicht wiſſe: „Das Königreich Frankreich iſt ein von Biſchöfen gemachtes Königreich?" Was man ferner damit wolle, wenn man den Saint-Simoniſten vorwerfe, Geld verlangt zu haben? Geld! Die erſten Chriſten haben ſeiner bedurft, ſie, die laut der Apoſtelgeſchichte „alle Dinge gemein hatten, ihre Aecker und Güter verkauften, um von dem Erlös einem jeden zu geben, nachdem er vonnöthen hatte." Geld! Die Diakone der Urkirche haben ſeiner bedurft, denn es ſei ihr ſpezielles Geſchäft geweſen, die Gaben der Gläubigen einzuſammeln; die chriſtliche Religion, vom heiligen Paulus, von Jeſus an, habe ſeiner bedurft; ſie bedürfe ſeiner noch, wie das Büdget beweiſe, auf dem man ſie jedes Jahr figuriren ſehe. Die Saint-Simoniſten ſeien alſo religiöſe Menſchen, und gewiß haben ſie es bewieſen, als ſie im Angeſicht einer eigenſüchtigen, ſkeptiſchen, ſpöttiſchen, ausſchließlich mit ihren materiellen Intereſſen beſchäftigten Geſellſchaft, um ihrem Glauben Genüge zu thun, Familie, Laufbahn, geliebte Gewohnheiten, Hoffnungen auf Glück, Ausſichten auf die Zukunft dahingegeben; als ſie im Angeſicht einer Geſellſchaft, welche für das Leben des Proletariers nur Hohn und Verachtung habe, ſich freiwillig den abſtoßendſten und härteſten Arbeiten unterzogen; als ſie endlich den Spöttereien der Menge offen Trotz geboten, indem ſie ein ausgezeichnetes Koſtüm getragen und ihren Namen, auf die Bruſt geſchrieben, der Beleidigung preisgegeben. Was für Leute nun aber diejenigen ſeien, die es wagen, der Saint-Simoniſtiſchen Familie einen religiöſen Charakter abzuſtreiten? Leute, die offen ihre Gleichgültigkeit in Religionsſachen bekannt, die den

Atheismus in das Geſetz gebracht, Leute, die aus den Räumen dieſes ſelben Gerichtsſaales, wo ſie ſitzen, die Majeſtät des gekreuzigten Jeſus haben verſchwinden laſſen, Leute, die das Bild ihres Gottes mit einem grünen Vorhang bedecken, gleich als wäre es eine Sache, die dem Auge wehe thue! Im Uebrigen und auch angenommen, daß man in der Saint=Simoniſtiſchen Familie eine religiöſe Geſellſchaft nicht anerkennen wolle, welche Unordnungen man ihr denn aufzubürden habe, um die ganze Strenge des Artikels 291 auf ſie anwendbar zu finden? Die Saint=Simoniſten haben nicht aufgehört, den Krieg für ruchlos zu erklären und gegen den Geiſt der Empörung zu proteſtiren. Wenn ſie die Leiden des Volks beſchrieben haben, ſo ſei dies blos geſchehen, um die Mittel zur Abhülfe anzuzeigen, und zur ſelben Zeit, wo die Regierung gegen den Lyoner Aufſtand nur Kanonen und Soldaten anzuwenden gewußt, haben ſie im Studium und in der Wiſſenſchaft die Heilung der geſellſchaftlichen Wunden geſucht, welche ſich in dieſen tödtlichen Unruhen geoffenbart. Es bleibe noch der Vorwurf der Unſittlichkeit. Nun was denn Unſittliches in dem Verlangen liege, daß die Verhältniſſe zwiſchen den Gatten einer neuen Beſtimmung unterworfen werden, welche ihnen dieſen Charakter der Ausſchließlichkeit und folglich der Gewaltſamkeit oder Liſt nehme, den das chriſtliche Geſetz ihnen aufdrücke? Ob man die Ehe abgeſchafft haben würde, wenn der Mann und die Frau, welche am fähigſten ſeien, die Menſchheit zu leiten, wenn der Prieſter und die Prieſterin das Recht erhalten hätten, durch ihre Genehmigung die Leiden und Freuden des ehelichen Bundes zu weihen? Was man denn Monſtröſes darin erblicken könne, daß in einem Prieſterthum, welches freiwilligen Gehorſam finde, die Herrſchaft der Schönheit ſich der Macht des Geiſtes beigeſellt finde? Dieſe Herrſchaft der Schönheit ſei am Ende allgemein, unwiderſtehlich, und eben diejenigen unterziehen ſich ihr im Geheimen, welche ſich öffentlich die Miene geben, ihre Geſetzlichkeit zu läugnen. Denn ſelbſt unter dem Einfluß des chriſtlichen Geſetzes habe ſich die Geſellſchaft wohl gehütet, die Freuden des Fleiſches in die Acht zu erklären; die Leute gehen, wie jedermänniglich bekannt ſei, lieber auf den Ball als in die Predigt, und die Deputirten, ernſte Männer, haben erſt in der neueſten Zeit für die Biſchöfe weniger als achtmalhunderttauſend Franken und für das Opernhaus nahezu an eine Million bewilligt. Aber wie! Ob nicht dieſes Opernhaus ein dem Kultus der Schönheit errichteter Tempel ſei? Ob es inmitten der Wohlgerüche, die aus den aufgelösten Haaren ſeiner Tänzerinnen duften, unter dem Lichtregen, der von ſeinen Kronleuchtern herabſtröme, vor dieſen anmuthsvollen Schaaren artiger Frauen, die zwiſchen reichen Gemälden und den Tönen einer berauſchenden Muſik dahinſchweben, den Sinnen an ſtarken Aufregungen, dem Fleiſche an Anbetern fehle? Alſo werde das chriſtliche Geſetz nicht beobachtet! Und wie es denn auch einge=

halten werden könnte? Indem es ſeinen Fluch über das Fleiſch ausgeſprochen, habe das Chriſtenthum dasſelbe zur Empörung getrieben und zwar zu einer Empörung voll ſchrecklicher Unordnungen. Welches Schauſpiel denn wirklich dem Moraliſten dieſe Geſellſchaft darbiete, in deren Namen man die Saint-Simoniſten der Immoralität anklage? Von neunundzwanzigtauſend in Paris geborenen Kindern ſeien nahezu an zehntauſend in ungeſetzlichen Umarmungen empfangen worden; die Schulen ſeien angeſteckt von Laſtern, durch welche die blaßgelben Kinder alt werden, bevor ſie herangewachſen; die Liebe ſei von einem ſchauerlichen Gifte befleckt, das ſelbſt die Brüſte der Ammen verderblich mache; man könne keinen Schritt auf den Straßen thun, ohne auf die patentirte Liederlichkeit zu ſtoßen, und noch unlängſt habe im Palais-Royal, in demſelben Pallaſte, unter deſſen Dache die Königin und ihre junge Familie wohne, die Proſtitution ihr unreines Heiligthum gehabt. Was man von der Familie ſpreche in einer Geſellſchaft, wo der Ehebruch auf allen Theatern gelehrt, von allen Dichtern geſungen, von allen Künſtlern zauberiſch dargeſtellt, in allen Romanen mit den Reizen der Einbildungskraft übergoſſen und mit der Heiligkeit der Liebe bedeckt werde? Man habe den Saint-Simonismus zu brandmarken geglaubt, indem man das Vorrecht der erſten Nacht hieher gezogen. Das Vorrecht der erſten Nacht! Es beſtehe noch in der Geſellſchaft, welche die Saint-Simoniſten umzubilden wünſchen, und es ſei das Recht des Reicheren! Denn in dieſer Geſellſchaft ſei überflüſſig geſorgt für die Vergnügungen der anſtändigen Leute, und neben dem Heere der Söhne des Volkes, Kanonenfutter, das dem auswärtigen Angriffe hingeworfen werde, befinde ſich das Heer der Töchter des Volkes, unglücklicher Geſchöpfe, welche die Armuth zur Luſt, als zu einem ſchmählichen Frohndienſte, verdamme, allgemein zugängliches, käufliches Fleiſch, zumvoraus zur Sättigung aller materiellen Begierden preisgegeben. Alſo das Laſter mit der Heuchelei, oder das Laſter mit der Schamloſigkeit und dem Hunger; in Ermanglung der poetiſirten Verderbniß, die patentirte Verderbniß; oben der Ehebruch, unten die Hurerei.

Dies war kurz zuſammengefaßt das Vertheidigungsſyſtem, welches die Angeklagten in der Sitzung vom 27. Auguſt vorbrachten. Sie hatten Fragen von unberechenbarer Bedeutſamkeit aufgeregt. Aber die Geſellſchaft, welche ſie angriffen, verlangte Gehorſam und wollte nicht der Gegenſtand von Erörterungen ſein. Während ſie ſprachen, begegnete es den Richtern mehr als einmal, daß ſie Zeichen der Ungeduld von ſich gaben, und ein ſpöttiſches Lächeln ſchwebte unaufhörlich auf den Lippen des Generalprokurators, der ſich glücklich ſchätzte, durch affektirte Verachtung der Verwirrung und Verlegenheit ſeiner Ohnmacht entgehen zu können.

Am folgenden Tag, dem 28. Auguſt, ergriff Enfantin ſelbſt das Wort.

Er drückte ſich mit Ernſt, in langſamer Rede aus und hielt von Zeit zu Zeit inne, um bald auf den Präſidenten und die beiden Räthe, bald auf den Generalprokurator, bald auf die Zuhörer ſeine Blicke zu heften. Das Gericht zeigte ſich in Bälde ſehr ärgerlich darüber, und als der Präſident den Angeklagten fragte, ob er der Sammlung bedürfe, antwortete er: „Es iſt mir Bedürfniß zu ſehen, wer mich umgibt, und geſehen zu werden. Ich weiß, welche Macht die Sammlung und die Einſamkeit verleiht: aber ich weiß auch, daß die Sammlung nicht die einzige Art iſt, Eingebungen zu empfangen, und überdies wünſche ich den Herrn Generalprokurator den Einfluß des Fleiſches, der Form, der Sinne kennen zu lehren, und zu dieſem Behuf ihm den des Blickes fühlbar zu machen.“ Ohne ſich bei dem Eindruck aufzuhalten, welchen dieſe Worte hervorbrachten, worin ſich mit einem ernſten Gedanken eine ganz unvorhergeſehene Art von Schwank miſchte, fuhr Enfantin fort: „Schlecht, immoraliſch, voll Albernheit findet man den Gedanken, den ich ausgeſprochen habe, nämlich, daß der Prieſter ſchön ſein müſſe: und doch iſt das wirklich unſer Glaube. Der Prieſter muß ſchön, weiſe und gut ſein: Güte, Weisheit und Schönheit faſſen unſere Lehre auf's Genaueſte zuſammen. Ja, ſelbſt die chriſtliche Kirche, welche das Fleiſch verwarf, welche die Schönheit als die privilegirte Waffe des Satans betrachtete, würde gleichwohl niemals einen mißgeſtalteten oder verkrüppelten Prieſter ordinirt haben. Und wenn es ſich in unſerer Zeit bei der Armee darum handelt, ein Corps zu bilden, das auf eine würdige, edle Weiſe zu repräſentiren wiſſe, das durch den bloſen Anblick Hochachtung, Bewunderung oder Furcht einzuflößen vermöge, ſo iſt man weit entfernt, die Schönheit gering anzuſchlagen, ſo gleichgültig man auch ſonſt gegen ſie zu ſein behauptet. Sagt man nicht, daß Einer, um unter die Karabiniere aufgenommen zu werden, ein ſchöner Mann ſein müſſe? warum ſollte man nicht dasſelbe von den Prieſtern ſagen können, ohne die Ohren des Herrn Generalprokurators zu beleidigen? Es iſt wahr, der Beruf des Soldaten iſt ein anderer, als der unſeres Prieſterthums: jener tödtet, dieſes macht lebendig. Aber ich ſehe nicht, wie dies ein Beweis gegen meine Behauptung ſein ſoll.“ Dieſer Vergleichung fehlte es weder an Richtigkeit, noch an Geiſt; als aber der Angeklagte das Gericht auf's Neue durch Fixirung ſeines Blickes aus der Faſſung zu bringen ſuchte, erklärte der Präſident auf einmal die Sitzung für aufgehoben und ſagte zu Enfantin: „Wir ſind nicht da, um das Ergebniß Ihrer Betrachtungen abzuwarten.“ Da wandte ſich der Vater mit der unerſchütterlichen Kaltblütigkeit, die ihn auszeichnete, zu den Seinigen und ſagte: „Abermals ein Beweis von ihrer Unzulänglichkeit! Sie läugnen die moraliſche Macht der Sinne und begreifen nicht, daß ich ſie durch meinen bloſen Blick um die Ruhe zu bringen vermochte, die ihrer Rolle anſtand.“ Beim Wiederbeginn der Sitzung kündigte Enfantin an, daß er,

da man eine Rede von ihm erwarte, nunmehr ſprechen wolle, und nachdem er eine kraftvolle Schilderung all der Unordnungen entworfen, welche der von dem Chriſtenthum gegen das Fleiſch geſchleuderte Bannſtrahl erzeugt habe, rief er: „Ihr, die ihr uns anklagt, wenn ihr mit Wahrheit über uns richten wollt, ſo müßt ihr ein beſſeres Heilmittel angeben, als das unſrige iſt. Nun ſehe ich auf der einen Seite nichts, als die Madelonnettes, die Filles repentantes, die Salpetrière,*) auf der andern nur die Force oder Sainte-Pelagie. . . . Was uns betrifft, ſo ſind unſere Mittel: Heiligung der Schönheit und Wiedereinſetzung des Fleiſches in ſeine Rechte; Lenkung und Regelung der phyſiſchen Begierden; Reorganiſation des Eigenthums: denn das Elend des Arbeiters und der Reichthum des Müßiggängers ſind die materiellen Urſachen des Ehebruchs und der Hurerei. Aber ſehet: wenn wir ſagen, daß das erbliche Elend und der erbliche Müßiggang, Ergebniſſe der gegenwärtigen auf das Geburtsrecht begründeten Verfaſſung des Eigenthums, aufhören müſſen, ſo beſchuldigt man uns, den Staat über den Haufen werfen zu wollen. Wenn wir auch noch ſo deutlich erklären, daß dieſe Verwandlung des Eigenthums nur in fortſchreitender, friedlicher, freiwilliger Weiſe geſchehen könne; daß ſie ſich weit beſſer bewerkſtelligen laſſe, als die Vernichtung der Feudalrechte bei allen erdenklichen Syſtemen der Schadloshaltung vor ſich gegangen iſt, und ſogar langſamer, als ihr euere Expropriationen zum Behuf des öffentlichen Nutzens vornehmet, ſo hört man uns nicht, ſondern verurtheilt uns, wir ſind Friedensſtörer. Ohne zu ermüden zeigen wir, daß dieſe Verwandlung von allen gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfniſſen der Geſellſchaft erheiſcht wird; daß ſie auf eine handgreifliche Weiſe durch die Gründung des Handelsgeſetzbuchs und durch alle induſtriellen Gewohnheiten angezeigt iſt, welche die Beweglichmachung des Eigenthums, ſeine Uebertragung von der müßigen oder unfähigen Hand an die arbeitſame und fähige Hand begünſtigen — wir zeigen das, und ihr, ihr ſchreit, unſer Bund ſei gefährlich! Gleichwohl muß man an die Stelle einer ſchlechten Ordnung eine gute Ordnung ſetzen; denn der Zweck der Geſellſchaft iſt nicht blos feſtzuhalten, ſie will ſich verbeſſern, will fortſchreiten. Das wollen wir auf gleiche Weiſe in der Moral thun. . . . Es iſt in der That merkwürdig, daß gerade diejenigen Leute, die den abſoluteſten Deſpotismus gegenüber der Schönheit und der Frau ausüben, uns mit der größten Heftigkeit beſchuldigen, einen entmenſchenden Deſpotismus in der Welt wieder einführen zu wollen. Sie ſagen, unſer Prieſterthum werde ſeine Macht mißbrauchen; aber dieſer Einwurf kann gegen jede Gewalt erhoben werden. Das Oberhaupt einer Geſellſchaft hat blos dadurch, daß es das Oberhaupt iſt, eine

---

*) Beſſerungshäuſer für liederliche Weibsperſonen. Anm. d. Ueb.

Macht: das iſt eine Wahrheit, die in der Definition liegt. Was iſt nun die Bürgſchaft gegen den Mißbrauch der Macht? Wir kennen blos eine einzige, nämlich die, daß die Gewalt durch die Fähigkeit und nicht durch die Geburt erworben wird. So lange das Prinzip der Uebertragung der politiſchen Macht und des Reichthums das der Geburt ſein wird, ſo lange werden wir das Recht haben, zu ſagen, daß alle euere Bürgſchaftsſyſteme den verdummendſten Deſpotismus erzeugen oder aufrecht erhalten, da ſie die Macht auf's Gerathewohl ertheilen.“ Dieſen Entwicklungen fügte der Angeklagte verſchiedene Erklärungen bei, theils im höchſten Grade wunderliche — dieſe Wunderlichkeit mag nun naiv oder berechnet geweſen ſein — theils welche voll Verſtand, Scharfſinn und Feinheit. Man hatte ihm das Recht verweigert, zwei Frauen als Beiſtände zu erwählen: er beklagte ſich darüber und drückte ſeine Verwunderung aus; „denn,“ ſagte er, „wer iſt derjenige unter uns, der es wagen könnte, zu behaupten, daß er ſelbſt fähiger ſei, über die Moral zu ſprechen, als ſeine Schweſter oder ſeine Mutter?“

Auf Enfantins Rede folgten lebhafte Erörterungen zwiſchen dem Generalprokurator einerſeits und den Herren Duveyrier, Barrault, Michel Chevalier andrerſeits. Der letztgenannte machte einen ſtarken Eindruck auf die Verſammlung, als er an Robespierres Ausſpruch: „Der Konvent wird nicht geſtatten, daß man die friedlichen Diener der verſchiedenen Religionen verfolgt!“ erinnerte und dann rief: „Sie wiſſen, meine Herren, ob wir friedliche Menſchen ſind; wir verlangen von Ihnen die Duldſamkeit Robespierres!“ Aber ſchon ſeit langer Zeit war die Sache der Angeklagten verloren. Enfantin, Duveyrier, Michel Chevalier wurden zu einjähriger Gefängnißſtrafe und einer Geldbuße von je hundert Franken, Rodrigues und Barrault blos zu einer Buße von fünfzig Franken verurtheilt. Die Familie hatte das Urtheil mit der größten Ruhe angehört; ſie kehrte mitten durch eine unermeßliche Volksmenge, die ſich vom Juſtizpallaſte bis an's Stadthaus hinzog, nach Menilmontant zurück. Die meiſten ſahen mit ſtummem Erſtaunen die Saint-Simoniſten vorübergehen; einige murmelten den Namen des Vaters, andere erhoben ein beleidigendes Geſchrei.

Die Verurtheilten ergriffen den Rekurs; aber die Verwerfung ihrer Appellation und die Einkerkerung Enfantins wurden bald das Zeichen zur Zerſtreuung der Familie. Aufgelöst war ſie indeß nicht. Sie hatte die Zeit zwiſchen dem Urtheil des Aſſiſengerichts und der Verwerfung ihres Rekurſes dazu benutzt, nach verſchiedenen Theilen Frankreichs Miſſionäre in dem apoſtoliſchen Gewande auszuſenden, und die Prüfung, welche ſie überſtanden, ſchien ihren Eifer vermehrt zu haben. Zerſtreut und ſpäter verſchlungen von der geſellſchaftlichen Mitte, gegen welche ſie ſo kühn gekämpft hatte, ſetzte ſie ihre Exiſtenz als Korporation gewiſſermaßen durch das geheimnißvolle Band

der Geſinnung und der Ideen fort. Nun war dieſe unzerſtörbare Verwandtſchaft das Ergebniß des Zuſammenlebens der Saint-Simoniſten in Menilmontant. Bis dahin, und obgleich ſie ihrer Verbindung bereits den Namen Familie gegeben, hatten ſie nur eine Schule gebildet: die Familie begann für ſie erſt in Enfantins Hauſe. In der Straße Monſigny, dem lärmenden Laboratorium ihrer Lehre, hatten ſie weder die nöthige Zeit, noch die erforderliche Ruhe gehabt, um ſich als Individuen gegenſeitig zu ſtudiren: das thaten ſie in Menilmontant, umringt von Stille und Einſamkeit. Nach ihrer Trennung blieben die einen in Frankreich, wo ſie verſchiedene Laufbahnen einſchlugen, die andern reisten in den Orient, welcher damals, durch kecke Reformverſuche von oben bis unten aufgeregt, die Eroberungen des Geiſtes zu ſich zu berufen ſchien.

Forſcht man aufrichtigen Sinnes nach, welche Wirkung der Saint-Simonismus auf die franzöſiſche Geſellſchaft gehabt, ſo wird man ſehen, daß dieſe Wirkung nichts weniger, als unergiebig war. Die Bourgeoiſie ſtand in der That, als die Saint-Simoniſten erſchienen, auf zu feſten Füßen, um die Grundſätze verletzen zu laſſen, kraft deren ihre Herrſchaft ſich begründet hatte; ſie nahm daher und behielt von dem Einfluß der Saint-Simoniſten nur das, was ihren Beſtrebungen und Intereſſen zuſagte, d. h. einen ausgeſprocheneren Hang zu den ökonomiſchen Studien, einen beſſern Einblick in die öffentlichen Arbeiten, eine weniger beſchränkte Art, die Bedeutſamkeit der Induſtrie zu betrachten. Was die Ideen der Saint-Simoniſten über die Wiedereinſetzung des Autoritätsprinzips, über den Staatskredit, über die Abſchaffung aller Vorrechte der Geburt, über die Aufhebung des Proletariats, und, in der zweiten Phaſe des Saint-Simonismus, über die religiöſe Aufgabe der Gewalt, verbunden mit der Emanzipation der Frauen, betrifft, ſo konnte die Bourgeoiſie ſolche Syſteme nicht zulaſſen, ohne ihren eigenen Sturz auszuſprechen. Auch verwarf ſie dieſelben mit aufrichtigem Zorn und geheuchelter Verachtung; aber ſie gingen deshalb doch nicht gänzlich unter, ſondern blieben gleich einem anvertrauten Gute bei auserleſenen Geiſtern, wo ſie Keime treiben und fruchtbringenden Aenderungen unterworfen werden ſollten.

Die Sitzung nahte. Das Miniſterium beſtand aus Männern ohne Anſehen und von mittelmäßigem Talent; wie ſollte es ſich vor der Kammer behaupten und ſie beherrſchen können?

Der Sieg vom Monat Juni hatte, wie man geſehen, die Miniſter mit maßloſem Stolze erfüllt. Sie glaubten ihre Gewalt, die ein ſo harter Stoß nicht zu ſtürzen vermochte, auf lange Zeit befeſtigt. Der König ſeinerſeits wünſchte angelegentlich, in ſeinem Rathe Männer zu behalten, welche ihre Unzulänglichkeit und der keineswegs erhabene Charakter ihrer Ergebenheit ſeinem Willen knechtete. Aber die Sprache der Deputirten, welche ſich in

der Hauptſtadt einzufinden begannen, zerſtörte die Hoffnungen des Hofes, und bald wurde es augenſcheinlich, daß ein unter gänzliche Abhängigkeit vom König geſtelltes Kabinet in der Kammer auf unüberwindlichen Widerſtand ſtoßen würde. Die Fehlerhaftigkeit der Berechnungen, auf welche das konſtitutionelle Syſtem ſich gründet, erſchien ſomit in ihrem ganzen Lichte, und die Geſchicke der Nation ſtanden im Begriff, zwiſchen zwei Gewalten zu ſchweben, welche beide nach der Souveränetät trachteten und kraft der Rivalität ihrer Anſprüche ſchon zumvoraus einander feindlich gegenüberſtanden.

Die drei Männer, welche ihr Talent berief, das Szepter der parlamentariſchen Majorität zu führen, waren damals die Herren Thiers, Guizot und Dupin der ältere. Unter dieſen drei Kandidaten mußte ein erſter Miniſter gewählt werden.

Die Sympathien des Königs waren für Herrn Dupin, den er ſeit langer Zeit für ſeine Privatintereſſen in Anſpruch genommen hatte, deſſen geheime Schwachheiten er kannte, und deſſen Puritanismus er nicht fürchten mußte. Man wandte ſich alſo zuerſt an Herrn Dupin den älteren. Die Unterhandlung währte lang und ſtand im Begriff abgeſchloſſen zu werden, als ſich auf einmal das Gerücht verbreitete, es habe eine äußerſt lebhafte Szene zwiſchen dem Monarchen und dem Unterthanen ſtattgehabt. Die Nachricht war gegründet: ſie hatten ſich unter großer gegenſeitiger Unzufriedenheit getrennt, ſei es nun, daß Herr Dupin, wie Einige gedacht haben, nicht darauf eingegangen war, ſich der Theorie der perſönlichen Regierung zu unterwerfen, oder daß der König aus Veranlaſſung einer minder bedeutenden Frage ſich durch die Barſchheit, welche Herr Dupin zuweilen in ſeinem Benehmen und in ſeinen Reden beurkundete, beleidigt gefühlt hatte.

Nun blieben noch Herr Guizot und Herr Thiers. Aber auf dem erſten laſtete eine Impopularität, deren Unannehmlichkeiten ſelbſt von denen gefühlt wurden, die in ihm den wärmſten Vertreter ihrer Intereſſen gefunden hatten; und was den zweiten betraf, ſo hatte er zwar ein großes Talent entwickelt, beſaß aber deſſenungeachtet noch nicht feſten Halt genug, um an die Spitze der Geſchäfte geſtellt werden zu können.

In dieſer Verlegenheit warf der König ſeine Blicke auf Herrn von Broglie. Der Name dieſes Mannes, ſein Anhang, ſein edler Charakter, die Achtung, deren er genoß, waren in der That geeignet, einem Kabinet, an welchem er Theil genommen hätte, Anſehen zu verſchaffen, und unter ſeiner Aegide hätte Herr Thiers der Monarchie ſehr nützliche Dienſte leiſten können.

Dieſer Gedanke ſchien den meiſten einflußreichen Mitgliedern der parlamentariſchen Majorität vortrefflich. Aber der König hatte wenig Neigung für Herrn von Broglie, einen Mann von unbeugſamen Grundſätzen, feſtem Willen, rauher Tugend, einen Mann, der ſich ſeine Beharrlichkeit bei den=

ſelben Ideen zur Ehre anrechnete und jede Politik der Ausflüchte als der menſchlichen Würde zuwider verwarf, überdies empfindlich und reizbar war.

Eine Zögerung war jedoch gefährlich. Herr von Remuſat erhielt den Auftrag, Herrn von Broglie in ſeinem Landhauſe aufzuſuchen und ihm ein Portefeuille anzubieten mit Herrn Thiers als Kollegen.

Herr von Broglie hatte Anfangs Bedenklichkeiten geäußert und erklärte am Ende, er würde nur unter der Bedingung ins Kabinet treten, daß Herr Guizot ihm dahin folgte. Vergebens wandte man ihm ein, daß Herr Guizot die öffentliche Meinung gegen ſich aufgeregt habe; daß bei der dermaligen Stimmung die Dienſte dieſes Mannes der Monarchie Unheil bringen würden; daß dies die Anſicht der dem Throne ergebenſten Deputirten und zum Beiſpiel der Herren Jaques Lefèvre, Fulchiron, Jacqueminot ſei; daß, wenn es zuweilen am Platze ſein möge, ſich über das Geſchrei der Preſſe zu erheben, die Pflicht der Selbſterhaltung wenigſtens gebiete, den Widerwillen des Parlaments zu ſchonen — — Herr von Broglie zeigte ſich unerſchütterlich. Man mußte ſich ſeinen Bedingungen unterziehen. Und am 11. Oktober veröffentlichte der Moniteur die bekannte Ordonnanz, welche für die auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Broglie, für das Innere Herrn Thiers, für den öffentlichen Unterricht Herrn Guizot, für die Finanzen Herrn Humann berief. Der Marſchall Soult behielt das Portefeuille des Kriegs nebſt dem Titel Präſident des Raths, und Herr Barthe war Juſtizminiſter.

Auf ſolche Art wurde das Miniſterium vom 11. Oktober gebildet, das den furchtbaren, von Caſimir Perier eingeleiteten Kampf fortſetzen mußte, und deſſen Daſein nur ein langer Sturm war.

Faßt man nur die perſönliche Bedeutſamkeit oder das Talent ſeiner einzelnen Mitglieder ins Auge, ſo war das Miniſterium, in welches Herr Thiers an der Seite des Herzogs von Broglie und des Herrn Guizot trat, unſtreitig das ſtärkſte, das man für die gegebenen Umſtände bekommen konnte. Aber gerade das war für den König ein Gegenſtand des Kummers. Mit Recht überzeugt, daß in einem Lande wie Frankreich, wo der Geiſt der Forſchung ſo reißend ſchnelle Eroberungen gemacht hatte, wo die großen Stellungen nicht mehr von ihrem alten Nimbus umgeben waren, wo man nur einer thätigen und lebenskräftigen Gewalt gerne gehorchte, ein nichtsthuendes Königthum früh oder ſpät in Verachtung ſinken und am Ende nur noch als koſtſpielige Ueberflüſſigkeit angeſehen würde, wollte der König zugleich herrſchen und regieren. Nun fühlte er wohl, daß ein feſter Bund zwiſchen ſo bedeutenden Miniſtern, wie den Herren von Broglie, Guizot und Thiers, ihn zu einer leidenden Rolle verurtheilen würde. Die Abſchließung dieſes Bundes zu verhindern, lag alſo in den Nothwendigkeiten ſeiner Stellung, und

die Mißhelligkeiten, welche in der Folge die Herren Guizot und Thiers gegen einander bewaffneten, waren das Werk des Hofes. Mit einer merkwürdigen Gewandtheit ſuchte er von Anfang an in die Herzen dieſer beiden, auf gleiche Weiſe von ihren Leidenſchaften irregeführten Männer das Gift eines eiferſüchtigen Ehrgeizes zu gießen. Herr Thiers hatte ſich aus ſehr dunkeln Lebensverhältniſſen emporgeſchwungen und wurde bis in ſeine neue Herrlichkeit herein von der Mißlichkeit gewiſſer Familienumſtände verfolgt, die, ohne ſeiner perſönlichen Achtbarkeit Eintrag zu thun, gleichwohl mehr als ein Hinderniß auf ſeine Bahn werfen konnten. Herr von Talleyrand war der Anſicht, eben dadurch ſei er nur um ſo geeigneter, in untergeordneter Stellung die Funktionen eines erſten Miniſters zu verſehen. Man beſchloß alſo, gegen Herrn Thiers die Schwierigkeiten ſeiner Stellung und die Unbilden des Zufalls zu benützen. Man gab ihm zu verſtehen, daß es ihm erlaubt ſei, nach allem zu trachten, und daß er vermöge ſeines Talentes die höchſte Stelle im Staat unter dem Throne verdiene, daß er aber dazu des allerhöchſten Patronats bedürfe, und daß er verloren wäre, ſobald die Hand des Königs aufhörte, ihn zu ſtützen.

Was dem Hofe noth that, war ein Rathspräſident, der ſich dazu hergab, ſeine eigene Perſönlichkeit auf's Vollſtändigſte in den Hintergrund zu ſtellen, aber gleichwohl Fähigkeit und ausgezeichnetes Rednertalent genug beſaß, um einen dauernden Einfluß im Parlament auszuüben. Es war Ludwig Philipp oft begegnet, daß er ſein Bedauern darüber ausſprach, an den Berathungen der Kammer, von denen ſeine Würde als König ihn ausſchloß, nicht Theil nehmen zu können, und er ſchien zu glauben, daß ſein Wort bei mehr als einer Gelegenheit das Ergebniß derſelben abgeändert haben würde. Der Hof hätte alſo gewünſcht, daß Herr Thiers mit dem Titel eines Rathspräſidenten in Wirklichkeit nur der Redner der Krone wäre. Geheime Manöver wurden angewandt, um dieſe Entwicklung herbeizuführen, und da Herr Guizot ſich natürlicherweiſe auf dem Wege zur Präſidentſchaft befand, ſo hatte man keine Mühe, im Rathe den Samen des Zwieſpaltes auszuſtreuen, der ſpäter mit großem Lärm ausbrechen und die parlamentariſche Regierung geradezu unmöglich machen ſollte.

Niemand war übrigens geeigneter als Herr Thiers, die Bourgeoiſie zu leiten. Sein elaſtiſcher Geiſt, ſein feines, aber wohlwollendes Geſicht, die Ungezwungenheit ſeines Benehmens, ſein Geplauder, die leichte Grazie, womit er ſeine Wichtigkeit nöthigenfalls wohlfeil hingab, alles das machte ſeine Ueberlegenheit leicht und ſicherte ihre Herrſchaft um ſo beſſer; alles das half ihm bei einer Klaſſe, die in ihren Häuptern zugängliche und bei großem Verdienſte gefällige Männer haben will. Er hatte ſich von tief unten emporgearbeitet, und das gab ihm einen Anſpruch auf die Gunſt der Emporkömmlinge, welche in

ihm die Legitimität ihres eigenen Glückes begrüßten. Und dann welche Fruchtbarkeit an Auskunftsmittteln! welche Lebendigkeit des Einblicks! welches Talent, alles zu begreifen, alles zu erklären! Herr Thiers war Journaliſt, Literat, Finanzmann; er hätte eintretenden Falls auch einen General abgegeben. Ja, er wünſchte ſich ſogar, trotz der Richtung ſeiner Studien, vor allem die Rolle eines Kriegsmanns. In ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution hatte er mit großen ſtrategiſchen Kenntniſſen um ſich geworfen, und er hätte nichts lieber gethan, als zu Pferde ſteigen, Armeen muſtern und bei den Soldaten um Popularität buhlen. Beredt war er nicht, und ſeine kleine Figur brachte ihm auf der Tribüne einen entſchiedenen Nachtheil. Aber er ſetzte die Dinge ſo lichtvoll auseinander; er ſprach mit ſolch hingebender Wärme von ſeiner Liebe für ſein Land; ſein Geberdenſpiel war ſo ausdrucksvoll; ſeine kreiſchende, ohnmächtige Stimme erhielt durch die Ermüdung etwas ſo Rührendes, daß er eben durch ſeine Fehler, beſtehend in Mangel an Hochſinn, in Weitſchweifigkeit, in grenzenloſer Nachläſſigkeit, Plattheit, zum Erfolg gelangte. In einer Verſammlung verſtand es Niemand beſſer als er, ſich mittelmäßig zu machen. Seine Ideen waren augenſcheinlich dem Kaiſerthum zugewandt. Er wollte die Regierung wirkſam und geachtet; er verachtete es, wenn ſie Bedenklichkeiten hegte. Grundſätze verſchmähte er auf eine unbeſonnene, zuweilen impertinente Weiſe; denn in der Politik erkannte er keine andere Gottheit an, als die Gewalt, und er betete ſie in ihren entgegengeſetzteſten Kundgebungen an, vorausgeſetzt jedoch, daß ſie nicht mit Härte auftrat. Er liebte ſie ohne Unterſchied als Mittel der Tyrannei und als Werkzeug der Empörung; er hatte ſie in Bonaparte bewundert, er hatte ſie in dem ungeſtümen Danton bewundert, er würde ſie ſelbſt in Robespierre bewundert haben, wenn er ſie bei Robespierre nicht mit Strenge gepaart gefunden hätte. Im Uebrigen keine Haltung im Benehmen, wenig Tiefe in der Geſinnung, mehr Unruhe als Thätigkeit, mehr Ungeſtüm als Kühnheit, zuweilen dünkelhafte Selbſtbeſpiegelung, und Erhabenheit des Geiſtes, wenn die des Herzens nicht beinahe gänzlich gefehlt hätte. In vielen Beziehungen war Herr Thiers ein Danton in Miniatur. Gleichwohl beſaß er mehr Rechtſchaffenheit, als man bei ihm vorausſetzte, und ſeine Feinde machten ihm in dieſer Beziehung ungerechte Vorwürfe. Aber als ein Fantaſiemenſch, der die Künſte mit kindlicher Leidenſchaft liebte, der von nichtigen Bedürfniſſen verzehrt war, der über der Entdeckung eines Basreliefs von Jean Goujon die Staatsgeſchäfte vergeſſen konnte, dabei aufbrauſend in ſeinen Liebhabereien und genußſüchtig, gab er der Verläumdung leicht eine Handhabe. Obgleich er als Privatmann keine Galle hatte, ſo war er doch als Miniſter gewaltſamen Maßregeln weit weniger abgeneigt, als Herr Guizot. Dagegen machte er nicht, wie Herr Guizot, Parade mit ſeinem Deſpotismus:

er hätte ſeinen Feinden gern Furcht eingeflößt, ohne ſich deſſen rühmen zu wollen, und die Hauptſache war ihm, das Einſchüchterungsſyſtem in Ausführung zu bringen, das Herr Guizot in Formeln brachte. Denn den einen verlangte es, zu handeln, den andern — zu ſcheinen. Zuweilen beeilte ſich Herr Guizot, auf der Tribüne unſelige Maßregeln zu preiſen, die er im Rathe bekämpft hatte, und ſprach dabei unverſöhnliche Worte, ſolche Worte, die bleiben. Anders Herr Thiers, ein unermüdlicher Beſtecher der Preſſe, gewandt in der Kunſt, die öffentliche Meinung durch Ränke zu hintergehen, und ein gewandter Höfling desjenigen Theils der Bourgeoiſie, der ſich auf Liberalismus und Nationalſtolz etwas zu gute that. Dem ſei, wie ihm wolle, Herr Thiers beſaß weder Liebe zur Menſchheit, noch Einſicht in ihre möglichen Fortſchritte, und da er nichts ahnte, was jenſeits ſeines Geſichtskreiſes lag, ſo kümmerte er ſich nicht um das Volk, bewunderte es blos auf den Schlachtfeldern, wo es ſich hinſchlachten läßt, und glaubte es nur für die Berechnungen dieſer übermüthigen Spekulanten geſchaffen, die unter dem angemaßten Titel „Staatsmänner“ mit einander um den Raub der Welt ſpielen.

Die Miniſter vom 11. Oktober fanden, als ſie an die Spitze der Geſchäfte traten, zwei große Aufgaben vor: der neue Thron mußte mittelſt der Verhaftung der Herzogin von Berry befeſtigt, und der Weltfriede mittelſt Unterwerfung des Königs Wilhelm geſichert werden.

Seit die Dämpfung des Aufſtandes in der Vendee die Herzogin von Berry genöthigt hatte, in der Stadt Nantes eine Zuflucht zu ſuchen, waren die weſtlichen Provinzen ſtill, unbeweglich geworden, und gleichwohl hatte ſich die Angſt der Regierung noch nicht gelegt. Durch falſche Berichte getäuſcht, Spielzeuge der verſchiedenſten Eindrücke, ſich immer auf dem Punkte glaubend, von denjenigen verrathen zu werden, welche ſie als Werkzeuge gewählt, hatten die Miniſter in Beziehung auf die Vendee niemals eine klare und folgerichtige Politik anzuwenden gewußt. Der Vendeer Aufſtand war ohne Leitung der Regierung bekämpft worden, in Folge von Maßregeln, die nicht von ihr kamen, und unter der perſönlichen Verantwortlichkeit der mit der Ruheſtiftung im Weſten beauftragten Generale. Da dieſe Ruheſtiftung unter den Befehlen des Generallieutenants Solignac zu Stande gekommen war, ſo mußte man denken, daß die Regierung ſich einigermaßen erkenntlich gegen ihn zeigen werde. Gleichwohl ſah der Generallieutenant Solignac unmittelbar nach ſeinem Siege über die Chouannerie den Generallieutenant Bonnet, unter deſſen Befehlen zu dienen er ſich ſchon einmal geweigert hatte, mit einem höheren Kommando als das ſeinige, nach Nantes kommen. Und dieſe Maßregel traf den General Solignac, als der letzte Lärm in der Vendee verhallt war und man dort

nichts mehr zu thun hatte, als die Todten zu begraben und die Gefangenen abzuurtheilen. Es lag hierin für einen ausgezeichneten Veteranen aus den Kriegen des Kaiserreichs, für einen Mann, der in der neuesten Zeit wesentliche Dienste geleistet hatte, eine Beleidigung, deren Bitterkeit durch die Anständigkeit der Formen und heuchlerische Lobsprüche nicht genügend versüßt wurde. An diesem Zug glaubte der General Solignac den Haß zu erkennen, welchen der Marschall Soult ihm gelobt hatte; er protestirte, schrieb einen heftigen Brief an den Kriegsminister, ließ seine Klagen selbst vor dem Throne erschallen. Und sie hatten um so mehr Gewicht, als der General berechtigt war, an die beleidigenden Vorsichtsmaßregeln zu erinnern, womit man sein Kommando umgeben hatte. Denn während er die Vendeer bekriegte, korrespondirten mehrere ihm untergebene Behörden mit einem Adjutanten Ludwig Philipps, Herrn von Rumigny, der in das Morbihan geschickt worden war, um daselbst im Namen des Hofs einen geheimen Einfluß auszuüben, welcher in Nantes auf eine unmittelbarere Art von der Gegenpolizei des Herrn Carlier bedient wurde. Dies war der Vendee gegenüber die Politik des Ministeriums gewesen: eine Politik ohne Thatkraft, ohne Entschiedenheit, ohne Offenheit, ohne Ehrenhaftigkeit.

Im Uebrigen behauptete der General Bonnet den Posten, der ihm so eben angewiesen worden, nur vorübergehend, denn auch er wurde bald durch den Generallieutenant von Erlon ersetzt.

Unter der militärischen Verwaltung des letztgenannten, und wenige Tage vor der Bildung des Ministeriums vom 11. Oktober, wurde vor dem Assisenhof von Blois der Prozeß von zweiundzwanzig Chouans verhandelt, worunter Caqueray Sohn, Sortant, Condé und Cresson. Die meisten wurden freigesprochen, einige zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Mäßigung dieses Urtheils war am Ende eines Bürgerkriegs, der so gewaltsame Leidenschaften aufgeregt, wirklich auffallend; allein nicht nur hatten die Angeklagten in Herrn Janvier, einem Manne von hohem Talent und dem edelsten Charakter, einen sehr beredten Vertheidiger gefunden, sondern auch die Zeugenaussagen hatten ein helles Licht auf die Lage der Vendee und die Natur des Aufstandes geworfen. Inmitten so vieler vom Parteigeist verbreiteten Uebertreibungen und Lügen konnte man nicht ohne Ueberraschung und innere Bewegung einen der Zeugen, Kapitän vom 41. Regiment, sowohl über diejenigen, die er bekämpft, als über die, denen er gedient hatte, die Wahrheit sagen hören. Dieser loyale Offizier hieß Galleran. Er erklärte, die öffentliche Meinung sei durch die Darstellungen der Journale und die Berichte der Regierungsagenten irregeführt worden; man habe rein imaginäre Siege gewaltig ausposaunt und gänzlich entstellte Thatsachen der öffentlichen Entrüstung bezeichnet; die Vendeer Bauern seien im

Allgemeinen wackere Leute, von wahrer Vaterlandsliebe beſeelt, und Republikaner, wo nicht vermöge ihrer politiſchen Ideen, ſo doch vermöge ihrer Sitten, ihrer Gewohnheiten, ihres innern Lebens; die angeblichen Geldvertheilungen an die Chouans haben ſich auf Summen von ſiebzehn, zwanzig Sous beſchränkt, die man den ärmſten gegeben; das einzige anwendbare Syſtem ſolchen Menſchen gegenüber und in einem ſolchen Lande ſei ein Syſtem der Mäßigung und Billigkeit. Aber dieſen Erklärungen fügte der Zeuge andere bei, in welchen die Banden förmlich der Räuberei angeklagt wurden. „Die Banden," ſagte er, „beurkundeten ihre Anweſenheit nur durch Mißhandlungen aller Art; ſie zogen nur mit der Flinte in der Hand bei dem Meier ein und ließen ſich unter Kolbenſtößen bedienen; dabei verbreiteten ſie ſchlauerweiſe das Gerücht, die Linie ſei bei ihnen und habe Befehl, ihnen nichts in den Weg zu legen. Auch hatten ſie ſich durch Schreck einen ſolchen Einfluß verſchafft, daß die mißhandelten Pächter den Mund nicht aufzuthun wagten, und die Väter oder Kinder der grauſam gemordeten Perſonen ſich nicht getrauten, der Juſtiz eine Anzeige zu machen . . . . Den Soldaten thaten die Banden im Allgemeinen nichts zu Leide. Einer meiner Soldaten, der junge Valleret, wurde auf einer Treibjagd gefangen genommen. — Biſt Du nicht, fragten ihn die Chouans, einer von denen, die heute früh auf uns geſchoſſen haben? — Ja, antwortete Valleret, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Und ſie ließen ihn gehen. Nicht ſo gut wurde es den Gendarmen und den Nationalgardiſten. Bei dieſen wußten die Banden nichts von Gnade."

Auf den Prozeß der zweiundzwanzig Vendeer folgte der des Herrn Berryer. Aber die Politik, welche den hochberühmten Redner auf die Angeklagtenbank zog, hatte ihm in Wirklichkeit blos Gelegenheit zu einem glänzenden Triumphe geliefert. Als er vor dem Tribunal erſchien, erhoben ſich Geſchworne und Zuſchauer wie Ein Mann. Mehrere Advokaten hatten ſich neben den Angeſchuldigten geſetzt. Als der Präſident ihnen bemerkte, daß da nicht ihr Platz ſei, antwortete einer von ihnen, Herr Ballon: „Die Bank der Angeklagten iſt heute dermaßen geehrt, daß wir uns ſelbſt zu ehren glaubten, wenn wir Platz auf derſelben nähmen." Einige edle und ergreifende Worte genügten Herrn Berryer, die Anklage zurückzuweiſen, und das Miniſterium beeilte ſich, ſie fallen zu laſſen. Es war in der That ein höchſt ſeltſamer Einfall, als Aufreizer zum Bürgerkrieg den Mann verhaften zu laſſen, der den Gedanken desſelben in Gegenwart der Herzogin von Berry ſo nachdrücklich und mit ſo hinreißender Beredtſamkeit bekämpft hatte.

Zu Nantes ins Haus der Fräulein Duguigny geflüchtet, nährte Marie-Karoline inmitten ihrer Schmerzen und Gefahren hochmüthige Hoffnungen. Von ihrem Aſyl aus, das durch die wachſamſte und verſchwiegenſte Treue

geſchützt ward, führte ſie mit einigen ihrer Anhänger eine lebhafte Korreſpondenz und hielt ſich bereit, die Ereigniſſe zu benutzen. Unter den Briefen, welche ſie während ihres Aufenthaltes in Nantes ſchrieb, iſt einer, der erwähnt zu werden verdient; er war an die Königin der Franzoſen gerichtet und lautete alſo:

„Was auch die Folgen ſein mögen, welche für mich aus der Stellung entſpringen können, worein ich mich in Erfüllung meiner Mutterpflichten verſetzt habe, ſo werde ich Sie doch niemals in meinem eigenen Intereſſe anſprechen, Madame. Aber tapfere Männer haben ſich für die Sache meines Sohnes bloßgeſtellt, und ich kann es mir nicht verſagen, zu ihrer Rettung zu verſuchen, was ſich mit Ehren thun läßt.

„Ich bitte daher meine Tante, deren gutes Herz und religiöſer Sinn mir bekannt ſind, allen ihren Einfluß zu Gunſten derſelben aufzubieten. Der Ueberbringer dieſes Briefes wird das Nähere über ihre Lage mittheilen; er wird ſagen, daß die Richter, die man ihnen gibt, Leute ſind, gegen welche ſie gefochten haben.

„Trotz der dermaligen Verſchiedenheit unſerer Verhältniſſe iſt auch zu Ihren Füßen ein Vulkan, Madame, und Sie wiſſen es. Ich habe Ihre ſehr natürlichen Beängſtigungen zu einer Zeit, wo ich in Sicherheit war, erfahren, und bin nicht unempfindlich dafür geweſen. Gott allein weiß, was er uns beſtimmt, und vielleicht werden Sie es mir eines Tags danken, daß ich Vertrauen in Ihre Güte geſetzt und Ihnen Gelegenheit verſchafft habe, dieſelbe gegen meine unglücklichen Freunde zu zeigen. Glauben Sie an meine Erkenntlichkeit.

„Ich wünſche Ihnen Glück, Madame. Denn ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, um zu glauben, daß Sie in Ihrer Lage glücklich ſein könnten. „**Marie-Karoline.**"

Dieſer eben ſo rührende als würdige Brief wurde von einem royaliſtiſchen Offizier nach Saint-Cloud gebracht und entſiegelt Herrn von Montalivet übergeben, welcher ihn der Königin mittheilte. Der Offizier wartete an der Treppe unten auf die Antwort. Man gab ihm das Schreiben zurück mit dem Bemerken, die Königin könne es nicht annehmen. So viel iſt gewiß, daß ſie nicht darauf antworten konnte. Die unglückliche Königin, die man auf immer zur Qual verdammt hatte, die Stimme ihres Herzens zu erſticken, und die nur ein liebevolles Gebet, einen frommen Wunſch als Verwandte und Freundin hatte, wo die furchtbarſte Verwünſchung gerechtfertigt geweſen wäre!

Schon waren ſeit der Ankunft der Herzogin von Berry in Nantes nahezu an fünf Monate verſtrichen, und noch war ihre Zufluchtsſtätte ein Geheimniß: ſei es nun, daß es ihr durch Klugheit gelang, alle Anſtrengun-

gen ihrer Feinde zu vereiteln, oder daß die Regierung ihre Verfolgungen abſichtlich etwas läſſig betrieb. Denn als Gefangene war die Herzogin von Berry eine Verlegenheit und eine Gefahr. In der That hätte ihre Straflosigkeit Ludwig Philipp der Verachtung der Völker preisgegeben; ihr Tod hätte ihn dem Fluche der Könige geweiht. Gab er die Prinzeſſin frei, ſo gab er ſie den Verſchwörungen und dem Bürgerkriege zurück; ließ er ihr den Prozeß machen, ſo brachte er das für die Monarchien mißliche Prinzip der Gleichheit vor dem Geſetze in Anwendung. Wer ſollte überdies in einem Lande, das man monarchiſch wollte, dieſe Mutter eines Kindes richten, das durch die Abdankung ſeines Großvaters König geworden war? Die Pairie? Vor einer ſolchen Verantwortlichkeit hätte ſie offenbar zurückgeſchaudert. Eine Jury? Einige zufällig herausgegriffene Männer hätten alſo, wie ſie die Juſtiz dem Königthum von geſtern gegenüber waffenlos zeigten, eben dadurch das Königthum vom folgenden Tag als der Uſurpation und des Aufruhrs ſchuldig verurtheilen können! Das Prinzip der Volksſouveränetät konnte man unter ſolchen Umſtänden nicht geltend machen, ohne gewiſſermaßen den Minirer am Fuße des Thrones ſich eingraben zu laſſen. Ebenſo wenig konnte man in der Herzogin von Berry das Verbrechen der Empörung beſtrafen, ohne daran zu erinnern, unter welcher Anſtrengung das Grundgeſetz aller Geſetze der Monarchie, die Unverletzlichkeit Karls X, erlegen war.

Es waren dies hochwichtige Rückſichten, die ihre Geltung behaupten mußten, ſo lange der auswärtige Krieg nicht vor der Thüre ſtand. Aber bald glaubte man dem Augenblick nahe zu ſein, wo Europa in Flammen gerathen ſollte. Mit wachſendem Stolze trotzte Wilhelm den Beſchlüſſen der Konferenz, erfüllte den Norden mit dem Lärm ſeiner Kriegsrüſtungen und drohte von der Zitadelle von Antwerpen herab, die ſeine Soldaten beſetzt hielten, die zweite Stadt Belgiens in einen Schutthaufen zu verwandeln. Jetzt nahm der Aufenthalt der Herzogin von Berry in Frankreich einen Charakter von wahrhaft furchtbarer Bedeutſamkeit an. Man konnte vorausſehen, daß beim erſten Kanonenſchuß auf der Grenze die Royaliſten des Südens und in der Vendee zum zweiten Male ſich bewaffnet erheben; daß man vor ſich den Krieg, hinter ſich die Anarchie haben; daß der Name des Prinzen von Oranien und der Name Heinrichs V ſich in denſelben Wünſchen, in demſelben Feldgeſchrei vermengen, und daß die Dynaſtie Ludwig Philipps, zwiſchen zwei Reſtaurationsverſuche gedrängt, in der Wiege erſtickt würde. Es wurde daher die gebieteriſchſte aller Nothwendigkeiten des Augenblicks, ſich der Herzogin von Berry zu bemächtigen. Aber um die Regierung bis zur Mutter Heinrichs V zu führen, mußte man einen Verräther finden: man konnte ihn in dieſem edlen Lande Frankreich nur in einem Juden, einem Renegaten finden.

Mit dem Vertrauen des Papſtes beehrt, weil er ſeinen Gott abgeläugnet, und mit dem der Herzogin von Berry, weil er die Schwärze ſeiner Seele zu verdecken gewußt, hatte ſich dieſer Elende ſchon ſeit langer Zeit Herrn von Montalivet angeboten, als das Miniſterium vom 11. Oktober ſich bildete. Herr von Montalivet überließ es dem neuen Miniſter des Innern, die Heuchelei des Deutz zu gebrauchen. Man wußte, daß die Herzogin von Berry in Nantes war: Deutz nahm es auf ſich, das Aſyl der Prinzeſſin ausfindig zu machen, und um aus den Dienſten dieſes Menſchen um ſo ſicherer Nutzen zu ziehen, ernannte man Herrn Maurice Duval, denſelben, deſſen Verwaltung ſo grauſam auf Grenoble gelaſtet hatte, zum Präfekten der untern Loire.

*) Deutz beſaß bei der Mutter des Herzogs von Bordeaux bei Weitem nicht den Einfluß, deſſen er ſich nachher gerühmt hat. Aber er hatte die Damen des Bourmontſchen Hauſes von London nach Italien begleitet; er hatte die Prinzeſſin auf ſeiner Reiſe nach Rom in Maſſa geſehen; er hatte ſie nach dieſer Reiſe wieder geſehen und war, Dank den Empfehlungen des heiligen Vaters, beauftragt worden, der Königin von Spanien und Don Miguel wichtige Schreiben zu überbringen. Auf dieſe Art war er alſo in bedeutungsſchwere Geheimniſſe eingeweiht worden, deren Enthüllung ſeine treuloſe, niederträchtige Seele nicht hart ankommen ſollte. Es iſt wahr, daß, als er im Monat April Maſſa verlaſſen, Herr von Choulot ihn ungefähr eine Lieue von der Stadt, in einem mit Olivenbäumen bepflanzten Thale, aufgehalten und ihm einen feierlichen, furchtbaren Eid abgenommen hatte**); aber was wollen Eide beſagen? Die Ehre macht ſie überflüſſig, die Niederträchtigkeit bricht ſie. Deutz verrieth die legitimiſtiſche Partei ſchon faſt ſeit fünf Monaten durch Korreſpondenzen, als er von Herrn Thiers geheimnißvoll nach Nantes geſchickt wurde. Da man ihm nicht traute, ſo hatte man ihm den Polizeikommiſſär Joly, denſelben, der unter der Reſtauration Louvel verhaftet hatte, als Begleiter beigegeben. In Nantes angekommen, ſtellt ſich Deutz einigen einflußreichen Legitimiſten vor, ſpricht von dringend wichtigen Depeſchen, die er mitzutheilen habe, und bittet inſtändig um die

*) Der hier folgende Bericht über die Verhaftung der Herzogin von Berry hat einige Einzelheiten, die von den bisherigen Darſtellungen abweichen, aber aus ſicherer Quelle kommen. Unſere Erklärung ſtützt ſich auf Bemerkungen, welche dem General Dermoncourt nach der Herausgabe ſeines Werks: die Vendee und Madame, zugeſtellt worden ſind. Dieſe Bemerkungen, die einige ihm mituntergelaufene Ungenauigkeiten berichtigen, hat Herr Dermoncourt die Gewogenheit gehabt uns zu überlaſſen.

**) Deutz erzählt dies ſelbſt in einer Broſchüre, die er über ſeinen Verrath herausgegeben hat, und in dieſem Punkt darf man ihm glauben, da er ſich anklagt. Denn im Uebrigen wimmelt ſeine Broſchüre von cyniſchen Lügen.

Gnade, bei Madame vorgelaſſen zu werden, deren Aſyl zu entdecken ſein einziger Zweck war. Aber bereits waren bei der legitimiſtiſchen Partei beunruhigende Gerüchte über dieſen Juden umgelaufen, und überdies ſtand zu befürchten, die Polizei, welche die Schritte aller Fremden überwachte, möchte auf ſeinen Spuren zu Marie-Karoline gelangen. Deutz wurde immer dringender, und es war nicht vergebens. Am 30. Oktober ſagte die Herzogin von Berry zum Bruder der Fräulein Duguigny: „Morgen Abend um ſechs Uhr gehen Sie ins Hotel de France. Fragen Sie dort nach Herrn Gonzague. Reden Sie ihn mit den Worten an: Mein Herr, Sie kommen aus Spanien. Hier iſt die Hälfte einer abgeſchnittenen Karte, Herr Gonzague hat die andere Hälfte. An dieſem Zeichen werden Sie ihn kennen und zu mir führen.“ Am folgenden Tag begab ſich Herr Duguigny wirklich zur beſtimmten Stunde ins Hotel de France, erkannte Deutz mittelſt der getheilten Karte und bot ſich ihm als Führer an. Während ſie mit einander die Straße Jean-Jaques herabwandelten und auf dem Wege weiter gingen, der vom Hafen Maillard in die Straße Haute-du-Chateau führt, ſchien Deutz unruhig, und hätte gerne genau gewußt, in welchem Haus er empfangen werden ſolle. „In einem Haus,“ ſagte Herr Duguigny zu ihm, „wohin ſich Madame nur begibt, um Ihnen Audienz zu ertheilen, und das ſie unmittelbar darauf wieder verlaſſen wird.“ Einige Schritte von dem Hauſe bemerkte Herr Duguigny gegen Deutz, daß eine der zwei Dienerinnen von Madame, Marie Boiſſy, nicht ſonderlich verſchwiegen, wiewohl unerſchütterlich treu ſei, daß man folglich vor ihr auf der Hut ſein müſſe. Deutz fragte daher beim Anblick der Dienerin, welche die Thüre öffnete, ſogleich: „Iſt es dieſe, von der Sie geſprochen haben?“ Und als Herr Duguigny es bejahte, fügte er hinzu: „Und die andere, iſt die verſchwiegen?“ Von ſeinem Wegweiſer eingeführt, wurde Deutz in einem Zimmer empfangen, wo ſich die beiden Fräulein Duguigny, Fräulein Stylite von Kerſabiec und Herr Guibourg befanden. Herr Duguigny fragte zum Schein, ob Madame gekommen ſei, und man antwortete ihm, man glaube ſo, wenigſtens habe man im Nebenzimmer ein Geräuſch gehört. In demſelben Augenblick trat Herr von Mesnard ein. Deutz, der ihn nicht erkannte, obſchon er ihn in Italien geſehen hatte, geräth in Verwirrung, tritt zurück und ruft erſchrocken: „Was iſt das? wo bin ich?“ Der Unglückliche erinnerte ſich ohne Zweifel des Eides, welchen er in die Hände des Herrn von Choulot abgelegt hatte! Die Herzogin von Berry erſchien gleichfalls und fragte Deutz freundlich nach ſeinem Befinden. Deutz konnte nur mit Bücklingen antworten; dann folgte er, ohne ein einziges Wort geſprochen zu haben, der Herzogin und Herrn von Mesnard in die Manſarde, die er ſpäter der Polizei unter dem Namen Empfangſaal bezeichnete. Die Unterredung verlängerte ſich bis halb neun Uhr Abends. Deutz

hatte Vorwände in Bereitſchaft, um eine zweite Zuſammenkunft zu begehren, denn er glaubte die Herzogin von Berry in einem dritten Hauſe und zweifelte nicht mehr daran, als er die Prinzeſſin ihren Shawl und Hut holen ſah, wie wenn ſie gehen wollte. In dieſem Augenblick erſchien Herr Duguigny, um Madames Befehl in Empfang zu nehmen: „Wenn Sie,“ ſagte er zu Deutz, „Ihrer Königlichen Hoheit Etwas zu überſenden haben, ſo beſorge ich's. Sie treffen mich auf dem Präfekturplatz, Nr. 2, im dritten Stock. Vorher aber, und um allen Irrungen vorzubeugen, wollen wir einander feſt ins Auge faſſen.“ Im Geſicht betrachtet, kam Deutz aus aller Faſſung, machte eine krampfhafte Bewegung und ſagte ſtotternd: „Haben Sie bemerkt, wie verwirrt ich war, als ich hierher kam? Es iſt ganz außerordentlich.“ Jetzt ſagte die Herzogin von Berry, auf Herrn Duguigny deutend, zu Deutz: „Dies iſt ein guter Bretagner, von unerſchütterlicher und unbegrenzter Ergebenheit.“

Genöthigt, um eine zweite Beſprechung nachzuſuchen, wandte ſich Deutz, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, an eine Nonne, auf welche die Herzogin von Berry großes Vertrauen ſetzte, und deren Leichtgläubigkeit er durch ſchändliche Lügen zu bethören wußte.

Dieſe zweite Zuſammenkunft wurde auf den 6. November feſtgeſetzt. Nun ging Deutz an dieſem Tage, um ſeinen Verräthereien noch mehr Werth zu geben, zu dem Marſchall Bourmont, ſagte ihm, daß er auf den Abend die Herzogin bei dem Fräulein Duguigny ſehen werde, und drang lebhaft in ihn, auch daſelbſt zu erſcheinen. Die Polizei hätte ſich des Marſchalls bemächtigen können, ſo lange Deutz bei ihm war; allein dadurch wäre der Erfolg einer weit wichtigeren Verhaftung gefährdet worden, und deshalb hätte Deutz den Marſchall gerne veranlaßt, die Herzogin von Berry zu beſuchen. Wie dem auch ſei, Herr von Bourmont war ſo glücklich, der Schlinge zu entgehen. Er verließ Nantes am Abend, voll bittern Verdruſſes, fieberkrank und auf den Arm eines Freundes geſtützt.

Inzwiſchen ſollte das Stündlein der Herzogin von Berry ſchlagen; denn diesmal waren alle Maßregeln ergriffen worden. Truppen unter dem Befehl des Generals Dermoncourt hatten den Auftrag erhalten, das ganze Stadtviertel zu beſetzen. Deutz wird zur Herzogin von Berry, ſeiner Wohlthäterin, eingeführt. Das Geſicht des Elenden iſt ruhig; ſeine Worte athmen nichts als Ergebenheit und Ehrfurcht. Inzwiſchen tritt ein junger Mann ein und ſtellt der Prinzeſſin einen Brief zu, worin man ihr meldet, daß ſie verrathen iſt. Sie wendet ſich gegen Deutz, theilt ihm die empfangene Nachricht mit und fragt ihn lächelnd aus. Er bemeiſtert ſeine Verwirrung und antwortet mit den lebhafteſten Verſicherungen der Dankbarkeit und Treue. Aber kaum hat er ſich entfernt, ſo blinken Bajo-

nette von allen Seiten; Polizeikommiſſäre ſtürzen ſich mit Piſtolen in der Hand ins Haus. Vom Anrücken der Truppen in Kenntniß geſetzt, hat die Herzogin von Berry nur noch Zeit, ſich mit Fräulein Stylite von Kerſabiec, Herrn von Mesnard und Herrn Guibourg in ein kleines, am Ende des Zimmers der Herzogin angebrachtes Verſteck zu flüchten, ein Verſteck, das vom Winkel der Wand gebildet und deſſen Eingang von der Kaminplatte verdeckt wurde. Als die Polizeikommiſſäre, und Herr Maurice Duval an ihrer Spitze, nur noch die Fräulein Duguigny, Frau von Charette und Fräulein Cöleſtine von Kerſabiec, welche alle vier keine Unruhe verrathen, im Hauſe treffen, ſo beginnen ſie die ſorgfältigſten Durchſuchungen. Sapeurs und Maurer ſind beſchieden worden: man öffnet die Schränke oder ſtößt ſie ein, man unterſucht die Wände mit Aexten, Hämmern oder Keulen. Die Nacht war gekommen und das Werk der Zerſtörung währte noch. In dem engen Raum, wo ſie eingeſperrt waren, hatten die Herzogin und ihre Gefährten, um friſche Luft zu ſchöpfen, nur eine dünne Oeffnung, an welche ſie abwechſelnd den Mund drücken mußten. Feuer, das zu wiederholten Malen im Kamin angezündet wurde, verwandelte das Verſteck in einen glühenden Ofen, und es gab einen Augenblick, wo ſeine Diehlen dermaßen erſchüttert wurden, daß die Gefangenen beinahe erſtickten und ihr Grab darin zu finden fürchteten. Es wurde draußen beſchloſſen, daß das Haus ſo lange militäriſch beſetzt bleiben ſolle, bis man die Prinzeſſin entdeckt habe, und dieſer Beſchluß brachte Verzweiflung in das Verſteck, wo man ihn deutlich hörte. Sechszehn Stunden hatte die Todesangſt der armen Leute gewährt, als zwei Gendarmen, welche das Zimmer beſetzt hielten, ein großes Feuer mit Torf und Journalen anzündeten. Jetzt mußte man ſich ergeben; Fräulein Stylite von Kerſabiec rief: „Wir wollen herausgehen, nehmen Sie das Feuer weg!“ und Herr Guibourg ſtieß die rothgewordene Platte mit dem Fuße zu Boden. Das Feuer wurde augenblicklich von den Gendarmen zerſtreut, und während die Herzogin von Berry ſich blaß, wankend, erſchöpft von Anſtrengung und innerer Bewegung, auf dem glühenden Heerde hinſchleppte, erſchien der inzwiſchen in Kenntniß geſetzte General Dermoncourt nebſt dem Subſtituten des königlichen Prokurators, Herrn Baudot, und einigen Offizieren. Als die Herzogin von Berry den General erblickte, ſagte ſie zu ihm, wie er ſelbſt erzählt hat: „General, ich überlaſſe mich Ihrer Loyalität.“ — „Madame,“ antwortete der General Dermoncourt, „Sie ſtehen unter dem Schutze der franzöſiſchen Ehre.“ Und wie ſeine Worte, ſo war auch das Benehmen des Generals: er behandelte die Gefangene wirklich mit allen Rückſichten, die man einer Frau, zumal einer unglücklichen Frau, ſchuldig iſt. Frei und bewaffnet, hatte die Mutter des Herzogs von Bordeaux in dem General Dermoncourt einen thätigen, furcht=

baren Feind gefunden; beſiegt und gefangen, fand ſie in ihm nur noch einen Feind voll Höflichkeit und Großmuth. Herr Maurice Duval dagegen, der im Vendeer Kriege nicht wie der General Dermoncourt mit ſeiner eigenen Perſon eingeſtanden war, machte ſich bei dieſer Gelegenheit blos durch eine Rohheit bemerklich, die er auf plumpe Weiſe zur Schau trug.

Deutz wurde mehrere Stunden lang von dem Zentralpolizeikommiſſär, Herrn Lenormand, im Auge behalten. Der Verräther befand ſich in einem jammerwürdigen Zuſtand: er ſchlug den Kopf an die Wände, zerraufte ſich die Haare und verlangte Waffen, um ſich das Leben zu nehmen.

Den 8. November 1832, Morgens acht Uhr, ſchiffte ſich die Herzogin von Berry an der Mündung der Loire mit Herrn von Mesnard und Fräulein von Kerſabiec auf einer kleinen Kriegsbrigg ein, die den Kapitän Leblanc an Bord hatte und von Herrn Mollien befehligt wurde. Das Zeichen wurde gegeben, und diejenige, die als Regentin nach Frankreich gekommen war, trug jetzt alle ihre Habſeligkeiten in einem Taſchentuche bei ſich; die Schwiegertochter Karls X, die Nichte der Königin der Franzoſen, wurde gefangen nach der Zitadelle von Blaye abgeführt, aus welcher man, unter der Regierung eines Bourbon, die Unehre der Familie hervorgehen laſſen ſollte!

Unter den Thatſachen, die ſich auf das Drama von Nantes beziehen, finden ſich ſehr intereſſante, welche wir gleichwohl übergehen zu müſſen geglaubt haben, weil ſie bereits in verſchiedenen Werken verzeichnet ſind;*) aber an die Verhaftung der Herzogin von Berry knüpft ſich ein ſehr wichtiges Faktum, das unbekannt geblieben iſt. Es iſt der Mühe werth, daſſelbe mit einigen Entwicklungen zu erzählen, und wir ſind genöthigt, etwas weiter zurückzugehen.

Im Jahr 1831 war die Börſe von Paris der Schauplatz eines hartnäckigen und denkwürdigen Kampfes geweſen. Herr Ouvrard war ein gewaltiger Spekulant, welchen die durch ſeine Berechnungen aufgeregten Stürme weder zu entmuthigen noch zu verwirren vermochten, ſelbſt wenn ſie ihn zu Boden geſchlagen hatten. Herr Ouvrard hätte auf der Börſe gerne das Oberſte zu unterſt gekehrt in Folge einer Art poetiſchen Inſtinkts, und beinahe wie ſich die Eroberer darin gefallen die Welt zu modeln und umzumodeln: es war ihm um den Lärm, um den Glanz, um das Intereſſe des Kampfes, um die Größe der Aufregungen zu thun. Da er die ſtarken Erſchütterungen, welche die Julitage bei allen Völkern hervorzurufen im Begriffe ſtanden, wohl vorausſah, ſo hatte er ſeit 1830 angefangen, in der großartigſten Weiſe auf das Fallen**) zu ſpielen. Durch

*) Siehe: Die Vendee und Madame, von General Dermoncourt; die Memoiren der Herzogin von Berry, von Herrn Nettement; die Biographie der Herzogin von Berry, von den Herren Germain Sarrut und Saint-Edme; Madame, Nantes u. ſ. w., von Herrn Guibourg.

**) Bekanntlich heißt auf's Fallen ſpielen ſo viel als: Renten verkaufen, wenn ſie

die hintereinander erfolgten Revolutionen, welche damals den Boden des alten Europa gründlich aufwühlten, bereits erſchüttert, drohte der Staatskredit in Frankreich zu erliegen, und die von Ouvrard beſtändig angebotene Rente wurde immer ſchlechter. Am 6. April 1831 hatten die franzöſiſchen Fonds ihr Minimum des Fallens erreicht: die 3% Rente wurde zu 47, 50, die 5% Rente zu 76, 80 notirt, und mehrere Wechſelagenten, die auf's Fallen ſpekulirt hatten, verſchwanden. Inzwiſchen war ein Anlehen von 120 Millionen angekündigt worden, und es ſollte am 19. April zugeſchlagen werden. Nun ſchien Ouvrard, welcher die Seele oder der Leiter der meiſten Operationen auf's Fallen geweſen war, die Börſe zu beherrſchen. Ueberdies lähmte die drohende Kriegsgefahr die Anſtrengungen ſowohl der beim Steigen intereſſirten Bankiers, als auch des Miniſters, der Kredit brauchte, und der Generaleinnehmer, deren Liquidation unglücklich zu werden drohte, wenn die Herabſchätzung noch einige Zeit fortwährte. Man mußte alſo um jeden Preis dieſer Bewegung Einhalt thun, die Fonds wieder heben, die Operationen

theuer ſind, um ſie wieder zu kaufen, wenn ſie wohlfeiler ſind, ſo daß man alſo den Betrag des Unterſchiedes gewinnt.

Ebenſo bekannt iſt, daß zwiſchen Spielern der Verkauf und Wiederkauf zwei Operationen ſind, die ſich von ſelbſt verſtehen. Nehmen wir zum Beiſpiel an, die 3% Renten ſtehen auf 70, das heißt, koſten 70 Franken. Der Spieler auf's Fallen, welcher hofft, ſie werden auf 65 oder 60 herabkommen, wird eine gewiſſe Anzahl verkaufen, ohne in Wirklichkeit eine einzige zu beſitzen. Kommt der Augenblick der Liquidation, und iſt die Rente in der That auf 65 oder 60 geſunken, ſo wird er ſich ganz einfach durch den Wechſelagenten den Betrag des Unterſchiedes bezahlen laſſen: 5 Franken im erſten Fall, 10 im zweiten.

Und wenn die Rente ſteigt, ſtatt zu fallen, ſo hat der Spieler auf's Fallen den aus dem Steigen erwachſenden Unterſchied zu bezahlen.

Auf's Steigen ſpielen heißt auf glückliche Ereigniſſe rechnen, Renten kaufen. Auf's Fallen ſpielen heißt auf unangenehme Ereigniſſe rechnen, Renten verkaufen.

Wir haben geſagt, daß zwiſchen dem Verkäufer und dem Käufer der Verkauf und der Kauf ſich von ſelbſt verſtehe, ſo daß das Ganze auf den Gewinn oder Verluſt des aus dem Fallen oder aus dem Steigen erwachſenden Unterſchieds hinausläuft. Inzwiſchen hat der Käufer das Recht, wenn er dem Verkäufer den Werth der Renten anbietet, von dieſem die Zuſtellung der Titel der verkauften Renten zu verlangen. Man nennt das mit dem Börſenausdruck: diskontiren (escompter). Um zu begreifen, welches Intereſſe man am Diskontiren haben kann, darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß, wenn ſtarke Nachfrage nach der Rente iſt, ſie ſchon dadurch allein in die Höhe getrieben wird, daß ſie dagegen fällt, wenn ſie viel angeboten wird. Von demjenigen, welcher Renten, die er nicht hatte, an dich verkauft hat, die Zuſtellung der Titel fordern, heißt ihn zwingen, ſich wirklich welche zu verſchaffen, ſie zu verlangen, heißt folglich in die Höhe treiben. Das Diskontiren iſt auf der Börſe ein Mittel, das Steigen der Rente zu veranlaſſen.

der Spekulanten auf's Fallen durchkreuzen. Die Bankiers verabredeten ſich, der Finanzminiſter berief die Generaleinnehmer zuſammen, und es wurde beſchloſſen, zu Diskontirungen auf die franzöſiſchen Renten zu ſchreiten. Um die Mittel zu dieſen Diskontirungen zu verwirklichen, kam man — ſo wird verſichert — überein, daß das Haus Rothſchild auf der einen, und die Generaleinnehmer auf der andern Seite für etwa zwanzig Millionen Kreditvaluten ſchaffen; daß die franzöſiſche Bank dieſe Valuten diskontiren*); daß mit den von ihr gelieferten Kapitalien das Haus Rothſchild und die Generaleinnehmer die Lieferung der auf der Börſe diskontirten Renten übernehmen und ſie auf's Neue bei der Bank niederlegen ſollten, die ihnen neue Fonds vorzuſtrecken hätte, um ihre Operationen fortzuſetzen. So viel iſt gewiß, daß man am 9., 11. und 12. April auf der Börſe bedeutende Diskontirungen ankündigte, Diskontirungen, die ſich auf mehr als 900,000 Franken an 3% Renten und auf mehr als 500,000 Franken an 5% Renten beliefen. Das war ein wahrer Theatercoup. Die Fonds ſtiegen außerordentlich ſchnell wieder von 48 und 80 auf 58 und 89, ſo daß die Spekulanten, die auf's Fallen geſpielt, wie die Wechſelagenten, die ſich bei ihren Operationen betheiligt hatten, entweder einzuhalten gezwungen oder in den Abgrund getrieben wurden. Dies war ganz einfach. Die Diskontirungen nöthigten die Verkäufer von Renten, am Ende des Monats dieſe Renten unverzüglich den Käufern zuzuſtellen, welche ihre Thaler brachten, um zu bezahlen. Aber da die Verkäufer die ihnen auf dieſe Art auferlegte Bedingung nur durch eilige Ankäufe erfüllen konnten, ſo war das Steigen unvermeidlich. So groß war die Wirkung dieſer Diskontirungen, daß im ganzen Monat April die 3% Rente wieder von 47 auf 62 oder 63, und die 5% von 75 auf 90 ſtieg. Und doch war die Drohung eines europäiſchen Krieges Jedermann noch ſo gegenwärtig, daß das Anlehen von 120 Millionen keinen Liebhaber zu 84 Franken, dem vom Miniſter feſtgeſetzten Minimum, gefunden, und die Subſkription auf das Nationalanlehen eine im Verhältniß zu den Bedürfniſſen höchſt unbedeutende Summe eingetragen hatte.

Herrn Ouvrard's Niederlage war vollſtändig, aber er war nicht der Mann, auf kühne Spekulationen zu verzichten. Im Jahr 1832 wurde ſeine Thätigkeit auf's Neue in Anſpruch genommen durch die Unternehmung der Herzogin von Berry. Eine Reſtauration in Frankreich erforderte eine große Entfaltung von finanziellen Mitteln. Herr Ouvrard, der in Holland war, legte dem König Wilhelm und Marie-Karolinen einen Anlehensentwurf vor, der ſich auf folgende Berechnung gründete:

---

*) Man muß ſich hüten, die Diskontirungen auf der Börſe mit den gewöhnlichen Diskontirungen, denen der Bank, zu verwechſeln.

Ein der Sache der Tories ergebenes und mit den Rothſchild rivaliſirendes engliſches Bankierhaus hätte im Namen Heinrichs V 6 Millionen 3% Renten ausgegeben. Da die 3% Rente damals auf 60 ſtand, ſo hätte das Anlehen 120 Millionen abgeworfen. Dieſes Kapital wäre dazu angewendet worden, von den verſchiedenen Mächten Europa's ſo viele 5% Renten zu kaufen, um die 6 Millionen 3% Renten, die man ausgegeben hätte, zu bezahlen. Da nun die 5% Rente auf 90 ſtand, ſo hätte ein Kapital von 108 Millionen genügt, um 6 Millionen an 5% Renten zu erhalten. Auf dieſe Art wären alſo von den durch das Anlehen eingebrachten 120 Millionen 12 Millionen zur Verfügung Heinrichs V geblieben.*) Die Operation bot ſomit zwei Vortheile dar: 1) einen Gewinn von 12 Millionen; 2) eine zuverläſſige Bürgſchaft für die Ausleiher, da dieſelbe nicht auf dem Kredit einer einzigen Macht, ſondern auf dem aller Mächte zuſammen beruhte. Dies angenommen, ſtellten ſich zwei mögliche Fälle dar: entweder hätte die im Namen Heinrichs V ausgegebene 3% Rente ſich gehalten, oder ſie wäre geſunken. Im erſten Fall war der Kredit des Prätendenten gegründet, und man konnte die 12 Millionen Gewinn, wie man es für's Beſte hielt, für den Erfolg der Sache verwenden. Im zweiten Fall mußte man allerdings das baare Geld dazu benutzen, die 3% Rente durch geſchickt berechnete Käufe wieder in die Höhe zu treiben; aber hier ſtellte es ſich klar an's Licht, wie ſinnreich der ganze Plan war. Denn was hätte das Sinken der 3% Rente bewieſen? Daß Europa vor neuen Erſchütterungen ſicher; daß die Unternehmungen der Legitimität nicht geeignet waren, die Ruhe der Völker mit einer baldigen Reaktion zu bedrohen. Und dies waren für die von Heinrich V aufgekauften Renten augenſcheinliche Gründe des Steigens. Alſo konnten die ausgegebenen Renten nicht fallen, ohne daß die aufgekauften Renten ſtiegen. Daraus folgt, daß die Kaſſe der Legitimität, wenn ſie die letztern ſehr theuer verkaufte, um die erſtern ſehr wohlfeil wieder zu kaufen, ſelbſt bei der ungünſtigſten Annahme ungeheure Gewinne machen mußte. Dies hieß, die Operation, welche die Börſenmänner im Kleinen machen und die in ihrer Sprache Arbitrage heißt, ins Große treiben.

---

*) Dieſer Gewinn von 12 Millionen kommt, wie man ſieht, daher, daß man 6 Millionen Renten zu einem höhern Preis verkauft, als man ſie kauft. Wir wollen dies durch ein Beiſpiel veranſchaulichen. Wenn eine Rente von 3 Fr. 60 Fr. koſtet, ſo werden 5 Renten von 3 Fr. oder 15 Fr. Rente fünfmal 60 Fr. oder 300 Fr. koſten. Wenn eine Rente von 5 Fr. 90 Fr. koſtet, ſo werden drei Renten von 5 Fr. oder 15 Fr. Rente dreimal 90 oder 270 Fr. koſten. Wenn man alſo 15 Fr. Rente im erſten Syſtem verkauft, während man ſie zugleich im zweiten kauft, ſo wird man eine Summe von 300 Fr. bekommen und blos 270 ausgeben, was einen Gewinn von 30 Fr. ausmacht.

Ein großartiger Plan wurde auf dieſen finanziellen Entwurf gebaut. Der König von Holland wußte recht gut, von welcher Wichtigkeit für ihn eine Diverſion in der Vendee war, und er kam allen Berechnungen, welche geeignet waren, Belgien unter ſeine Herrſchaft zurückzuführen, mit Vergnügen entgegen. Schon im Juni war ein Agent an den Prinzen von Oranien geſchickt worden, um ihm zu melden, daß, ſobald er die Feindſeligkeiten wieder beginne, der König von Sardinien entſchloſſen ſei, mit oder ohne Unterſtützung Oeſterreichs ſich gegen Frankreich zu erklären. Aber dieſe Mittheilung war ohne Folgen geblieben wegen der ängſtlichen Politik Preußens, das dem König von Holland zu wiſſen that, daß es ihn verlaſſen würde, wenn er ſich's beigehen ließe, die Initiative des Kriegs zu ergreifen. Seitdem hatte ſich die Lage Europa's noch mehr verwickelt; geheime Mißhelligkeiten hatten ſich bei der Londoner Konferenz eingeſchlichen; Rußland, Preußen, Oeſterreich ſchienen geneigt, ſich von der Politik zu trennen, welche die Kabinette der Tuilerien und von Saint-James befolgten. Der Faden der legitimiſtiſchen Unterhandlungen wurde wieder aufgenommen. Die aus Frankreich verbannte Königsfamilie hätte England verlaſſen und ſich in die Staaten des Königs von Holland geflüchtet. Venloo wäre Heinrich V als Reſidenz angewieſen worden. Man hatte Grund, auf die Mitwirkung einiger Generale zu rechnen, welche der Sache Ludwig Philipps halb und halb abwendig gemacht waren. Man wußte, daß auf ein verabredetes Zeichen ein Generallieutenant ſeine Diviſion unter die weiße Fahne führen ſollte. Die Theilung Belgiens zwiſchen Holland und Frankreich wäre als einer der aus dem Siege der Legitimität entſpringenden Vortheile angekündigt worden. Endlich verſprach man ſich viel von der Verwirklichung des Anlehensentwurfes, deſſen Mechanismus wir angezeigt haben. Aber während der letzten Periode des Aufenthalts der Herzogin von Berry in Nantes begannen all dieſe glänzenden Hoffnungen zu ſchwinden: ſie wurden gänzlich vernichtet durch die Verhaftung der Herzogin von Berry.

Der König hatte ſoeben ſeine Dynaſtie für den Augenblick ſicher geſtellt; er dachte nicht daran, daß eine große Gefahr ſein Leben bedrohen ſollte. Die prahleriſche und grauſame Freude, die in Folge der Junitage entwickelt worden war, die Preisgebung der Ueberwundenen an den Knittel der Stadtſerſchanten, die Ueberfüllung der Gefängniſſe mit Verdächtigen, die verfaſſungswidrige und gewaltſame Stellung von Paris unter die Jurisdiktion der Kriegsgerichte, die plötzliche Wiederaufregung des ſchändlichen Edikts von 1666 und die Aufforderung an die Aerzte, ſich zu Angebern herabzuwürdigen, der neuerliche Schlag, der dem Verbindungsrechte durch die Zerſtreuung des Klubs der Volksfreunde verſetzt worden: das alles erbitterte die Feinde der Regierung im höchſten Grade. Bis jetzt hatten die Fanatiſchſten ſich

auf den Aufſtand beſchränkt. Da dieſer ihnen fehlſchlug, trieb das Gefühl ihrer Unmacht ſie zum Uebermaße der Kühnheit, und ſie konzentrirten den ganzen Haß, von dem ſie befeuert waren, auf ein einziges Haupt.

Den Erfolg eines Mordes, ſelbſt wenn er wirklich vollzogen worden iſt, möglich zu glauben, und einem einzigen Menſchen die Ehre zu erweiſen, daß man das Wohl oder Wehe eines Volkes von ihm abhängig macht, iſt ſicherlich der tiefſte, unſeligſte Irrthum, den man ſich denken kann. Die Geſchicke einer Nation hängen von Größerem ab! Wenn das Uebel vorhanden iſt, ſo liegt es in den Dingen: da allein müßte man es verfolgen. Wenn ein Menſch es vertritt, ſo zerſtört man, indem man dieſen Menſchen auf die Seite ſchafft, die Perſonnifikation nicht, ſondern man erneuert ſie. Der ermordete Cäſar erſtand furchtbarer wieder in Oktavian. Aber wie hätten ſolche Ideen allgemeinen Anklang finden ſollen in einem Lande, wo man die Kinder lehrte, den Muth des Harmodius und Ariſtogiton zu ehren, wo das Andenken des Brutus den Gegenſtand einer klaſſiſchen Verehrung bildete, wo der, von den Großen und in ihrem Intereſſe verurſachte, Anſchlag vom Nivoſe blos getadelt worden war, weil er mißlungen, wo Jedem das Recht zuſtand, die ganze Geſellſchaft vor ſeine Vernunft zu ziehen, und wo die Lehre des Individualismus ſo reißende Fortſchritte gemacht hatte, daß ſie ſich überall Geltung verſchaffte: in der Moral durch den Atheismus des Geſetzes und die Vermengung der Religionen; in der Politik durch die allgemeine Zerſplitterung der Parteien; in der Erziehung durch die Anarchie des Unterrichts; in der Induſtrie durch die Konkurrenz; in der Gewalt durch die Aufmunterungen, die ſeit mehr als einem halben Jahrhundert an den Aufſtand verſchwendet worden? Der Liberalismus hatte ſich fünfzehn Jahre hindurch zu der falſchen und verderblichen Theorie bekannt, daß die Regierungen mit der moraliſchen Leitung der Gemüther nicht beauftragt werden dürfen: die Folgen hatten nicht auf ſich warten laſſen. Unter der Herrſchaft eines atheiſtiſchen Geſetzes und einer allen Launen gelehrten Streites preisgegebenen Moral hatte ſich Jeder auf den Standpunkt geſtellt, keinen andern Richter mehr über die Geſetzlichkeit ſeiner Handlungen anzunehmen, als ſich ſelbſt.

Dies war alſo der Zuſtand der Geſellſchaft, als, zum erſten Mal ſeit 1830, einige junge Leute, von ihrem Zorne geblendet, auf unbeſtimmte Attentatsgedanken zu gerathen anfingen. In dem als eine Handlung des Muthes geprieſenen Triumphſpaziergang Ludwig Philipps am 6. Juni hatten ſie ihrerſeits nur ein höhniſches Trotzbieten erblickt. Sie fragten ſich, ob ſie nicht ein großes Opfer den Manen derjenigen ſchlachten ſollten, deren Leichname die Steinplatten der Morgue aufgenommen hatten. Bald ging das Gerücht, die Straße von Paris nach Neuilly ſei bei vielfachen Gelegenheiten

von Verſchwornen bedroht geweſen, und nur zufällige Umſtände oder die ſorgſame Aufſicht der Polizei haben die Arme derſelben aufgehalten.

Unter dem Eindruck dieſer unheimlichen Gerüchte mußte ſich der König vorbereiten, die Sitzung von 1833 zu eröffnen. Am 19. November, dem für die Königsſitzung beſtimmten Tage, war der ganze Raum zwiſchen den Tuilerien und dem Palais=Bourbon mit Truppen bedeckt. Zwei Wagen, wovon im erſten die Königin und ihre Töchter, im zweiten die Miniſter ſaßen, fuhren nach dem Lokal der Kammer. Nun folgte der eigentliche Zug, der ſich langſam, mitten durch eine doppelte Reihe von Nationalgardiſten und Soldaten bewegte. Der König ſaß zu Pferde und ritt voran. Er kam auf den Pont=Royal, als ſich auf einmal, einige Schritte von ihm, der Knall eines Feuergewehrs hören ließ. Er zuckte zuſammen und beugte ſich ſchnell über den Sattelknopf, wie wenn er verwundet wäre; dann blickte er mit graſſen Augen, verſtörtem Geſicht nach der Stelle, von wo der Schuß gekommen war, und ſprach einige Worte, die ſich in einem langen Murren der Ueberraſchung und des Schrecks verloren. Gleichwohl hatte er die Kraft, ſeinen Hut in die Höhe zu halten, um die Menge zu begrüßen, und er beruhigte ſein Gefolge, in deſſen Mitte er ſich zurückgezogen hatte. Hier war die Beſtürzung allgemein. War nicht dieſer erſte Verſuch das Zeichen oder das Vorſpiel zu einem furchtbareren Angriffe? Der Zug ſchien einen Augenblick geneigt, ſchnell umzukehren. Doch begab man ſich nach einer Zögerung von zwei oder drei Minuten, während welcher der General Pajol, der Oberſt Raffé und andere Oberoffiziere in aller Eile zwar irrige, aber beruhigende Notizen geſammelt hatten, wieder auf den Weg. Der Schuß war ſo nahe bei der Linientruppe, die das Spalier bildete, abgefeuert worden, daß man, da Niemand verwundet war, im Anfang den ganzen Schreck dem zufälligen Losgehen eines Soldatengewehrs zuſchrieb: eine Anſicht, die einen Augenblick unter den Gruppen, ſowie bei den Agenten der Gewalt Glauben fand, daher ohne Zweifel das Entrinnen des Verbrechers und ſeiner Mitſchuldigen, wenn welche vorhanden waren, begünſtigte.

Aber bald kam die Wahrheit an's Licht. Ein elegant gekleidetes junges Frauenzimmer hatte getaumelt, war in Ohnmacht gefallen, und in dem Kreiſe von Neugierigen, der ſich um ſie her gebildet, hatte man eine friſch abgeſchoſſene Piſtole gefunden. Bald darauf wurde einige Schritte von da, mitten auf der Chauſſee, über welche ſich, nachdem der Zug vorüber war, die Menge ergoſſen hatte, eine zweite, der erſten vollkommen ähnliche, aber geladene Piſtole und mit Pulver auf der Zündpfanne den Agenten der öffentlichen Gewalt zugeſtellt.

Als die Dame, von der wir geſprochen haben, wieder zu ſich kam, erzählte ſie in einem Ton voll Schreck, ein junger Mann habe ſich vor ihr

aufgeſtellt, habe eine Piſtole aus der Taſche gezogen und, um deſto ſicherer auf den König zu zielen, auf der Schulter eines Soldaten aufgelegt. Sie habe ſich nun bemüht, den Arm des jungen Mannes zu ergreifen, aber er habe ſie mit einem heftigen Stoß auf die Bruſt zurückgeworfen, und die Raſchheit dieſer Bewegung habe die Richtung der mörderiſchen Waffe verändert. Fräulein Boury — das war ihr Name — gab an Ort und Stelle eine Geſtaltsbezeichnung des Schuldigen und die genaueſten Notizen. Man führte ſie ſofort in die Tuilerien, wo ſie, nachdem ſie ein neues Verhör beſtanden, hohen Perſonen vorgeſtellt und von ihnen mit Glückwünſchen und Liebkoſungen überhäuft wurde. Man erkundigte ſich nach ihren Verhältniſſen, die ziemlich beſcheiden waren, und erfuhr, daß ſie von Bergues nach Paris gekommen war, um die Anwartſchaft auf eine Poſtdirektion nachzuſuchen. Sie wurde deßungeachtet auf's Freundlichſte behandelt; der Gaſthof, wo ſie abgeſtiegen war, wurde nicht würdig erachtet, eine im Staat ſo wichtig gewordene Dame zu beherbergen; die Blätter des Hofs ſprachen von Fräulein Boury nur mit Ehrerbietung und nannten ſie ausſchließlich: „die junge Dame, die den König gerettet hat."

Er inzwiſchen war im Palais-Bourbon angekommen, wohin die Nachricht von der überſtandenen Gefahr ihm nicht vorangegangen war. Auch lag nichts Ungewöhnliches in dem Empfang, welchen die Deputirten dem Monarchen bereiteten: die einen riefen, die andern blieben ſtill und unbeweglich, je nach der Verſchiedenheit der Anſichten oder Geſinnung. Ludwig Philipp las mit einer Bewegung, deren Urſache ein großer Theil der Verſammlung noch nicht kannte, die von den Miniſtern aufgeſetzte Rede. Dieſe Rede athmete Drohung. Die Regierung wünſchte ſich darin Glück zu ihrem doppelten Sieg über die Parteien, gelobte, ſie zu Boden zu ſchlagen, ſprach ſich in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken über den Frieden Europa's und in entſchiedenen über die Unmöglichkeit aus, die öffentlichen Laſten zu erleichtern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine ſolche Sprache kalt aufgenommen worden wäre, wenn ſich nicht vor dem Schluß der Sitzung die Nachricht verbreitet hätte, daß Ludwig Philipp ſo eben dem Tode entgangen ſei. Alsbald vereinigten ſich alle Meinungen in einem und demſelben Gefühl des Unwillens, und am Abend begaben ſich die Deputirten in großer Anzahl ins Schloß; die einen, weil ſie wirklich von Entrüſtung und Schmerz durchdrungen waren, die andern, weil ſie dieſe beſonders günſtige Gelegenheit zum Schmeicheln nicht vorbeilaſſen wollten. „Nun!" ſagte der König zu Herrn Dupin, „ſie haben alſo auf mich geſchoſſen?" — „Sire," antwortete Herr Dupin, „ſie haben auf ſich ſelbſt geſchoſſen." Ein tiefes Wort, das aber eine ganze Partei verläumdete!

Und wirklich war dieſer Frevel nicht das Werk einer Partei, wie denn auch die Republikaner die Geſammtverbindlichkeit für denſelben mit hochmü-

thigem und aufrichtigem Ernſte von ſich wieſen. Deßungeachtet ſah man jene Polemik ohne Treu und Glauben, ohne Würde, ohne Scham ſich wiederholen, welche durch die Ermordung des Herzogs von Berry unter der Reſtauration aufgeregt worden war. Aus dem Fanatismus einiger Weniger ſchloſſen die Höflinge auf den einer Meinung, deren Logik ſomit als mörderiſch verdammt wurde. Unter der Reſtauration hatten die Blätter des Hofs geſagt: „Der Dolch Louvel's iſt eine liberale Idee.“ Unter Ludwig Philipp gab es Leute, welche ſagten: „Das Leben des Königs iſt ſo eben von einer republikaniſchen Idee bedroht worden.“ Denn die Lüge iſt die ewige Waffe der Parteien.

Im Uebrigen fand ſich in dieſer Streitſache die Ungerechtigkeit auch auf Seiten der Oppoſitionsblätter. Gehäſſigen Anſchuldigungen ſetzten einige von ihnen unwahrſcheinliche Vermuthungen entgegen, und die Polizei wurde ernſtlich angeklagt, eine Meuchelmordskomödie aufgeführt zu haben, um zu Gunſten der Monarchie die erloſchene Begeiſterung neu zu beleben.

Dem ſei wie ihm wolle, die Unterſuchung wurde thätig betrieben. Die Polizei, die auf dem Pont-Royal Niemand hatte verhaften können, nahm zahlreiche Verhaftungen in den Häuſern vor. Man verſichert, es ſeien ſchon Tags zuvor mehrere Haftbefehle ausgeſtellt worden in Vorausſicht der Unruhen, welche die Gährung unter den Volksgeſellſchaften ankündete.

Am 14. November, fünf Tage vor der Königsſitzung, waren zwei Individuen, die zur Geſellſchaft der Menſchenrechte gehörten, die Herren Collet und Cantineau, auf der Polizeipräfektur erſchienen und hatten eine angebliche Verſchwörung angezeigt, zu welcher ſich die Bürger Bergeron, Billard und Girou verbunden hätten. Um ſich vor allem Verdacht und aller Rache zu ſichern, ſowie um der Polizei ein Pfand für ihre Aufrichtigkeit zu geben, verlangten die beiden Denunzianten, verhaftet zu werden. Billard, der einzige, den ſie genau bezeichnet und deſſen Wohnung ſie anzugeben gewußt hatten, wurde auf der Stelle verhaftet. Girou fiel erſt einen Tag nach dem Attentat in die Hände der Polizei, und Bergeron erſt fünf Tage ſpäter, obgleich es ſich bei dem Verhör herausgeſtellt, daß letztgenannter ſeine Verrichtungen in der Lehranſtalt, wo er Repetentendienſte verſah, nicht unterbrochen hatte.

Während Bergeron von ſeiner Wohnung auf die Polizeipräfektur geführt wurde, brachte ein von Gendarmen eſkortirter Poſtwagen den Doktor Benoiſt, einen erklärten Republikaner, von Chauny her nach der Hauptſtadt. Eine Denunziation, die der Eiferſucht eines Kollegen zugeſchrieben wird, hatte von Herrn Benoiſt ausgeſagt, er ſei am Tag vor der Eröffnung der Kammern nach Paris gereist und habe am folgenden Tag die Stadt eiligſt wieder verlaſſen. Nun wollte ein ſeltſames Zuſammentreffen der Umſtände,

daß Benoiſt ein vertrauter Freund Bergeron's war, und es wurde bewieſen, daß ſie am 19. einen Theil des Tages zuſammen zugebracht hatten.

Der Angeklagte Girou war dem Fräulein Boury vorgeſtellt worden, die ihn zwar nicht mit Beſtimmtheit erkannte, aber doch einige Aehnlichkeit mit dem Schuldigen bei ihm fand. Bald wurde dieſes Mädchen ſowie die andern Zeugen zu einer Konfrontation berufen, bei welcher vier Verdächtige, Bergeron, Benoiſt, Girou und Lambert, vorgeführt wurden. Der letztere, ein durch ſeinen Verſtand und ſeinen Muth einflußreicher Arbeiter, wurde, da keine der angegebenen Bezeichnungen auf ihn paßte, freigegeben; ebenſo einige Zeit nachher Girou. Inmitten vieler Widerſprüche und Ungewißheiten laſteten die hauptſächlichſten Verdachtsgründe auf Bergeron; allein dieſe Verdachtsgründe blieben immerhin bloſe Vermuthungen: kein verſicherndes Zeugniß war gegen ihn ausgeſprochen, er war von Niemand förmlich erkannt worden.

Bergeron war ein junger Mann von kaum vierundzwanzig Jahren, von kalter Begeiſterung, ſanften Sitten, wohlwollendem, aber feſtem und entſchloſſenem Charakter. Seine Haltung vor dem Richter war weder anmaßend noch ängſtlich. Er machte keinen Hehl aus ſeinem glühenden Republikanismus, geſtand ſeine Theilnahme an den Kämpfen vom 5. und 6. Juni und erklärte ſich bereit, wieder zur Flinte zu greifen, ſo bald ein neuer Aufſtand einige Wahrſcheinlichkeiten des Erfolgs für ſich haben würde. Als der Unterſuchungsrichter ihn fragte: „Haben Sie geſagt, daß der König erſchoſſen zu werden verdiene?“ antwortete er mit Ruhe: „Ich erinnere mich nicht, es geſagt zu haben, aber es iſt meine Anſicht.“

Dieſe kecke Freimüthigkeit ſchien dem förmlichen Läugnen, das er der Anklage entgegenſtellte, mehr Gewicht zu verleihen. Als man ihn über die Anwendung ſeiner Zeit am 19. befragte, gab er ein Alibi im Augenblick des Attentats an, und zahlreiche Zeugniſſe beſtätigten ſeine Erklärungen.

Die Unterſuchung nahte ihrem Ende: das Kollegium der Staatsanwalte war in der peinlichſten Ungewißheit, und das Gericht ſchien auf Abbrechung des Prozeſſes aus unzureichenden Beweisgründen erkennen zu müſſen, als ein unvorhergeſehener Zwiſchenfall die Anklage wieder auffriſchte. Eine Frau von zweideutigen Sitten bezeichnete der Juſtiz auf einmal einen Schulkameraden Bergeron's, Namens Janety, als denjenigen, der werthvolle Notizen geben könne. Janety gab an, er ſei am 19. mit den Herren Planel und Benoiſt auf dem Quai Voltaire geweſen, dort habe er Bergeron begegnet und ihn ſagen gehört, er habe ſo eben auf Ludwig Philipp geſchoſſen, habe viele Kaltblütigkeit entwickelt und ſich durch Geiſtesgegenwart einer Verhaftung entzogen. Aber Planel, Benoiſt und mehrere andere Perſonen ſtellten die Hauptumſtände in Janety's Bericht in Abrede. Einige ſeiner

Verwandten, ſein eigener Bruder, verſicherten, derſelbe habe einen natürlichen Hang zu Uebertreibungen und Lügen. Bergeron und Benoiſt wurden deßungeachtet vor den Aſſiſenhof geſtellt, der erſte als Urheber, der zweite als Mitſchuldiger des Frevels vom Pont=Royal.

Später, als die Verhandlungen unter dem Vorſitz des Herrn Duboys (von Angers), deſſen ohne Zweifel unwillkürliche Parteilichkeit die Journale rügten, ſich eröffnet hatten, wurden hundertunddreißig Zeugen vernommen. Unter ihnen befand ſich Fräulein Boury, die, nachdem ſie die Heldin des Drama's geweſen, nunmehr zur einfachen Statiſtin herabgeſunken war. So lange man von ihr anklagende Geſtändniſſe zu erhalten gehofft, hatte man ſie mit Huldigungen umgeben, mit Lobpreiſungen überhäuft: als aber ihr gewiſſenhaftes, unabänderliches, uneigennütziges Zeugniß zu Gunſten der Angeklagten angerufen werden konnte, da vergaß man den unermeßlichen Dienſt, welchen ſie ſehr wahrſcheinlich dem König erwieſen hatte, und dachte nur noch an ihre läſtige Offenheit. Die Zeugen, denen es darum zu thun war, die Wichtigkeit wieder zu erlangen, um welche das Mädchen ſie gebracht hatte, vereinigten ſich bei den ermuthigenden Aufforderungen des Generalprokurators und des Präſidenten, ihr den ruhmvollen Antheil an der Sache, welchen ſie ſich beilegte, ſtreitig zu machen. Einige gingen ſo weit, ihre Anweſenheit auf dem Platze des Attentats zu läugnen. Bergeron vereitelte dieſes Manöver, indem er darauf aufmerkſam machte, daß Fräulein Boury die erſte geweſen ſei, welche eine Geſtaltsbezeichnung von dem Schuldigen gegeben, daß die meiſten nach der ihrigen gemachten Zeugenausſagen ſich auf dieſe Geſtaltsbezeichnung bezogen haben, und ſomit folgerichtiger Weiſe angenommen werden müſſe, daß ſie die vollkommene Wahrheit geſprochen, wenn man ihr nicht anders ein ſeltenes Wahrſagertalent beilegen wolle.

Die Anklage wurde in Beziehung auf Benoiſt aufgegeben, gegen Bergeron aber mit der äußerſten Hartnäckigkeit feſtgehalten von dem Generalprokurator, Herrn Perſil, und ſeinem Subſtituten, Herrn Franck=Carré. Aber der Angeklagte und Herr Joly, ſein gewandter Vertheidiger, wieſen ſie mit ebenſo viel Glück als Nachdruck zurück und ergriffen bald ſogar die Offenſive. Nach achttägigen ſtürmiſchen Debatten, welche ſich von Bergerons Seite mit einem ſehr edlen und ſehr ſtolzen republikaniſchen Glaubensbekenntniſſe endigten, ſprach die Jury das Nichtſchuldig aus. Freudige Zurufungen erſchollen und verlängerten ſich über den Quai de l'Horloge hin, den eine ungeduldige Menge bedeckte und zahlreiche Soldaten durchſtreiften.

Armand Carrel, der den Verhandlungen ununterbrochen gefolgt war, berichtete im National folgendermaßen über ſeine Eindrücke:

„Der junge Bergeron hat mit Gefühl und Geiſt eine kurze, edel abgefaßte und aus feſter Ueberzeugung entſprungene Vertheidigung vorgetragen,

welche den Leuten, die ſich auf Menſchen verſtehen, beweiſen wird, daß er kein gewöhnlicher Menſch iſt. Das iſt das Ergebniß beinahe aller politiſchen Prozeſſe, welche bis jetzt gegen die republikaniſche Meinung verhängt worden ſind. Sie haben der Regierung keinen andern Dienſt erwieſen, als daß ſie Charakteren von ſtarkem Gepräge und Talenten, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen, zu ihrer Anerkennung verhalfen. Zu dieſer Gattung gehört der junge Angeklagte, welchen das Geſchwornengericht heute freigeſprochen hat."

Was Armand Carrel hier aus Veranlaſſung des Bergeron'ſchen Prozeſſes ſagte, galt auf gleiche Weiſe von einem früheren, der nicht weniger Nachhall und Bedeutung hatte. Gegen das Ende des Jahrs waren mehrere Mitglieder der Geſellſchaft der Volksfreunde, die Herren Rittiez, Caunes, Achille Roche, Berrier-Fontaine, Godefroi Cavaignac, Gabour, Desjardins, Felix Avril, Bonnias, Carré, Deſpréaux, Plagniol, Plocque, Trelat, Raſpail, vor das Aſſiſengericht der Seine berufen worden, weil ſie ein Jahr früher an Verſammlungen von mehr als zwanzig Perſonen Theil genommen. Die Anklage ſtützte ſich auf den Artikel 291, und von der Entſcheidung dieſes Prozeſſes hing es ab, ob in einem angeblich freien Lande das Verbindungsrecht behauptet oder abgeſchafft werden ſollte.

Nach einer glänzenden Stegreifrede von Herrn Rittiez ergriff Herr Godefroi Cavaignac das Wort. Zuerſt vertheidigte er mit einfacher, kraftvoller Beredtſamkeit das Verbindungsrecht. Dann wandte er ſich an diejenigen, welche ſich die Miene geben, als erblickten ſie in der Republik nur ein Streben nach Desorganiſation und Anarchie, und rief:

„Wir ſind, wenn man euch hört, die Feinde der Geſellſchaft wie der Regierung — — Aber ich habe bereits geantwortet. Was wir in der Geſellſchaft haſſen, das ſind ihre Fehler; wir ſind die wahren Freunde der geſellſchaftlichen Ordnung, denn wir wollen, daß ſie verbeſſert werde, und wir glauben, daß ſie der Verbeſſerung fähig iſt. Ihr, die ihr ſie gut nennet, ihr ſchmeichelt ihr; ihr, die ihr ſagt, daß ſie immer fehlerhaft bleiben werde, ihr verläumdet ſie. Ich könnte fragen, wo denn dieſe Organiſation ſei, welche wir zerſtören wollen: Religion, Wiſſenſchaft, Arbeit, was gibt es denn Feſtgeſtelltes in der Geſellſchaft, wie ſie jetzt iſt?

„Die Religion? Fraget einen Prieſter, Herrn von Lamennais. Die Wiſſenſchaft? Fraget Raſpail. Welche wiſſenſchaftliche Organiſation gibt es in einem Lande, wo der Volksunterricht fehlt?

„Was die Arbeit betrifft, ſo fraget Alle, die dabei betheiligt ſind, ob ſie organiſirt iſt. Denket an Lyon; unterſuchet, was geſagt, was gethan wird, weil die organiſchen Geſetze der Arbeit fehlen. Eine ſeltſame Verläumdung!

wir ſind Desorganiſateurs in einer Geſellſchaft, wo die Organiſation mangelt, und wo wir wünſchen, daß ſie ſich endlich begründe!

„Iſt's in der Religion? Wir ſind für die unumſchränkte Gewiſſensfreiheit. Wir wollen keine Prieſter, die, unter welchem Namen es auch ſein möge, die weltlichen Angelegenheiten beherrſchen. Eben ſo wenig nehmen wir einen Glauben an, der alles auf den Himmel verſchiebt, der die Gleichheit auf die Gleichheit vor Gott beſchränkt auf jene Gleichheit nach dem Tode, die das Heidenthum ſo gut verkündete, wie der Katholizismus.

„Was wir unter Religion verſtehen, das ſind die geheiligten Rechte der Menſchheit. Es handelt ſich nicht mehr darum, dem Verbrechen ein Schreckbild nach dem Tode entgegenzuhalten, dem Unglücklichen einen Troſt auf der andern Seite des Grabes zu bieten; auf dieſer Welt muß man die Moral und die Wohlfahrt, das heißt die Gleichheit, gründen; der Titel „Menſch“ muß allen denen, die ihn tragen, dieſelbe religiöſe Heilighaltung ihrer Rechte, ein frommes Mitgefühl für ihre Bedürfniſſe ſichern. Unſere Religion iſt diejenige, die ſchreckliche Gefängniſſe in Beſſerungshäuſer verwandeln und im Namen der menſchlichen Unverletzbarkeit die Todesſtrafe abſchaffen wird.

„Die Wiſſenſchaft! Wir verlangen ihre Organiſirung in der Art, daß ſie die Arbeit erleichtere, die Produktion, den Reichthum, die Wohlfahrt vervielfältige, den Unterricht verbreite, die Menſchen gegen die Plagen vertheidige, von denen ſie heimgeſucht werden. Wir verlangen ihre Organiſirung in der Art, daß, wenn ein Mann, wie Brouſſais, als Kandidat auftritt, er gewählt wird; daß er zu Wählern Männer habe, die ihn nicht auf die Seite ſchieben: denn die gut organiſirte Wahl iſt hinwiederum das eigentliche und vorzugsweiſe ſo zu nennende organiſirende Geſetz. Das Gleiche wollen wir von der Literatur und den Künſten: geſellſchaftlichen Nutzen, Ruhm, Freiheit, Zuſammenwirken, Wahl.

„Was die Arbeit betrifft, ſo verlangen wir, daß ſie nicht mehr dem Intereſſe der Habgierigen und der Müßiggänger untergeordnet ſei. Wir verlangen, daß der Arbeiter nicht mehr von den Kapitalien ausgebeutet werde; daß der Arbeitslohn nicht ſein einziger Gewinn ſei; daß er in der Einführung öffentlicher Banken, in der Verbreitung des Unterrichts und der Methoden, in der Weisheit der Juſtiz und der Billigkeit der Steuer, in der Vervielfachung der Kommunikationsarten, eben in der Macht der Verbindung die Mittel finde, ſeine Aufgabe zu erleichtern, ſeiner Thätigkeit einen freien Spielraum zu verſchaffen, ſeinen Fleiß und ſeinen Muth zu belohnen. Hauptſächlich verlangen wir, daß die Arbeit den erſten Anſpruch auf die Ausübung der politiſchen Rechte verleihe, denn die Geſellſchaften leben von der Arbeit, und nicht vom Eigenthum.

„Bei dieſem Wort, meine Herren, verweile ich: ich muß meine Erklärungen noch verlängern, denn man legt uns Lehren zur Laſt, die den Eigenthümern feindſelig ſeien, und überdies muß ich hinzufügen, daß in der franzöſiſchen Geſellſchaft und inmitten dieſes Mangels an Organiſation und Leben, den ich überall bezeichnet habe, das Eigenthum ſich mächtig, organiſirt erweist. Unſre erſte Revolution hat es auf neue, unvollkommene Grundlagen feſtgeſetzt, die jedoch auf einem nützlichen Prinzip beruhten: dem der Theilung.

„Dieſe Theilung hat ſie blos dadurch bewerkſtelligt, daß ſie das Uebergangsrecht durch die Gleichheit der Theilungen und das Verbot der Aftereinſetzungen begrenzte. Dies war jedoch nicht das einzige Mittel: man hätte zum Beiſpiel auch das Erbſchaftsrecht ausdehnen müſſen, ſo daß die Theilung des Eigenthums vermehrt und vervollkommnet worden wäre, wenn man bei jeder Erbſchaft von einem gewiſſen Betrag eine Art Pflichttheil für eine gemeinſchaftliche, unter die Proletarier zu vertheilende Kaſſe beſtimmt hätte.

„Man empöre ſich nicht darob, meine Herren, denn der Fiskus thut nichts Anderes, indem er die Erbſchaftsgebühren vornweg nimmt. Nur iſt er es, der den Nutzen davon hat, und wir wünſchten lieber, daß es die fruchtbare Hand der Arbeiter wäre.

„Aber wie dem auch ſei, in Frankreich iſt Macht und Organiſation des Eigenthums vorhanden. Das Prinzip der Theilung iſt hier eingeführt worden, und es hat die Eigenthümer vervielfältigt, nachdem ſie ſchon durch den Verkauf der Nationalgüter vervielfältigt waren; und dieſe in kleine Theile reduzirte, theilbare, neue Beſitzung hat dem Eigenthum eine zugleich lebendige und vervollkommnungsfähige Verfaſſung gegeben.

„Was uns betrifft, ſo haben wir es nicht angegriffen: das Gefühl für das Eigenthumsrecht gehört unter die natürlichen Gefühle des Menſchen; aber eben deshalb, eben weil der Menſch beſitzen will, weil man dieſe Neigung nicht mißkennen darf, verlangen wir, daß derſelben bei der größtmöglichen Anzahl Menſchen Genüge geſchehe, ſtatt daß ſie blos bei einigen wenigen befriedigt wird und eine Ausnahme bildet.

„Es würde keine große Vermögen, es würde keine maßloſe Armuth mehr geben. In politiſcher und moraliſcher Beziehung wäre dies eine Wohlthat. Man behauptet, die Anhäufung der Kapitalien ſei nothwendig für gewiſſe Fälle der Produktion. Aber man wird immer einen Kapitaliſten haben, der groß genug iſt: das Budget. Ueberdies, wer wird die Theilung der Kapitalien ergänzen? Abermals die Verbindung.

„Wir beſtreiten das Eigenthumsrecht nicht; nur ſtellen wir dasjenige noch höher, welches die Geſellſchaft ſtets behält, dasſelbe dem größten gemeinſchaftlichen Nutzen gemäß zu regeln. Wir dehnen das Recht, zu gebrauchen

und zu mißbrauchen, nicht bis zu dem Recht aus, zum Nachtheil des geſellſchaftlichen Zuſtandes zu mißbrauchen. Legt nicht die Regierung ſelbſt den Kammern ein Geſetz vor über die zu erzwingende Expropriation in Sachen des öffentlichen Nutzens, und verlangt ſie nicht von dem Geſetze Schutz für das allgemeine Intereſſe gegen die mißbräuchlichen Eingriffe des individuellen Eigenthumsrechtes?

„Was wir ihr beſtreiten, meine Herren, iſt das Monopol der politiſchen Rechte, und glauben Sie nicht, daß es blos deswegen geſchehe, um ſie zu Gunſten der Fähigkeiten wieder in Anſpruch zu nehmen. Nach unſeren Begriffen iſt Jeder fähig, der nützlich iſt; jeder Dienſt zieht ein Recht nach ſich; jede Arbeit verdient einen Gewinn und eine Bürgſchaft; denn der Arbeit hauptſächlich gebührt der Gewinn und iſt die Bürgſchaft nothwendig.

„Warum ſollte denn das Eigenthum allein politiſche Rechte haben? Und dann, werden dieſe Rechte nicht ſelbſt ein Eigenthum ſein? Kann man nichts beſitzen, als Felder oder Häuſer? Wird er nicht auch ein Eigenthum ſein, dieſer Unterricht, das erſte Element der Arbeit und Induſtrie, welchen die Geſellſchaft allen ihren Mitgliedern zu ertheilen gehalten iſt? dieſer Bürgertitel, wenn er endlich Wahrheit geworden iſt durch die Bürgſchaften, die Unterſtützung und den Schutz, welche ſie allen ſchuldet?“

Dieſe Erklärungen des Herrn Godefroi Cavaignac zeigen deutlich genug, wie weit gegen das Ende von 1832 die Anſichten der Mehrzahl der Republikaner gingen und wo ſie ſtehen blieben. Die Rede des Angeklagten ſchloß mit folgenden Worten:

„Auf dem Boden, welchen wir anbauen, habt ihr nicht das Recht, zu verhindern, daß wir unſere Gemeinde gründen. Das Geſetz, ſagt ihr? Ei, es ſpricht hier die Sprache der Gewalt, und dieſe Sprache befindet ſich nicht in unſerm Bereich. „Du nennſt mir,“ ſagte ein Proteſtant zu einem Inquiſitor, „du nennſt mir ein Geſetz, das uns verbietet, uns zu verſammeln; wie kannſt du verlangen, daß ich ein ſolches Geſetz einhalte? Ich begreife es nicht!“

„Nein, wir begreifen es nicht, und wenn wir von der Gegenwart auf die Vergangenheit zurückgehen, ſo erſcheint uns dies alles wie ein Traum. Geſtern noch durchlief ich die Regiſter des Moniteur und fand darin aufgezeichnet jene berühmten Tage, jene großen Arbeiten, jene rieſigen Kriege, alles das Ungeheure, was das franzöſiſche Volk für die Eroberung ſeiner Rechte unternommen hat. Ich folgte dieſem glänzenden Lichtſtreif, welchen der Genius der Freiheit über die vierzig Jahre gezogen, die wir zum Theil miterlebten, und über die Ereigniſſe, die von einem Pol zum andern die Welt erſchüttert haben, ohne etwas aufrecht ſtehen zu laſſen, als das Glück der

Nationen. Ich ſah dieſen befreienden Genius, wie er an alle Völker dachte, ihre Sache zu der ſeinigen machte, zu ihrer Unterſtützung Frankreich auserſah, es bewaffnete, es begeiſterte, ihm eine unglaubliche Thatkraft ins Herz blies und all das Blut, das es verſchwendet hat, in ſeinen Adern wieder erſetzte.

„Ich ſah unſre Triumphe, dann unſre Unfälle, gleichfalls unſer würdig, denn ſie zeigten alle Arme Europa's zu unſrem Sturze ausgeſtreckt; ſah ſofort, wie unter den Bourbonen die Freiheit der Tyrannei blutige Opfer lieferte; ſah endlich die Julitage, die dem geheiligten Rechte des Volkes das Recht des Stärkern beifügten.

„Ich könnte vielleicht noch ſo manche Siege und Unfälle, noch ſo manche gewaltige Arbeiten aufzählen; ich könnte jene Lehren aufführen, welche Frankreich der Welt gegeben hat; aber was werde ich als Ergebniß dieſer Belehrungen, dieſer Anſtrengungen finden? Nichts, als Männer, wie diejenigen, die uns beherrſchen; nichts, als Geſetze, wie diejenigen, deren Anwendung man von Ihnen verlangt.

„Um noch einmal auf den Artikel 291 zu kommen, ſo iſt derſelbe gewiß ein unbegreifliches, zur Verzweiflung treibendes Räthſel, meine Herren — — wenn ſich nicht Bürger vorfänden, um ihn zu verletzen, Geſchworne, um ſie für dieſe Verletzung freizuſprechen."

Herr Godefroi Cavaignac hatte von der Geſinnung der Geſchwornen, zu denen er ſprach, nicht zu viel vorausgeſetzt. Nachdem die Vertheidigung durch einige gewichtige und nachdrucksvolle Worte der Herren Plocque, Desjardins, Carré, Gouſſuron-Deſpréaux vollendet war, wurden die Verhandlungen als geſchloſſenerklärt, und Herr Fenet, der Präſident der Geſchwornen, verlas folgenden Urtheilsſpruch:

„Hat eine Verbindung von mehr als zwanzig Perſonen ſtattgefunden? Ja. — War dieſe Verbindung periodiſch? Ja. — War ſie von der Regierung geſtattet? Nein. — Sind die Angeklagten ſchuldig? Nein."

Somit hatte die Jury dieſelbe Thatſache, über welche der Kaſſationshof, als er den Rekurs der Saint-Simoniſten verwarf, das Schuldig ausgeſprochen hatte, als unſchuldig erklärt! Somit war der Artikel 291, welchen ein von der Regierung eingeſetztes Gericht beſtätigt hatte, von einem aus der Nation hervorgegangenen Gerichte ſo gut als abgeſchafft worden! Und damit kein Zweifel bleiben möchte über den Gedanken, der ihren Ausſpruch diktirt hatte, erklärte die Jury noch überdies förmlich, daß ſie „die Thatſache einer Verbindung von mehr als zwanzig Perſonen in ihrem Gewiſſen nicht ſchuldig gefunden habe." Trotz dieſes feierlichen Ausſpruches erklärte der Präſident des Aſſiſengerichtes, während er die Freiſprechung der Angeklagten verkündete, die Ge-

ſellſchaft der Volksfreunde für aufgelöst. Dies hieß die Anarchie bis zur letzten Grenze getrieben: dies hieß die Juſtiz im Chaos.

Während die Republikaner ſelbſt die Verfolgung, der ſie ausgeſetzt waren, dazu benutzten, die höchſten Fragen der politiſchen und geſellſchaftlichen Ordnung in Anregung und zur Verhandlung zu bringen, wiederhallten die beiden Kammern von unergiebigen gegenſeitigen Beſchuldigungen.

Im Pallaſt Luxemburg hatte die Regierung einen glänzenden und hartnäckigen Gegner in dem Marquis von Dreux-Brézé. Aber da Herr von Dreux-Brézé immer nur im Namen der Reſtauration ſprach und der Redner einer überwundenen Macht war, ſo erweckten ſeine Worte kein zahlreiches Echo in der Geſellſchaft. Ueberdies hatte die Pairie ſeit langer Zeit allen feſten Halt verloren, und die Kämpfe, die in ihrer Mitte entſtehen konnten, beſchäftigten daher die öffentliche Aufmerkſamkeit nur wenig. Somit war die Kammer der Abgeordneten der Hauptſchauplatz der Gefechte, welche die miniſterielle Partei und die Oppoſition aus Veranlaſſung der Thronrede einander lieferten.

Um ſich zu vertheidigen, hatte die Regierung zu Maßregeln von augenſcheinlicher Brutalität gegriffen; ſie hatte die Preßprozeſſe mißbraucht; hatte vielfach mit grauſamer Unbeſonnenheit die Wohnung der Bürger verletzt; hatte durch die unzeitige Entfaltung ihrer Kräfte und den Schutz, welchen ſie der Wuth untergeordneter Agenten gewährte, dem Geiſte der Empörung Herausforderungen zugeworfen, die geeignet waren, die Unordnung in Aufläufe und die Aufläufe in Aufſtände zu verwandeln; Siegerin auf dem öffentlichen Platze, hatte ſie ſich behufs ihrer Rache mit der Diktatur bewaffnet, während die Geſetzlichkeit für ihre Gerechtigkeit genügte: wegen aller dieſer Beeinträchtigungen der Freiheit nun griff die Oppoſition das Miniſterium an durch das Organ der Herren Thouvenel, von Sade, Havin, Euſèbe Salverte.

Auf dieſe Angriffe antworteten die Vertheidiger der Regierung theils, wie Herr Roul, mit beleidigender Leidenſchaftlichkeit, theils, wie Herr Duvergier von Hauranne, mit ruhiger und auf Ueberlegung gegründeter Ueberzeugung: ein Syſtem der halben Maßregeln würde inmitten ſo vieler wüthenden Leidenſchaften und bei dieſem Angriff aller Parteien den Staat unvermeidlich ins Verderben geſtürzt haben; man ermuthige die Empörung, wenn man den Miniſtern die Mittel verweigere, ihr den Kopf zu zerdrücken; alle bis jetzt entwickelte Strenge ſei nicht zu viel, um dieſe Frechheit der Parteien zu Boden zu ſchlagen, die ſich vom Aufſtand in den Meuchelmord flüchte; die Oppoſition verläugne ihre eigenen Grundſätze, wenn ſie, nachdem ſie mit lautem Geſchrei die Anwendung des Belagerungszuſtandes auf die weſtlichen Provinzen verlangt, ſich gegen die Anwendung dieſer Maßregel auf die Hauptſtadt, die gleich dem Weſten allen Gefahren, allen Gräueln des Bürgerkrieges preisgegeben ſei, auflehne. Sofort ergriff die miniſterielle Partei die Offenſive und warf der

Oppoſition vor, durch Veröffentlichung ihres bekannten Rechenſchaftsberichtes zur Anarchie getrieben zu haben. Warum ſie dieſer Regierung, deren Bahn ſie mit Hinderniſſen überſäet habe, nicht vielmehr nützliche und gemäßigte Rathſchläge ertheile? Warum ſie die Miniſter nicht in klarern und beſtimmtern Ausdrücken dieſe koſtbare Kunſt, gut zu regieren, lehre, deren Geheimniſſe ſie allein zu beſitzen ſich rühme? „Was hättet ihr an unſerer Stelle gethan?" rief Herr Thiers ſeinen Gegnern zu. „Wie würdet ihr ſo viele Schwierigkeiten überwunden, ſo viele Gefahren beſchworen haben? Laßt ſehen, zeiget uns euer Verfahren; weihet uns ein in die Myſterien euerer Weisheit!"

Herr Odilon-Barrot bewies ohne viele Mühe, wie wenig ſolche Aufforderungen ernſtlich gemeint ſeien. Als er aber mit bitterem Tone und lebhaftem Geberdenſpiel daran erinnerte, wie die Kammer der doppelten Wahl beibehalten, die Erblichkeit der Pairie und die Herabſetzung des Wahlzenſus der öffentlichen Meinung ſtreitig gemacht, die Fähigkeit durch das Wahlgeſetz gewiſſermaßen geächtet worden ſei; als er an dem Verfahren der Regierung laut und unumwunden die Ueberlieferungen derjenigen verdammte, die in einem Sturm untergegangen war; als er verſicherte, daß das Königthum, welches man im Juli gewollt habe, kein Königthum ſei, das ſich auf Familien-, Kaſten-, ariſtokratiſche Intereſſen ſtütze und unter dem übermüthigen Schutze des Auslandes lebe; als er endlich die Miniſter anklagte, blos eine Fortſetzung der Reſtauration gewußt zu haben, da machte Herr Odilon-Barrot, ohne es ſelbſt zu wiſſen, der Monarchie, in ihrem Prinzip betrachtet, den Prozeß. Denn ein Königthum kann ſeine Exiſtenzmittel nicht aus ſeinen eigenen Kräften ſchöpfen. Gegründet auf das unmäßigſte aller Vorrechte, muß es ein bevorrechtetes Corps zur Seite haben, von welchem es vertheidigt wird. Man zerſtört es, wenn man es vereinzelt; man macht es überflüſſig und läſtig, wenn man ihm nicht, wie in England, eine Ariſtokratie zu repräſentiren gibt. Jedes Königthum, das nicht ein Symbol iſt, iſt nothwendigerweiſe eine Tyrannei, aus dem höchſt einfachen Grunde, weil eine Gewalt, die ihren Grund zu ſein nicht aus der Mitte ſchöpft, in der ſie lebt, ſich nur unter der Bedingung erhält, daß ſie ſich auferlegt. Folglich verlangte die Oppoſition das Unmögliche, indem ſie ein Königthum verlangte, das nach Herrn Odilon-Barrots Ausdruck „dem Gefühl der Gleichheit entſpreche, welches in der franzöſiſchen Geſellſchaft liege." Nie hatten politiſche Lehren auf widerſprechenderen Vorausſetzungen, auf einem monſtröſern Utopien beruht. Aber ſo groß war die unbegreifliche Verblendung aller ehrlichen Liberalen! In monarchiſchen Geſinnungen eingewiegt und immer von der Furcht gequält, auf die Abſchaffung der Erblichkeit des Thrones möchte die bleibende Herrſchaft des Schaffots folgen, ſagten ſie: „Behalten wir das monarchiſche Syſtem bei!" Dann, vom Strom der revolutionären Ideen

hingeriſſen und unwiderſtehlich der Herrſchaft des Gleichheitsprinzips unterworfen, fügten ſie hinzu: „Es gebe in dem monarchiſchen Syſtem weder ungerechte Unterſcheidungen, noch ſchmähliche Fiktionen, noch Privilegien!“ was auf die Forderung hinauslief, die Monarchie ſolle außerhalb der einzigen Bedingungen exiſtiren, welche ſie möglich machen können.

Die miniſterielle Partei beſaß, wenn ſie auch nicht Recht hatte, über ihre Gegner von der dynaſtiſchen Linken wenigſtens den Vortheil, daß ſie in ihren Irrthümern konſequent war. Auch war ihr Sieg vollſtändig. In den erſten Sitzungen hatte Herr Dupin der ältere ſeinen Mitbewerber um den Präſidentenſtuhl, Herrn Laffitte, überwunden, und für die Vicepräſidentſchaft hatte Herr Berenger mehr Stimmen erhalten, als Herr Dupont von der Eure. Die Zuſtimmung, welche der Thronrede durch die Antwortsadreſſe, ſo wie man ſie beſchloß, gegeben wurde, machte den Sieg des Miniſteriums unbeſtreitbar. Die Abfaſſung dieſer Adreſſe ließ nicht einmal den ſchüchternen Zweifel durchblicken, welchen die Pairskammer über die Frage vom Belagerungszuſtande ausgedrückt hatte. Es iſt wahr, daß die Abgeordnetenkammer den Wunſch ausſprach, die von den Miniſtern befolgte Politik möchte ſich den Erinnerungen der Reſtauration und den Lehren der Republik auf gleiche Weiſe fern halten. Eine ſeltſame Chimäre, welche die Konſtitutionellen unſerer Tage noch verfolgen! Wenn man die Monarchie will, ſo muß man ſie mit allem, was ſie ausmacht, man muß ſie ganz wollen. Sie für unumgänglich erklären, wenn man ihr die Macht, zu handeln, und ſelbſt die Mittel, durch Glanz zu blenden, ſtreitig macht, iſt die gefährlichſte und unverzeihlichſte aller Unklugheiten. Denn alles, was man einer als unumgänglich erklärten Gewalt nicht bewilligt, das wünſcht ſie; und alles, was ſie wünſcht, das ſucht ſie früher oder ſpäter zu nehmen, ſei es nun durch Beſtechung oder durch Gewalt.

Neuntes Kapitel.

Auswärtige Politik. — Die Angelegenheit der belgiſchen Feſtungen; Frankreich gedemüthigt durch England. — Gegründeter Widerſtand Wilhelms gegen den Vertrag der 24 Artikel. — Politik Englands, Rußlands, Preußens und Oeſterreichs. — Austauſch der Ratifikationen; Ratifikationen ohne Vorbehalt; Entrüſtung der Belgier. — Seltſame und ſchmachvolle Intriguenverwicklung. — Frankreich bewaffnet ſich, um einem gegen Frankreich gerichteten Vertrage Geltung zu verſchaffen. — Die Miniſter vom 11. Oktober in Oppoſition mit dem König; Aeußerung des Herrn von Talleyrand. — Die franzöſiſche Armee auf der Grenze; Argliſt des Kabinets von Saint-James; Aeußerung des Herzogs von Wellington. — Der Marſchall Gerard macht eine Reiſe nach Paris; er bietet ſeine Entlaſſung an; warum; geheime Urſachen ſeiner Rückkehr ins Hauptquartier. — Vertrag vom 22. Oktober. — Die Franzoſen ziehen in Belgien ein. — Beleidigende Ausſchließung, welche die Diplomatie über die Belgier verhängt; Gründe dieſer Ausſchließung, ſämmtlich geſchöpft aus dem Haſſe der Mächte gegen uns. — Das Kabinet der Tuilerien willigt in die Ausſchließung der Belgier und bedroht dieſelben; Unglück, welches daraus entſteht. — Belagerung und Einnahme der Zitadelle von Antwerpen. — Bewundernswürdiges Benehmen der franzöſiſchen Armee; wichtiger Dienſt, welchen der Marſchall Gerard Frankreich erwieſen. — Kurze Zuſammenfaſſung der Geſchichte der Konferenz.

Im Innern zerriſſen, war Frankreich nach außen das Spielwerk der Diplomatie geworden. Unterſtützt von Herrn von Talleyrand, ſetzte die Londoner Konferenz gegen uns das Werk des Mißtrauens und des Haſſes fort, das ſeit zwei Jahren ihre ganze Thätigkeit verſchlang. Um den Faden dieſer unſeligen Intriguen wieder aufzunehmen, müſſen wir im Gange der Ereigniſſe ein wenig zurückgehen.

Den 23. Juli 1831 hatte der König der Franzoſen, als er die Sitzung eröffnete, den Kammern im Tone befriedigten Stolzes verkündet, daß die Londoner Konferenz in die Niederreißung der Feſtungen willige, die in Folge der Verträge von 1815 im Königreich der Niederlande erbaut worden waren, um Frankreich zu demüthigen und im Zaume zu halten. Es war dies eine glückliche Nachricht: die Miniſter nahmen daraus Veranlaſſung, die Vortrefflichkeit ihrer Politik zu rühmen; die Blätter des Hofs wünſchten ſich Glück zu dieſer Genugthuung, die man unſerer Ehre bewilligt habe, und die Nation konnte einen Augenblick des Stolzes haben —— Sie kannte den Grund der Dinge nicht.

In der Sitzung vom 28. Juli 1831 hatte Sir Robert Peel das engliſche Miniſterium wegen der Angelegenheit der belgiſchen Feſtungen zur

Rede geſtellt, und Lord Palmerſton antwortete ihm buchſtäblich, wie folgt: „Die Unterhandlung, die darüber zu pflegen iſt, wird blos zwiſchen den vier Mächten und Belgien ſtattfinden. **Frankreich iſt davon ausgeſchloſſen.**“

Alſo ſtand Frankreich im Begriff, auf brutale Weiſe von einem Vertrage ausgeſchloſſen zu werden, der ſeine Ehre betraf! Alſo hatte man es in dem Amphiktyonenrathe der Könige blos zugelaſſen, ſo lange es ſich darum handelte, die Abſichten der großen europäiſchen Monarchieen zu begünſtigen; und jetzt, da es ſich um ſein theuerſtes Intereſſe, um ſeinen beleidigten Stolz handelte, ſtieß man es zurück; und Herr von Talleyrand ließ ſich im Namen der franzöſiſchen Regierung unterwürfig dieſe Beſchimpfung, die blutigſte von allen, gefallen!

Lord Palmerſton hatte wahr geſprochen: am 14. Dezember 1831 unterzeichneten die Bevollmächtigten der Höfe von Oeſterreich, von Großbritannien, von Preußen und von Rußland einen definitiven Vertrag, deſſen erſter Artikel alſo lautete: „In Folge der Veränderungen, welche die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens in die militäriſche Stellung dieſes Landes ſowie in die Mittel, über die es zu ſeiner Vertheidigung verfügen kann, gebracht haben, kommen die hohen kontrahirenden Mächte dahin überein, unter den ſeit 1815 ganz oder theilweiſe auf Koſten der Höfe von Oeſterreich, von Großbritannien, von Preußen und von Rußland in Belgien erbauten, wiederhergeſtellten oder vergrößerten Feſtungen diejenigen niederreißen zu laſſen, deren Unterhaltung fortan blos eine unnütze Laſt ſein würde. Dieſem Grundſatz gemäß ſind alle Feſtungswerke der Plätze Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienbourg in den durch die folgenden Artikel feſtgeſetzten Friſten niederzureißen.“ *)

Folglich war dieſe Niederreißung beſchloſſen worden: 1) weil ſie die Mächte von einer fortan als unnütz anerkannten Laſt befreite; 2) weil der Charakter einer *unabhängigen* und *neutralen* Macht, der Belgien ertheilt wurde, augenſcheinlich für die Sicherheit des gegen uns verbündeten Europa genügte. Und damit kein Zweifel über den Sinn dieſer Uebereinkunft übrig bleibe, ließen ſich's die engliſchen Miniſter angelegen ſein, im Parlament dem beleidigenden Texte eine beleidigende Auslegung beizufügen. Gewiß war die Politik der franzöſiſchen Regierung niemals, ſelbſt unter Ludwig XV nicht, weniger franzöſiſch geweſen. Es iſt wahr, daß ſpäter die älteſte Tochter des Königs Ludwig Philipp den König Leopold heirathete!

*) Dieſer Vertrag führt die Unterſchrift des Herrn von Talleyrand nicht, da derſelbe in unſere *Ausſchließung* gewilligt hatte. Die Unterzeichner ſind die Herren Palmerſton, Eſterhazy, Weſſemberg, Bülow, Lieven, Matuſzewicz, Goblet.

Inzwiſchen waren die Streitigkeiten zwiſchen Holland und Belgien noch immer der Hauptgegenſtand der Sorgen der Konferenz. Sie wußte recht gut, daß vom Ausgang dieſes langen Zwiſtes der allgemeine Frieden abhing.

Man erinnert ſich des Vertrags der 24 Artikel: er hatte die Handels- und die finanzielle Frage zu Gunſten Belgiens entſchieden*), und die Territorialfrage zu Gunſten Hollands. Dies kam daher, weil in Wirklichkeit dieſer Vertrag weder gegen Holland noch gegen Belgien gerichtet war, ſondern gegen Frankreich. Da die europäiſchen Monarchieen die Revolutionen vom Juli und vom September nicht aus der Geſchichte zu ſtreichen vermochten, ſo hatten ſie den Grundſatz, der 1815 zur Bildung des Königreichs der Niederlande geführt, unter einer andern Form wieder zur Geltung bringen wollen, und um uns im Norden eine doppelte Schranke entgegenzuſtellen, bewilligten ſie, nachdem ſie die belgiſche Neutralität ausgeſprochen, dem König von Holland nicht blos einen Theil von Luxemburg und das linke Scheldeufer, ſondern auch einen Theil von Limburg und Maſtricht, mit einem Wort, ein anſehnliches Gebiet längs der Maas hin.

Diesmal war Frankreich nicht von den Berathungen ausgeſchloſſen und ſah ſich folglich natürlicherweiſe der Demüthigung unterworfen, im Verein mit den vier großen Höfen die Vollziehung eines Vertrags zu verbürgen, welcher zum Zweck hatte, es unter Vormundſchaft zu halten.**)

Die Verpflichtung hiezu wurde ihm durch den Vertrag vom 15. November 1831 auferlegt, welcher die 24 Artikel auf's Neue vorbrachte, indem er dieſelben unter die Bürgſchaft der fünf unterzeichnenden Mächte ſtellte, und welcher vorſchrieb, daß der Vertrag binnen zweier Monate ratifizirt werden ſolle.

---

*) Siehe 2. Band, Seite 309.

**) Je mehr man über die Frechheit dieſer Uebereinkunft nachdenkt, um ſo mehr wundert man ſich, daß ſie die Zuſtimmung unſerer Miniſter und die Unterſchrift unſeres Geſandten erlangen konnte. Man ſieht es: was wir von der Mittelmäßigkeit des Herrn von Talleyrand geſagt haben, ſtützt ſich auf die poſitivſten Beweiſe; denn dieſe Beweiſe ſind offizielle Urkunden. Wir fordern die Vertheidiger des Herrn von Talleyrand auf, ein einziges unter den Protokollen der Londoner Konferenz zu nennen, das nicht in einem gegen Frankreich, und folglich gegen die Ideen der Ziviliſation, welche Frankreich vertritt, offenbar feindſeligen Geiſte abgefaßt wäre. Wenn man ſich alſo weigert, in dieſer Reihe von Protokollen ein unbeſtreitbares Zeugniß für die Unfähigkeit des Mannes zu erblicken, der ſich ihnen unterzogen oder ſie angenommen hat, ſo muß man zugeben, daß Herr von Talleyrand ſich gegen ſein Land einer jener Verrätherein ſchuldig gemacht hat, welche, wenn auch nicht durch das Uebermaß der Niederträchtigkeit, doch wenigſtens durch das Uebermaß der Unverſchämtheit, die ſie erfordern, unwahrſcheinlich werden.

Der Vertrag der 24 Artikel gab in der belgiſchen Deputirtenkammer Anlaß zu den leidenſchaftlichſten Debatten. Gleichwohl wurde er angenommen, wie man das Geſetz des Stärkeren annimmt. Auch war die Ratifikation Belgiens unbedingt und einfach. Eben ſo verhielt es ſich mit den Ratifikationen Frankreichs und Englands; aber auf den förmlichen Befehl des Königs Wilhelm proteſtirten die holländiſchen Bevollmächtigten in London gegen die diktatoriſchen Beſchlüſſe der Konferenz.

In ihrer Note vom 14. Dezember 1831 warfen die holländiſchen Bevollmächtigten, die Herren Falck, Van Zuylen Van Nyevell, der Konferenz für's Erſte vor, daß ſie ſich mit dem Aachener Protokoll*) in Oppoſition geſetzt habe. Dieſes Protokoll habe erklärt, „daß, im Fall ein Kongreß von Souveränen oder Bevollmächtigten Gegenſtände zum Zweck habe, welche ſich ſpeziell an die anderen Intereſſen Europa's knüpfen, dieſer Kongreß nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Souveräne, perſönlich oder durch ihre Bevollmächtigten daran Theil zu nehmen, ſtattfinden könne." Was nun die Konferenz gethan habe? Sie habe den Geſandten des Königs von Holland anfangs zur Theilnahme an den gemeinſchaftlichen Berathungen zugelaſſen; dann und nach einigen Verſammlungen habe ſie auf einmal ihr Syſtem geändert, die Vertreter Hollands auf die Seite gedrückt und ſich begnügt, ſchriftliche Mittheilungen von ihnen anzunehmen. Ob dies die im Aachener Protokoll feſtgeſetzte Theilnahme ſei? Sofort beklagten ſich die holländiſchen Bevollmächtigten als über einen offenbaren Eingriff in die Unabhängigkeit ihres Souveräns, als über eine Verletzung des Völkerrechts, über gewiſſe Beſtimmungen des Vertrags, welche auf nichts Geringeres abzielen, als Fremden das Aufſichtsrecht über einen holländiſchen Fluß zu geben, als fremde Unterthanen das Fiſchereirecht darauf ausüben zu laſſen, als den Holländern wie eine zweifelhafte Sache das Recht zu beſtätigen, auf ihren eigenen Flüſſen Schifffahrt zu treiben u. ſ. w. Kurz und gut, die Unterzeichner der Proteſtation forderten den Lauf der Schelde von Antwerpen an zurück; wieſen die Theilnahme der Belgier an der Beſchiffung der Gewäſſer zwiſchen der Schelde und dem Rhein ab; erklärten, der Theilung der Schulden nur unter der Bedingung einer Kapitaliſirung beizutreten, und appellirten von dem Vertrage der 24 Artikel an denjenigen, der am 27. Januar 1831 die Grundlagen der Trennung feſtgeſetzt habe.**)

Vom Geſichtspunkte der Regeln und Geſetze der Diplomatie aus war nichts billiger und gegründeter, als dieſe Proteſtation Hollands. Die Konferenz

---

*) Vom 15. November 1818.

**) Note der Herren Falck und Van Zuylen Van Nyevell, an die Konferenz gerichtet den 14. Dezember 1831.

antwortete darauf mit würdeloſen Trugſchlüſſen.*) Was das Aachener Protokoll betreffe, behauptete ſie, ſo „enthalte dasſelbe nichts auf die Form der Berathungen Bezügliches“: eine wahrhaft erbärmliche Spitzfindigkeit! Denn indem das fragliche Protokoll den betheiligten Souveränen das Recht beilegte, perſönlich oder durch ihre Bevollmächtigten an den Kongreſſen Theil zu nehmen, hatte es offenbar die Abſicht gehabt, kein Intereſſe ohne Bürgſchaft zu laſſen. Die Konferenz fügte hinzu, die 24 Artikel ſeien nur die Entwicklung der Grundlagen der Trennung. Auch hier wurde die Konferenz zur Verrätherin an der Wahrheit; denn zum Beiſpiel theilte der Vertrag der 24 Artikel Luxemburg zwiſchen Belgien und Holland vermittelſt einer dem letzteren bewilligten Schadloshaltung durch Gebietszuwachs, während im Vertrag der *Grundlagen der Trennung*, Art. 2, ausdrücklich geſagt war: „Belgien wird aus allen übrigen Ländereien zuſammen gebildet werden, die im Vertrag vom Jahre 1831 den Namen Königreich der Niederlande erhalten hatten, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das in Folge anderer Rechtsanſprüche den Fürſten des Hauſes Naſſau angehört, deshalb einen Theil des deutſchen Bundes bildet und fortwährend bilden wird.“ Es iſt wahr, daß der Artikel 4 den Fall vorhergeſehen hatte, wo man, da beide Länder fremde, von ihnen unabhängige Beſitzungen (des enclaves) in ſich ſchloſſen, zu geeigneten Vorkehrungen ſchreiten müßte, um ihren Gebieten den Charakter eines zuſammenhängenden Ganzen zu ſichern; aber da dieſe Vorkehrungen, deren Bedeutſamkeit übrigens nicht vorhergeſehen worden war, zu einer durchgreifenden Ummodelung der angenommenen Grundlagen führten, was wollte alſo das heuchleriſche Wort *Entwicklung* beſagen, das die Konferenz den kräftigen Einwendungen des Königs Wilhelm entgegenſtellte? **)

Wie dem auch ſei, der nachdrücksvolle Widerſtand dieſes Fürſten hatte zur erſten Folge ein langes, unſchlüſſiges Bedenken von Seiten Rußlands, Preußens und Oeſterreichs. Bis jetzt hatten die genannten drei Mächte mit England gemeinſchaftliche Sache gemacht, weil für ſie, wie für England, der im Hintergrund all dieſer Verhandlungen verborgene Gedanke ein gegen Frank-

---

*) Antwort der Londoner Konferenz an die holländiſchen Bevollmächtigten, unterzeichnet von den Herren Eſterhazy, Weſſemberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Lieven, Matuſzewicz, und datirt vom 4. Januar 1832.

**) Wir haben in den hiſtoriſchen Dokumenten Nro. 5 die drei Verträge: der *Grundlagen der Trennung*, der 18 Artikel ſo wie der 24 Artikel zuſammengeſtellt und verweiſen den Leſer auf dieſe koſtbaren Urkunden. Er braucht die Texte nur einfach neben einander zu halten, um die Geſchichte der Veränderungen, Intriguen und Anmaßungen deſſen zu leſen, was man die Diplomatie nennt.

reich feindſeliger Gedanke war. Aber um dem gemeinſchaftlichen Haſſe zu gehorchen, um uns im Norden genügende Hinderniſſe zu ſchaffen, hatte man theilweiſe die Intereſſen des Königs von Holland opfern, und zwar im Namen des revolutionären Prinzips opfern müſſen. Ueber dieſen Punkt nun begannen Rußland, Oeſterreich und Preußen ſich nothwendigerweiſe von Großbritannien zu trennen. Für die letztgenannte Macht war die Frage höchſt einfach: ſie beſtand lediglich darin, Frankreich im Zaum zu halten. Für die drei andern dagegen war die Frage verwickelt: ſie beſtand darin, Frankreich im Zaume zu halten, ohne gleichwohl dem revolutionären Prinzip zu vollſtändig Recht zu geben, indem man erklärte, daß in Folge der Septembertage dieſes durch die Verträge von 1815 erzeugte, durch das Prinzip der Legitimität geſchützte und der unverletzlichen Familie der europäiſchen Monarchieen einverleibte holländiſche Königthum über Gebühr geſchwächt würde.

Die Proteſtationen des Königs Wilhelm hatten daher für die Kabinette von St.-Petersburg, von Wien und von Berlin eine Bedeutung, eine Wichtigkeit, welche ſie für das Kabinet von Saint-James nicht haben konnten. Daher die Verzögerung des Austauſches der Ratifikationen von Seiten des Königs von Preußen ſo wie der Kaiſer von Rußland und von Oeſterreich. Treu dem Geiſte der heiligen Allianz, hätten dieſe drei Souveräne gewünſcht, daß der König Wilhelm ſie durch gutwilliges Eingehen auf den Vertrag der 24 Artikel in den Stand ſetzte, ſich gegen Frankreich in Poſitur zu ſtellen, wodurch ihnen zugleich die Nothwendigkeit erſpart worden wäre, mit offener Brutalität die Geſetze der monarchiſchen Freimaurerei zu verletzen.

In dieſer Verlegenheit ſchickte der Kaiſer von Rußland den Grafen Alexis Orloff ins Haag mit dem Auftrag, vom König von Holland die gewünſchte Einwilligung auszuwirken.

Als der Graf Orloff ſah, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts fruchteten, verließ er das Haag und that Europa durch eine offizielle Erklärung kund, daß der Kaiſer von Rußland nicht gewillt ſei, ſich bei der Anwendung von Zwangsmaßregeln zu betheiligen, welche zum Zweck hätten, den König der Niederlande durch Waffengewalt zur Unterzeichnung der 24 Artikel zu nöthigen; daß er aber in dieſen Artikeln die einzigen Grundlagen enthalten glaube, auf welchen die Trennung Belgiens von Holland bewerkſtelligt werden könne (mit Vorbehalt jedoch der in einem endlichen Vertrag zwiſchen den beiden Ländern zuläſſigen Abänderungen). Ferner erklärte der Graf Orloff im Namen ſeines Herrn, daß, im Fall die belgiſche Neutralität von Holland militäriſch bedroht würde, der Kaiſer von Rußland ſich vorbehalte, mit ſeinen Verbündeten wegen Wiederherſtellung dieſer Neutralität und der Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens übereinzukommen.

Da Oeſterreich und Preußen dieſer Erklärung beigetreten waren, ſo bewerkſtelligten ihre Bevollmächtigten den Austauſch der Ratifikationen am 18. April, und die Bevollmächtigten Rußlands am 4. Mai. Man nahte dem endlichen Ausgang: doch rückte er nicht allzu ſchnell heran. Die Ratifikationen Preußens und Oeſterreichs waren in der That nur unter dem Vorbehalt der Rechte des deutſchen Bundes in Beziehung auf die Abtretung und den Austauſch eines Theils vom Großherzogthum Luxemburg übergeben worden, und die Ratifikation Rußlands war nur eine theilweiſe, ſie enthielt die Worte: „mit Vorbehalt der Abänderungen, welche in einem Endvergleich zwiſchen Holland und Belgien mit den Artikeln 9, 12 und 13 vorzunehmen ſind.“

Belgien hatte auf eine unbedingte und einfache Ratifikation von Seiten Rußlands gerechnet, und der belgiſche Bevollmächtigte war keineswegs berechtigt, eine theilweiſe Ratifikation anzunehmen. Gleichwohl that dies Herr Van de Weyer, welcher ſomit ſeine Vollmachten überſchritt und ſein Land in die Nothwendigkeit verſetzte, ſich entweder Ratifikationen unter Vorbehalten, die alles wieder in Frage zu ſtellen ſchienen, gefallen zu laſſen, oder dieſelben zurückzuſtellen auf die Gefahr hin, mit Oeſterreich, Preußen, Rußland zu brechen und die belgiſche Nationalität unklugerweiſe auf's Spiel zu ſetzen.

Auch war die Entrüſtung groß in Brüſſel. Von allen Seiten ergoß man ſich in Verwünſchungen ſowohl über die Diplomatie, welche Belgien ſchon ſeit ſo langer Zeit zu einem tödtlichen Proviſorium verurtheilte, als über das belgiſche Miniſterium, das die Zukunft des Landes in dieſe Schlangenwege verwickelte, und über die franzöſiſche Regierung, deren ganze Kunſt bis jetzt darin beſtanden war, auf eine traurige Weiſe im Gefolge der Konferenz einherzukriechen. Die Erbitterung der Belgier war nur zu wohl begründet. Durch das unaufhörliche Schwanken der Diplomatie zwiſchen die Schande und das Verderben geſtellt, ſahen ſie bereits ihre Induſtrie gelähmt, ihren Handel in ſeiner Quelle verſiegt, ihren Kredit zu Grunde gerichtet, ihre Nationalität von jeder Laune, jeder Zufälligkeit abhängig gemacht. Ueberdies benutzten die Oraniſten die aus ſo vielen peinlichen Ungewißheiten entſtandenen Unordnungen, um die ſchwachen Gemüther in Verſuchung zu führen, die Revolution zu verläumden und die Verantwortlichkeit für die immer mehr überhandnehmenden Uebel im Vaterlande auf das Prinzip der Empörung zu ſchieben. Die gewaltſame Wegführung des Herrn Thorn, eines Mitgliedes des belgiſchen Senats, durch eine verwegene Bande, und die Einkerkerung dieſes Mannes in einem Gefängniſſe von Luxemburg gaben den überall gährenden Leidenſchaften eine weitere Nahrung. Von allen Punkten Belgiens erhob ſich ein Schrei: „Man muß dem Ding ein Ende machen!“

Aber die Diplomatie hatte nichts, was ſich mit dem Skandal ihrer Anmaßungen vergleichen ließe, als die Schmählichkeit ihrer Ohnmacht; denn ſie

erhielt die Anarchie ſchwebend über dieſem Europa, deſſen Geſchicke regeln zu wollen ſie ſich vermaß. Zu den aus Rußlands Vorbehalten erwachſenen Verwickelungen geſellten ſich noch ſolche, deren Keim im Protokoll vom 4. Mai enthalten war, das auf der einen Seite erklärte, der Stand des Territorialbeſitzes ſei unwiderruflich feſtgeſetzt, und auf der andern, es finden ſich Schwierigkeiten vor, die eine neue Unterhandlung nothwendig machen. Der Vertrag vom 15. November 1831 war alſo nicht definitiv, weder in Betreff der Theilung der Schuld, noch in Beziehung auf die Belgien bewilligten Handelsvortheile: man erklärte dies durch eine Separatakte.

In einer Note vom 11. Mai ſprach ſich das belgiſche Miniſterium folgendermaßen aus: „Wenn der König der Belgier ſich geneigt zeigen könnte, Unterhandlungen über die Punkte zu eröffnen, welche ſich hiefür eignen, ſo könnte dies nur geſchehen, wenn man angefangen hätte, den Vertrag in allen den Theilen, welche nicht mehr Gegenſtand des Streites ſind, in Vollziehung zu bringen; dieſer Anfang der Vollziehung würde mindeſtens in der Räumung des belgiſchen Gebiets beſtehen; bis dahin wird Se. Majeſtät an keiner neuen Unterhandlung Theil nehmen." Der belgiſche Bevollmächtigte, Herr Van de Weyer, erhielt Befehl, dieſe Note der Konferenz vorzulegen; er that es nicht. Dies war das zweite Mal, daß er ſich gegen die Pflichten ſeiner Stellung verfehlte, und man machte ſich ſeltſame, argwöhniſche Gedanken darüber. Gleichwohl verlor er ſeine Stelle als Bevollmächtigter nicht, aber der General Goblet wurde ihm beigegeben und reiste nach London ab.

So wie die Sachen ſtanden, verlangte Belgien ganz einfach, das Prinzip der vorläufigen Räumung ſolle feſtgeſetzt werden. Die Konferenz willigte anfangs darein und beſchloß durch eine Note vom 11. Juni, daß die gegenſeitige Räumung am 20. Juli zu bewerkſtelligen ſei; dann aber, als ſie ſah, daß die holländiſchen Bevollmächtigten in ihrer Haltung beharrten, hob ſie ihren Beſchluß ſtillſchweigend wieder auf und erklärte am 11. Juli, „die Räumung habe fünfzehn Tage nach Austauſch der Ratifikationen des neuen Vergleichs ſtattzufinden," womit ſie alſo den im Anfang beſtimmten Termin wieder fallen ließ.

Jetzt geſchah es, daß Holland, ohne ſich über das letzte Wort ſeiner Forderungen zu erklären, das Anerbieten machte, eine unmittelbare Unterhandlung mit Belgien zu eröffnen. Es hoffte, auf dieſe Art den Schein auf ſeine Seite zu bekommen, denn es war feſt überzeugt, daß Belgien nicht ſo leicht wie die Konferenz auf die Bedingung der vorläufigen Räumung verzichten würde.

Folgendes waren alſo in dieſem endloſen Gewirre platter Intriguen die gegenſeitigen Stellungen:

Da die Territorialfrage gegen Frankreich entſchieden war, ſo hielt die

Konferenz über dieſen Punkt ihren ſchiedsrichterlichen Ausſpruch feſt; dagegen gab ſie ihn über die beiden andern Punkte, den der Flußſchifffahrt, ſowie den der Schuld auf, und ließ es ſich gefallen, wenn Belgien und Holland in dieſen Beziehungen ſelbſt mit einander ins Reine zu kommen ſuchten. Nun verlangte Holland, daß dieſe unmittelbaren Unterhandlungen ſich vor der Räumung eröffnen ſollten; Belgien wollte nur nach der Räumung davon hören. Da ſteckte der Knoten der Schwierigkeit.

Im Uebrigen lag es klar am Tage, daß Holland es bei ſeiner Anerbietung, unmittelbar mit Belgien zu unterhandeln, nicht ehrlich meinte. Es erwartete von Seiten der Belgier die Antwort: „Räumet unſer Gebiet; bis dahin verwerfen wir jeden Vergleichsvorſchlag;“ und in dieſem Fall bekam es wieder einen Vorzug in den Augen der Konferenz, welche durch ihre Vorſchläge vom 11. Juli das Prinzip der vorläufigen Räumung ſo wohlfeil dahingegeben hatte.

Die belgiſchen Diplomaten bemerkten die Schlinge und ſtellten der Liſt gleichfalls Liſt entgegen. Die Herren Van de Weyer und Goblet faßten im Einverſtändniß mit Lord Palmerſton Vorſchläge ab, welche ſie der Konferenz mittheilten, und beſchloſſen, Holland eine Unterhandlung auf ſolchen Grundlagen anzubieten, von denen ſie genau wußten, daß Wilhelm ſie nicht annehmen würde. Somit beſtand dieſer ganze diplomatiſche Krieg in den Anſtrengungen beider Parteien, einander gegenſeitig das Unrecht einer Weigerung zuzuſchieben. Denn auf dieſen elenden Austauſch von Betrügereien, auf dieſe Kreuzung ſchmählicher Ränke reduzirt ſich in den Monarchien das Genie der Staatsmänner!

Dem ſei wie ihm wolle, die belgiſche Politik hatte ein neues Anſehen gewonnen, da das Prinzip der vorläufigen Räumung ſcheinbar aufgegeben wurde. Herr von Meulenaere, der belgiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, trat aus Scham, nicht aus Ueberzeugung, von ſeinem Poſten ab, und der General Goblet wurde berufen, um als erſter Miniſter in Brüſſel zu vollenden, was er als Bevollmächtigter in London begonnen hatte.

Auch zeigte am 20. September 1832 Herr Van de Weyer der Konferenz an, daß er bereit ſei, in unmittelbare Unterhandlungen mit Holland zu treten, und daß er hiezu Vollmachten habe.

Beim Wort genommen, wich Holland zurück, wie man vorhergeſehen hatte. In einem heftigen Manifeſt forderte der holländiſche Bevollmächtigte, Herr Van Zuylen Van Nyevell die Konferenz zur Unterzeichnung des Trennungsvertrags auf, und zwar auf den Grund der am 30. Juni und 25. Juli von Holland eingereichten Noten, die nichts anderes waren, als eine Wiederholung der hartnäckigen Forderungen des Königs Wilhelm mit unbedeutenden Aenderungen.

Die belgiſche Diplomatie hatte ihren Zweck erreicht, d. h. die Konferenz gegen Holland bewaffnet: eine ſchriftliche und mündliche Befragung, welche die Konferenz mit dem holländiſchen Bevollmächtigten vornahm, vollendete den Beweis, daß das Haager Kabinet die 24 Artikel ſammt und ſonders verwarf und ſelbſt von jenen Territorialbeſtimmungen nichts wiſſen wollte, welche der antifranzöſiſche Gedanke, der ſie diktirt hatte, für die europäiſche Diplomatie ſo werthvoll machte.

Es handelte ſich jetzt für die großen Mächte nur noch darum, Zwangs=maßregeln gegen Holland zu ergreifen.

Aber welcher Art ſollten dieſe Maßregeln ſein? Die Bevollmächtigten Oeſterreichs, Preußens und Rußlands ſprachen den Wunſch aus, den Stand der Dinge ihren Höfen vor Augen zu legen und ihnen vorzuſtellen, daß ſie ihren Einfluß auf den König der Niederlande zum letzten Mal dahin ver=ſuchen ſollten, ihn zu einer Verſöhnung zu vermögen. Da jedoch bei der großen Entfernung, welche Wien und St.=Petersburg von London trennt, allzuviel Zeit verloren zu gehen drohte, ſo ſtellten dieſelben Bevollmächtigten den Antrag, in dieſem Punkte die Entſcheidung des Berliner Kabinets als Norm gelten zu laſſen. Im Grunde entſchloſſen ſich Oeſterreich, Preußen und Rußland nur ungern zur Anwendung von Zwangsmaßregeln und erklärten, jedenfalls nur pekuniären Maßregeln beitreten zu können. Aber Mittel dieſer Art er=ſchienen weder dem franzöſiſchen, noch dem brittiſchen Bevollmächtigten genügend.

Das Protokoll vom 1. Oktober 1832 ſtellte dieſe Uneinigkeit klar ans Licht, und die Konferenz ſchloß ihre Arbeiten. Sie hatte mit Anmaßung begonnen und endete mit Anarchie.*)

Rußland, Preußen und Oeſterreich hatten ſich unumwunden geweigert, militäriſchen Maßregeln gegen den König von Holland beizutreten. Aber wenn ſie ſich nicht darauf einließen, ihn zu bekämpfen, ſo verpflichteten ſie ſich ebenſo wenig, ihn zu unterſtützen, und ließen ſomit Frankreich und Eng=land ein freies Feld für ihre Beſchlüſſe.

Nun hatten die zwei letztgenannten Mächte die Note vom 1. Oktober nicht abgewartet, um Wilhelm mit ihren Rüſtungen zu bedrohen. Der Herzog von Orleans war nach Brüſſel gereist, um ſich mit dem König Leopold über den möglichen Einzug unſrer Truppen in Belgien zu verſtändigen. Eine fran=zöſiſche Flotte verſammelte ſich in Cherbourg, eine engliſche in Spithead, und vom Ende Septembers an ſtanden fünfzigtauſend Franzoſen unter den Befehlen

*) Unter dem Protokoll vom 1. Oktober liest man die Unterſchrift des Herrn von Mareuil ſtatt der des Herrn von Talleyrand. Dies kommt daher, daß Herr von Talleyrand dazumal in Paris war, wo ſeine Anweſenheit die Bildung des Miniſteriums vom 11. Oktober beeinfluſſen mußte.

des Marſchalls Gerard auf der nördlichen Grenze, bereit, auf's erſte Zeichen ſie zu überſchreiten.

Belgien ſeinerſeits hatte die Geduld verloren. In zwei Noten, wovon die eine Frankreich am 6. Oktober, die andere England am 8. desſelben Monats zugeſtellt wurde, verlangte der General Goblet die Vollziehung des Vertrags der 24 Artikel auf dem Weg der Waffen.

Mittlerweile gelangte, wie wir erzählt haben, das Miniſterium vom 11. Oktober ans Ruder. Wir haben geſagt, daß dieſes Miniſterium ſeinen Eintritt mit zwei großen Ergebniſſen hatte einweihen wollen: mit der Verhaftung der Herzogin von Berry und der Einnahme der Zitadelle von Antwerpen, welche die Truppen des Königs Wilhelm beſetzt hielten.

Da der Vertrag der 24 Artikel hauptſächlich gegen Frankreich gerichtet war, ſo kam es gewiß uns nicht zu, ihn mit bewaffneter Fauſt dem König von Holland aufzuzwingen. Von Frankreich verlangen, daß es mit ſeinem Golde, mit dem Blute ſeiner Kinder die Geſammtheit der gegen ſeine Ehre beſchloſſenen Maßregeln aufrecht erhalte, das hieß Europa das traurigſte Schauſpiel bereiten, welches ihm jemals gegeben worden iſt. Aber für unſre Miniſter war es die Hauptſache, die Leute zu blenden, einer neuentſtandenen Gewalt den Glanz einer großen Unternehmung zu verleihen. Im Grunde kannte beinahe Niemand in Frankreich den wahren Sinn des Vertrags der 24 Artikel. Das Miniſterium konnte daher hoffen, daß eine Expedition nach Belgien die kriegeriſche Laune der franzöſiſchen Nation befriedigen; daß man in dieſem Zuge nur eine dem revolutionären Prinzip gebrachte Unterſtützung, nur einen Beweis von Feſtigkeit und Entſchiedenheit Seitens der Gewalt erblicken würde. Und dieſe Berechnung war unbeſtreitbar richtig. Denn da der Gang der Kabinette von Geheimniß umhüllt und die Verfügungen der Konferenz für die Maſſe des Volks ein todter Buchſtabe waren, ſo erhitzte ſich die öffentliche Meinung in Frankreich auf's Gerathewohl, und die Angriffe der Oppoſition verhallten klanglos.

Auf der andern Seite muß man anerkennen, daß es für Frankreich nicht ohne Intereſſe war, zu beweiſen, daß der Friede ſeinen Muth nicht entnervt habe; daß es im Stande ſei, eintretenden Falls heroiſche Erinnerungen ins Leben zurückzurufen; daß es mit einem Wort nicht aufgehört habe, ein Volk von Kriegern zu ſein. So ſchmachvoll und ſinnlos daher die beſchloſſene Expedition vom diplomatiſchen Geſichtspunkte aus war, ſo bot ſie doch vom militäriſchen Geſichtspunkte aus einen ziemlich anſehnlichen Vortheil dar.

Dieſer Vortheil erſchien den Miniſtern vom 11. Oktober ſo groß, daß ſie einen Augenblick an der Einwilligung der Engländer zweifelten. Herr von Talleyrand war von London zurückgekommen: man fragte ihn, ob eine Expedition gegen die Zitadelle von Antwerpen die Beiſtimmung des Kabinets

von Saint-James erhalten würde, im Fall Frankreich ſich verpflichtete, die Beſetzung des belgiſchen Gebiets durch ſeine Armee nicht über die nothwendige Zeit hinaus zu verlängern. Herr von Talleyrand gab die eigenthümliche und eben nicht ziemliche Antwort: „Wenn der Vertrag „Ludwig Philipp" unterzeichnet wäre, ſo würden die Engländer nicht beitreten: wenn er „von Broglie" unterzeichnet iſt, ſo werden ſie es thun."

Die Miniſter glaubten die diplomatiſche Ermächtigung des Kabinets von Saint-James nicht abwarten zu müſſen, und es wurde beſchloſſen, daß die Expedition mit oder ohne Genehmigung der Engländer ſtattfinden ſolle. Aber bei dieſer Nachricht konnte der König ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen. England beleidigen, dazu vermochte er ſich nicht zu entſchließen, er, der ſeine ganze Politik in der Kunſt der Behutſamkeit und der Zugeſtändniſſe beſtehen ließ. Er verſuchte daher, ſeine Miniſter von der Maßregel, welche ſie beſchloſſen hatten, abzubringen: da boten ſie ihre Entlaſſung an. Der König ſchien nachzugeben; und dies erklärt die Truppenbewegung, die dazumal vorgenommen wurde, als noch kein Protokoll die Franzoſen im Namen der Diplomatie ermächtigte, ſich nach der Grenze zu begeben.

Aber die Hauptſache war nicht ſowohl, ihr zu nahen, als ſie zu überſchreiten, und der Hof ermangelte nicht, der Ausführung dieſes Zweckes Hinderniſſe aller Art in den Weg zu ſtellen. Denn das Kabinet von Saint-James wünſchte um jeden Preis die Sache in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, die Franzoſen würden, wenn ſie die Belagerung von Antwerpen in einer vorgerückten Jahreszeit unternähmen, ſich genöthigt ſehen, dieſelbe mit Schmach wieder aufzuheben. Solche verrätheriſche Abſichten bargen ſich unter dieſer ſo hochgeprieſenen engliſchen Allianz! Und man wußte es in den Tuilerien; man hatte dort erfahren, daß der Herzog von Wellington in mehreren Salons ſich ſo weit vergeſſen hatte, zu äußern: „Es wird dem Marſchall Gerard vor der Zitadelle von Antwerpen ergehen, wie es mir vor Burgos ergangen iſt."

Auch glich nichts der Ungeduld des Marſchalls Gerard. Aber vergebens beklagte er ſich in ſeinem Hauptquartier Valenciennes bitter über eine Verzögerung, welche nicht länger währen könne, ohne unſre Armee zum Gelächter Europa's zu machen und uns den grauſamſten Mißgeſchicken auszuſetzen; vergebens ſchrieb er dem Kriegsminiſter, das Lager wiederhalle von Gemurre; die Offiziere knirſchen über ihre Unthätigkeit; die Soldaten, welche im Anfang ihre Abſchiede ausgeſchlagen, beginnen jetzt dieſelben zu verlangen; ja ſelbſt die Kriegszucht drohe Noth zu leiden durch die immer tiefer ſich einwurzelnde Ueberzeugung, daß es nicht zum Gefechte kommen werde . . . . der Befehl zum Abmarſch erſchien nicht. Denn mußte man nicht die Erlaubniß der Engländer auswirken? Und während dieſer Zeit war der Staatsſchatz auf dem beſten Wege, ſich

mit Schulden zu überhäufen, indem die unmittelbare Ausſicht auf den Krieg beinahe ſo bedeutende Koſten nach ſich zog, als der Krieg ſelbſt. Auf der äußerſten Grenze zuſammengezogen, waren die Truppen hier mitten unter den Kantonnirungen der Artillerie und der Reiterei, welche viel Platz einnahmen, angehäuft, und der Theil des Reſervekorps, welchen der Marſchall Soult in das Norddepartement geſchickt hatte, litt daſelbſt bereits unter den aus der Zuſammendrängung allzu großer Maſſen erwachſenden Uebelſtänden, wie z. B. dem Aufſchlagen der Lebensmittel. Ueberdies war die Witterung ſchlecht geworden, die Cholera wüthete im Lande, und die Geſundheit des Soldaten erheiſchte günſtige Maßregeln. Die Corps verlangten eines ums andere die Bewilligung des Kriegsfußſoldes (allocations du pied de rassemblement), was ihnen im ganzen Umfang der 16. Militärdiviſion zugeſtanden werden mußte.

Längeres Warten mußte alſo zu gleicher Zeit Spott und Verderben bringen. Der Marſchall Gerard, der ein ebenſo guter Bürger als ein guter Feldherr iſt, konnte ſich dieſe Bedenklichkeiten nicht erklären; er war der Anſicht, da man einmal Holland den Krieg erklärt habe, ſo müſſe man ihn raſch und ohne weitere Umſtände beginnen. Nach ſeinem Dafürhalten war es beſſer, Breda und Bois-le-Duc anzugreifen, als ſich mit der Belagerung der Zitadelle von Antwerpen und der Feſte Lillo aufzuhalten. Mit Recht ſagte er, wenn die Mächte, welche den Vertrag vom 15. November unterzeichnet haben, die Vollziehung desſelben aufrichtig wünſchen, ſo müſſen ſie auch geſtatten, daß man behufs dieſer Vollziehung kräftige und entſcheidende Maßregeln ergreife. Dies war übrigens auch die Anſicht der Generale Saint-Cyr Nugues und Haro, zweier Offiziere von ausgezeichnetem Verdienſt, welche ſich ſchmerzlich nach kühnen Unternehmungen ſehnten und gerne den Plan zu einem Einfall in Holland entworfen haben würden, wo es ihnen die größte Freude geweſen wäre, die Thaten Pichegru's zu erneuern.

Aber dies waren nicht die Pläne des Hofs der Tuilerien. Aus Gründen, die wir weiter unten erklären werden, verlangte er: 1) daß die Franzoſen die Zitadelle von Antwerpen ohne Mitwirkung der Belgier belagern; 2) daß, im Fall unſre Armee einen Angriff von Seiten der Holländer abzuweiſen hätte, es ihr nicht geſtattet ſein ſolle, dieſelben bis auf ihr Gebiet zu verfolgen.

Der Marſchall Gerard beſaß zu viel Hochſinn und zu viel Einſicht, um Bedingungen ſolcher Art zu unterſchreiben. In mehreren Briefen, die von der edelſten Geſinnung zeugen, machte er den König auf die Uebelſtände der Rolle aufmerkſam, welche man der franzöſiſchen Armee aufnöthigen wolle. Statt aller Antwort erhielt er eine Einladung, nach Paris zu kommen, wo man in einer Unterredung von zwei Stunden die Sache weiter zu fördern hoffte, als durch einen langen Briefwechſel. Der Marſchall Gerard verließ alſo ſein Haupt-

quartier in Valenciennes und machte ſich auf den Weg in die Hauptſtadt. Sein feſter Entſchluß war, das Kommando niederzulegen, wenn er, im Fall eines Angriffs von Seiten der Holländer, verurtheilt wurde, ehrerbietig auf der Grenze ihres Gebiets anzuhalten. Man ſchickte, um ihn anders zu ſtimmen, Herrn von Argout und Herrn von Thiers zu ihm. Allein die Gewandtheit des letztern und ſeine überredungskräftige Schwatzhaftigkeit ſcheiterten an dem Willen des Marſchalls, welchen der Adel ſeiner Geſinnung gegen ſolche Angriffe ſchützte.

Als am folgenden Tag der Rath ſich verſammelte, konnten ſich die Miniſter ebenſowenig entſchließen, die Entlaſſung des Marſchalls Gerard anzunehmen, als ſich über die Forderungen der Diplomatie wegzuſetzen. Man kam alſo dahin überein, daß man an den diplomatiſchen Anordnungen nichts ändern, und daß der Marſchall dem Geſetze der Umſtände gehorchen ſolle, es ſich aber gefallen laſſen müſſe, wenn man ihn ſpäter verläugne. Herr ſeiner Entſchlüſſe, kehrte der Marſchall in ſein Hauptquartier zurück.

Am 22. Oktober wurde in einem zu London zwiſchen dem Fürſten von Talleyrand und Lord Palmerſton abgeſchloſſenen Vergleich feſtgeſetzt: „Daß die beiden Mächte — Frankreich und England — ihren übernommenen Verpflichtungen gemäß zur Vollziehung des Vertrags vom 15. November ſchreiten; daß die Räumung des Gebiets einen Anfang der Vollziehung bilden; daß die Regierungen von Belgien und Holland aufgefordert werden ſollen, dieſe Räumung gegenſeitig auf den 12. November zu bewerkſtelligen; daß gegen diejenige der genannten Regierungen, welche am 2. November ihre Einwilligung nicht gegeben hätte, Gewalt gebraucht; daß namentlich im Fall einer Weigerung Hollands Beſchlag auf die holländiſchen Schiffe gelegt werden, und daß am 15. November eine franzöſiſche Armee in Belgien einziehen ſolle, um die Zitadelle von Antwerpen zu belagern.“

Der König von Holland beantwortete, wie man nicht anders erwartete, die Aufforderung der beiden Mächte mit einer Weigerung, und am 4. November wurde dieſe Weigerung in Valenciennes bekannt. Man ſollte alſo die Grenze überſchreiten! Die Freude der Soldaten läßt ſich nicht beſchreiben. Der Marſchall Gerard gab dem General Neigre Befehle, den Transport des Belagerungsgeräthes ſchleunigſt zu beſorgen und in Douai, in Lille, in Valenciennes die Befrachtung der Fahrzeuge zu bewerkſtelligen, die unſere ſchwere Artillerie mit ihrer zahlreichen Munition weiter zu ſchaffen hatten; der General Haxo ließ einen verkleideten Offizier nach Antwerpen abgehen, mit dem Auftrage, die Zitadelle daſelbſt genau zu beaugenſcheinigen; kurz, man betrieb von allen Seiten die Vorbereitungen mit großer Eile, und mit Begeiſterung harrte die Armee der Stunde, da ſie in Belgien einziehen durfte.

Aber die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen mußte unerwartete Schwierigkeiten aufregen. Ludwig Philipp beſtand hartnäckig darauf, daß die Belgier von aller Mitwirkung bei der Belagerung ausgeſchloſſen werden ſollten. Die Diplomatie verlangte es, und zwar hatte ſie dazu folgende Beweggründe.

England wollte nicht, daß die Franzoſen und die Belgier gemeinſchaftlich und unter verbrüderten Fahnen föchten, damit Belgien nicht durch Neigung und Erkenntlichkeit auf ſeinen frühern Wunſch zurückkommen möchte, franzöſiſch zu werden. England wußte, daß, wenn die Belgier genöthigt würden, der Einnahme der Zitadelle von Antwerpen durch ein franzöſiſches Heer thatlos zuzuſehen, ſie dieſe Demüthigung uns niemals verzeihen könnten. Somit fand das Kabinet von Saint=James Mittel, uns ſelbſt durch das Uebermaß unſers Edelmuths gehäſſig zu machen, und es ſchuf uns unverſöhnliche Feinde in denjenigen, denen wir zu Hülfe zogen!

Was die Kabinette von St.=Petersburg, von Wien und von Berlin betrifft, ſo waren ihre Gründe verſchiedener Art, obſchon ſie uns gegenüber ein nicht minder offenkundiges Gepräge des Mißtrauens und der Feindſeligkeit trugen. Rußland, Oeſterreich und Preußen konnten ſich's nicht verhehlen, daß in dem Kampf zwiſchen Holland und Belgien letzteres das revolutionäre Prinzip vertrat, indem ſeine verjüngte Nationalität ſich von den Septembertagen herſchrieb. Wenn ſie alſo duldeten, daß die Franzoſen und die Belgier gemeinſchaftlich das Schwert gegen den König von Holland zogen, ſo verkündeten ſie damit der Welt klar und deutlich, daß das revolutionäre Prinzip obſiege; daß die moraliſche Macht der Julirevolution in der Waagſchale der diplomatiſchen Berathungen ſchwerer ziehe, als das Prinzip des göttlichen Rechts, als die Verträge von Wien. Das militäriſche Bündniß der Franzoſen und der Belgier war ein Todesſtreich für die heilige Allianz, es war die Revolution von 1830, die mit ihrer Macht und Majeſtät den Schlag vertheidigte, welcher im September den Verträgen von 1815 verſetzt worden war. Und eben das wollten Oeſterreich, Rußland und Preußen nicht. Sie legten dem Kabinet der Tuilerien die Verpflichtung, den Belgiern zur Seite, in ihrem Lande und ohne ſie zu kämpfen, deshalb auf, damit es ſich klar herausſtellen ſollte, daß, wenn unſere Armee in's Feld ziehe, dies nicht in einem belgiſchen oder franzöſiſchen, d. h. revolutionären Intereſſe geſchehe, ſondern im Gegentheil in einem diplomatiſchen und antifranzöſiſchen Intereſſe! Unſere Armee zu nöthigen, blos als die Gendarmerie der Konferenz zu erſcheinen und aufzutreten, das war der einzige Zweck der demüthigenden Unthätigkeit, zu welcher die Diplomatie die Belgier verurtheilte in einem Streit, der doch lediglich der ihrige war, und in welchem wir uns nur als ihre Verbündeten und ihre Freunde hätten zeigen ſollen.

So argliſtig dieſer Plan war, ſo läßt es ſich doch erklären, daß die Feinde Frankreichs ihn ausheckten; aber daß die franzöſiſche Regierung mit ihrer ganzen Macht zum Gelingen von Berechnungen beigetragen hat, die ſo augenſcheinlich gegen unſere Intereſſen und unſere Ehre gerichtet waren, das zu glauben, wird die Nachwelt ohne Zweifel Mühe haben. Wir ſelbſt hätten ohne die ſchmerzlichen Enthüllungen, welche ein langes, hartnäckiges Forſchen uns geliefert hat, ſolche Frevel niemals für möglich gehalten, und gewiß iſt, daß Frankreich ſie nicht geduldet haben würde ohne die Finſterniß, in welcher die Diplomatie die Schmach ihrer Ränke begrub.

Dazu kommt noch, daß nichts geeigneter war, den Erfolg der beabſichtigten Belagerung zu gefährden, als die Unthätigkeit, welche man den Belgiern aufnöthigte. Denn um die Beſatzung der Zitadelle von Antwerpen zur rechten Zeit zu verſtärken und mit den Mitteln zu verſehen, den Franzoſen einen langen Widerſtand entgegenzuſetzen, brauchten die Holländer blos den Scheldedamm bei der Veſte Sainte-Marie und den von Blockersdick zu durchſchneiden. Man wußte, daß dies ihr Plan war; daß ſie, um ihn auszuführen, Schiffe, die mit Pioniergeräthſchaften befrachtet waren, in Bereitſchaft geſetzt hatten; und es war wahrſcheinlich, daß dieſes Unternehmen auf die Dämme beim erſten Lärm vom Anmarſch der Franzoſen verſucht würde. Auch hatte der belgiſche Kriegsminiſter, General Evain, ſeine Maßregeln in dieſer Vorausſicht getroffen. Es handelte ſich darum, ob man dadurch, daß man die Belgier nöthigte, die Dämme friedlich durchſchneiden zu laſſen, dem Feinde, gegen den man heranzog, Vortheile ſichern würde, die man ihm, wenn man die Belgier handeln ließ, ſo leicht rauben konnte. Was würde man außerdem thun, wenn, wie man vorausſehen mußte, Belgien ſich gegen die Rolle empörte, deren Schmach man ihm aufzulegen ſich vermaß? Kraft welches Rechts ihm verbieten, ſelbſt ſein Gut zurückzufordern, mit eigener Wagniß und auf eigene Gefahr ſein anmaßlich beſetztes Gebiet wieder an ſich zu ziehen? Und im Fall es ſich weigerte, wahrhaft erniedrigende Bedingungen einzugehen, würde man es dann mit Waffengewalt dazu zwingen? Die Franzoſen, die es als Bundesgenoſſen empfangen, würden ſich alſo nunmehr in ſeine Feinde, in ſeine Unterdrücker verwandeln! Und was würde geſchehen, wenn die große und die kleine Flotte Hollands ihre Feuer mit denen von Antwerpen vereinigten, und der General Chaſſé, als Kommandant der Zitadelle, ſich's beigehen ließe, die Stadt zu beſchießen? Durch welchen übermüthigen und frevelhaften Mißbrauch der Gewalt würde man die Belgier, wenn ſie angegriffen wurden, hindern, ſich zu vertheidigen? Würde man ſo weit gehen, zu Männern, die ein Schwert in der Hand hielten, zu ſagen: „Man verwüſtet eure Städte, man verbreitet Entſetzen unter euern Müttern und Weibern, man

ſendet den Tod in eure zuſammenſtürzenden Häuſer — gleichviel! Dies alles geht blos uns an!"

Und doch konnte der Beſchluß, den man gefaßt hatte, die Belgier von allen unſeren militäriſchen Operationen auszuſchließen, zu ſolchen gehäſſigen und lächerlichen Folgen führen. Aber ſo gebot es die Diplomatie, und das Kabinet der Tuilerien wollte ihr um keinen Preis Trotz bieten oder ſich ihr Mißfallen zuziehen.

Dem ſei, wie ihm wolle, als die Nachricht von dem, was man im Schilde führte, ſich in Belgien verbreitete, wurde die franzöſiſche Regierung daſelbſt noch mehr, als die fremden Kabinette, Gegenſtand grimmiger Verwünſchungen. Von allen Seiten empörte man ſich gegen eine Unterſtützung, in welcher der Stolz einer werdenden Nationalität blos einen blutigen Schimpf erblickte. Die Einwohner, welche ſich im vorhergehenden Jahre ſo zuvorkommend erboten hatten, die franzöſiſchen Truppen zu beherbergen, ließen Bittſchriften über Bittſchriften abgehen, um Befreiung von der Laſt zu verlangen, womit die Verköſtigung der Offiziere ſie bedrohte, und ihre Einwendungen über dieſen Punkt wurden ſo zahlreich, ſo dringend, ſo trotzig, daß der belgiſche Kriegsminiſter, General Evain, bald die Nothwendigkeit erkannte, ſie zu berückſichtigen. Gleichwohl waren zwiſchen ihm und dem Intendanten der franzöſiſchen Armee, Herrn Laneuville, am 18. Oktober Klauſeln ſehr beſtimmten Inhalts feſtgeſetzt worden. Vergebens! Das Uebelwollen der Einwohner that ſich mit ſolchem Ungeſtüm, mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit kund, daß man genöthigt war, ſich ſelbſt ſeinen beleidigenden Ausbrüchen zu unterziehen. Um ſich aus der Verlegenheit zu retten und das Auskommen der franzöſiſchen Offiziere zu ſichern, mußte Herr Laneuville dem Marſchall Soult Ergänzungsgehalte für die Offiziere vorſchlagen, wie man es in gleichem Falle bei den Expeditionen nach Spanien, nach Morea, nach Algier, nach Ancona gehalten hatte. Und doch war dies alles nur das Vorſpiel zu den Hinderniſſen, welche der Unmuth des belgiſchen Volks den Franzoſen erwecken ſollte!

Der König Leopold ſelbſt ärgerte ſich im Stillen über die Ohnmacht, zu welcher man ſein Heer herabwürdigte, und über die Gefahren, womit die diplomatiſchen Verfügungen ſeine noch ſo ungewiſſe Popularität umgaben. Was ſeine Miniſter betrifft, auf welchen die Verantwortlichkeit unmittelbarer laſtete, ſo war ihr Groll noch bitterer. In verſchiedenen Briefen, theils an den General Saint-Cyr Nugues, als Chef des franzöſiſchen Generalſtabs, theils an den General Haro, ſprach ſich der belgiſche Kriegsminiſter ſehr beſtimmt über die Unmöglichkeit aus, die Belgier unthätig zu laſſen. Leopold führte in ſeiner Privatkorreſpondenz mit Ludwig Philipp eine nahezu ähnliche Sprache. Und das Problem wurde immer unlösbarer.

Endlich entſchloß ſich die franzöſiſche Regierung zu einigen Zugeſtänd=niſſen. Man kam überein, daß die Belgier die Stadt Antwerpen durch eine Abtheilung von 6000 Mann beſetzen, und daß man die Bewachung ſowie die Vertheidigung ſämmtlicher auf dem rechten Ufer aufgepflanzten Batterien ihnen allein anvertrauen ſolle. Aber dies war zu wenig für die belgiſche Regierung, welche nicht darein willigen konnte, daß man den Sturm auf die Zitadelle den Franzoſen allein überlaſſen wollte.

Am 13. November, Morgens halb elf Uhr, brachte ein außerordent=licher Courier dem Marſchall Gerard von Seiten des Marſchalls Soult den Befehl, ſich in aller Eile zu Leopold zu verfügen, um mit dieſem Für=ſten den Kriegsvertrag abzuſchließen, welcher dem Einzug der Franzoſen in Belgien vorangehen mußte. Zwei Tage ſpäter gingen die Herzoge von Orleans und von Nemours über die Grenze, und am 17. November, um ein Uhr, zogen ſie an der Spitze des 20. leichten Infanterieregiments und des 1. Regiments Lanciers durch Brüſſel.

Nach dem Artikel 2 des zwiſchen der belgiſchen Regierung und dem Marſchall Gerard eingegangenen Vertrags mußten die belgiſchen Poſten, welche in dem der Zitadelle gegenüberliegenden Theil der Stadt Antwerpen aufgeſtellt waren, gänzlich von unſeren Truppen abgelöst werden. Gleich=wohl erfuhr der Marſchall Gerard im Augenblick, wo er nach Mecheln aufbrach, daß es ſich darum handle, den Artikel 2 nicht zur Vollziehung zu bringen. Er begab ſich ſogleich zum König Leopold, ſtellte ihm vor, wie verdrießlich die aufgeregten Schwierigkeiten unter den gegebenen Umſtän=den ſeien, verſprach ihm, die wohlbegründete Empfindlichkeit der belgiſchen Armee zu ſchonen, und wirkte endlich nach langem, beharrlichem Zureden die Zuſicherung aus, daß der Chef des belgiſchen Generalſtabs, der General Desprez, am folgenden Tage nach Antwerpen abgehen ſolle, um daſelbſt die Formen der Ablöſung feſtzuſetzen. Aber noch war der Tag nicht verſtrichen, als Leopold bereits ſeinen Entſchluß zurückgenommen hatte. Seine Miniſter widerſetzten ſich auf's Entſchiedenſte dem Einzuge der franzöſiſchen Armee in die Stadt Antwerpen und boten ihre Entlaſſung an, im Fall ihre Ein=wendungen nicht beachtet würden. Der Artikel 1 des Vertrags unterſagte der franzöſiſchen Armee die Beſetzung jeder Feſtung in Belgien, und obgleich die Artikel 2 und 3 in ſehr klaren Ausdrücken abgefaßt waren, ſo hielten ſich die Miniſter Leopolds an den Artikel 1, welchen ſie unehrlich aus=legten, um ſich der Geſammtheit der beſchloſſenen Maßregeln zu entziehen. In der Deputirtenkammer von einer furchtbaren Partei bedroht, ſuchten ſie vielleicht nur einen volksthümlichen Grund, um ihrem Sturze eine gefällige Färbung zu geben. Aber in der Kriſis, worin ſich Belgien befand, ein neues Kabinet zu ſchaffen, war nichts Leichtes, und auf der einen Seite von

dem Marſchall Gerard, auf der andern von ſeinen Miniſtern gedrängt, befand ſich Leopold in der peinlichſten Angſt.

Auf dieſe Art vervielfältigten ſich in Folge der ungeraden, antifranzöſiſchen Politik, welche das Kabinet der Tuilerien zu der ſeinigen gemacht hatte, die Hinderniſſe mit jedem Schritt, und das Schickſal der Expedition ſchien alle Augenblicke im Begriff, bloßgeſtellt zu werden.

In dieſer Noth ſchickte der Marſchall Gerard, als er Brüſſel verließ, ſeinen Adjutanten, Herrn von Sercey, nach Paris, um vom Marſchall Soult weitere Befehle zu holen und zu erfahren, ob er, falls die Belgier auf ihrer Weigerung beharren, ihre Poſten mit offener Gewalt wegzunehmen habe. Die Franzoſen ſtanden wirklich in Gefahr, ſich durch die hohe Weisheit des Herrn von Talleyrand und des Kabinets der Tuilerien zu dieſer unglaublichen Gewaltthat veranlaßt zu ſehen! Gewiß iſt, daß trotz den Bemerkungen des Herrn von Latour=Maubourg das Verbot, die Franzoſen in die Stadt Antwerpen ziehen zu laſſen, von dem belgiſchen Miniſterium förmlich ausgeſprochen und dem General Saint=Cyr Nugues offiziell angekündigt wurde von dem General Evain. Was thun? Man antwortete dem Marſchall Gerard aus Paris, er ſolle nöthigenfalls mit Nachdruck zu Werke gehen. Glücklicherweiſe wurde uns dieſe Ungerechtigkeit erlaſſen. Die Miniſter Leopolds hatten inzwiſchen ihre Anſprüche ein wenig herabgeſtimmt; der General Desprez war erſchienen, um dem Marſchall Gerard einen Vergleich vorzuſchlagen, und in Folge einer ſehr belebten Konferenz hatte der Oberſt Buzen, als Platzkommandant von Antwerpen, mit dem General Saint=Cyr Nugues einen Kriegsvertrag abgeſchloſſen des Inhalts: 1) daß die Franzoſen die Lünette von Montebello beſetzen ſollen, die ihnen zur Belagerung unentbehrlich war; 2) daß ſie, um die erſte Linie der Barrikaden vor dem Platz der Zitadelle zu beſetzen, 500 Mann, die man alle vierundzwanzig Stunden ablöſen werde, in die Stadt ſchicken können.

Solcher Art waren unſre erſten Berührungen mit unſern Bundesgenoſſen, die von dieſem Augenblick an unſre geheimen, aber unverſöhnlichen Feinde wurden. Englands Abſichten hatten ſich erfüllt!

Die Ergebniſſe der unglückſeligen Politik der Tuilerien laſteten bald genug ſchwer auf der franzöſiſchen Armee. Man hätte ſagen ſollen, die Belgier machen ſich's zur Aufgabe, die Expedition zum Scheitern zu bringen. Als er in den Bezirk von Antwerpen kam, bemerkte der Marſchall Gerard, daß keine der Verſprechungen des Generals Evain Wahrheit geworden war. Kein Magazin, keine Verproviantirungen. Kaum konnte man dem Bedürfniß der erſten Vertheilungen genügen. Die Bewohner verbargen ihre Lebensmittel, ſei es nun, um dem franzöſiſchen Heere zu ſchaden, oder weil man ſie nur mit Empfangſcheinen bezahlte, welche ſie für werthlos hielten.

Menſchen und Pferde liefen Gefahr Hungers zu ſterben. Der Marſchall Gerard ſah ſich genöthigt, die Diviſion Achard, die Brigade des Prinzen und die des Generals Laweſtine auszudehnen, die Diviſion Jamin und die Brigade Simoneau bei Mecheln und Contik zurückzuhalten, und die Diviſion Sebaſtiani nach Saint=Nicolas zu ſchicken, wo ſich glücklicherweiſe einige Mittel vorfanden. Gleichwohl mußte man aus dieſer peinlichen Lage zu kommen ſuchen Auf eine Mittheilung des Armeeintendanten ſchrieb der Marſchall Gerard dem Gouverneur der Provinz Antwerpen, die am 18. Oktober feſtgeſetzten Bedingungen ſeien von der belgiſchen Regierung nicht vollzogen worden; dieſe Nichtvollziehung könne furchtbare Folgen haben; das ſchlechtbegründete Mißtrauen der Einwohner bringe ſowohl das Heer als die Provinz in Gefahr; bei dieſem Stand der Dinge ſei es alſo das Beſte, durch jede Gemeinde an bezeichnete Punkte Lebensmittel abliefern zu laſſen, welche baar und zu den durch die Klauſeln vom 18. Oktober feſtgeſetzten Preiſen bezahlt werden ſollen. Die vorgeſchlagene Maßregel hatte den gewünſchten Erfolg vollkommen. Aber es hatte ſehr wenig gefehlt, ſo wäre den Franzoſen keine andere Wahl geblieben, als entweder die ſchrecklichſte Noth zu leiden, oder die Provinz als erobertes Land zu behandeln.

Wir haben uns über dieſe bis jetzt unbekannten Thatſachen umſtändlich verbreitet, weil ſie beweiſen, daß es der Politik des Kabinets der Tuilerien nicht blos an Würde und Größe, ſondern zu gleicher Zeit an Gewandtheit und Vorausblick mangelte. Denn die geheime Feindſchaft der Belgier, die Hinderniſſe, welche ſie abſichtlich um uns her ſchufen, die äußerſten Maßregeln, wozu ſie uns ohne Scheu zu treiben ſuchten, alles das war bei ihnen die Wirkung eines wohlbegründeten Unmuths, alles das entſtand aus der ungerechten und beleidigenden Ausſchließung, die unſre Regierung im Namen und im Intereſſe der Feinde Frankreichs über ſie verfügte.

Am 29. November, Abends 8 Uhr, wurde der Laufgraben unter der Zitadelle von Antwerpen eröffnet. Mit der einſichtsvollen Lebhaftigkeit betrieben, welche den franzöſiſchen Soldaten charakteriſirt, hatte die Operation den glücklichſten Erfolg, und die Belagerten bekamen erſt am folgenden Tag Kenntniß von unſern Arbeiten. Schon zur Zeit der Morgendämmerung ſchickte der Marſchall Gerard den Oberſten Auvray, zweiten Chef des Generalſtabs, zu dem General Chaſſé, mit dem Befehl, dem Kommandanten der Zitadelle folgende Aufforderung zuzuſtellen:

An den General Chaſſé, Kommandanten der Zitadelle von Antwerpen.

„Herr General,

„Ich bin an der Spitze der franzöſiſchen Armee vor der Zitadelle von Antwerpen angekommen, mit dem Auftrag meiner Regierung, die Vollziehung

des Vertrags vom 15. November 1831 zu verlangen, welcher Sr. Maj. dem König der Belgier den Beſitz dieſer Feſtung ſowie der dazu gehörigen Forts auf beiden Ufern der Schelde verbürgt. Ich hoffe, Sie geneigt zu finden, die Gerechtigkeit dieſer Forderung anzuerkennen. Sollte es ſich gegen mein Erwarten anders verhalten, ſo bin ich beauftragt, Ihnen anzukündigen, daß ich die zu meiner Verfügung geſtellten Mittel anwenden muß, um die Zitadelle von Antwerpen zu beſetzen.

„Die Operationen der Belagerung werden auf die äußeren Fronten der Zitadelle gerichtet werden. Dies berechtigt mich zu hoffen, daß Sie, den Kriegsgeſetzen und jederzeit beobachteten Gebräuchen gemäß, ſich aller Feindſeligkeiten gegen die Stadt enthalten werden. Ich laſſe einen Theil derſelben beſetzen, blos in der Abſicht, das zu verhindern, was ſie dem Feuer Ihrer Artillerie ausſetzen könnte. Eine Beſchießung wäre eine nutzloſe Barbarei und ein Unglück für den Handel aller Nationen.

„Wenn Sie trotz dieſen Rückſichten auf die Stadt ſchießen, ſo werden Frankreich und England entſprechende Entſchädigungen verlangen für die durch das Feuer der Zitadelle und der Forts, ſo wie der Kriegsſchiffe, verurſachten Verluſte. Es iſt Ihnen unmöglich, nicht ſelbſt vorherzuſehen, daß Sie in dieſem Fall perſönlich verantwortlich ſein würden für die Verletzung eines von allen civiliſirten Völkern beachteten Gebrauchs und alles daraus erwachſende Unglück.

„Ich erwarte Ihre Antwort und rechne darauf, daß es Ihnen genehm ſein werde, ſogleich mit mir in Unterhandlung zu treten, um mir die Zitadelle von Antwerpen nebſt den dazu gehörigen Forts zuzuſtellen.

„Genehmigen Sie u. ſ. w.“

Da der General Chaſſé zur Antwort gab, er ſei entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, ſo begann die Belagerung. Der Eifer und die Munterkeit unſerer Soldaten ließ nichts zu wünſchen übrig. Allein wir hatten nicht blos den Feind zu bekämpfen, ſondern auch die Jahrszeit, und die Engländer hatten richtig gerechnet. Man mußte den Laufgraben auf einem Boden eröffnen, der ſchon von Natur ſehr feucht und überdies durch den vielen Regen gänzlich durchweicht war. An einzelnen Stellen watete man zwei Fuß tief im Kothe. Dieſer Stand der Dinge erheiſchte anſehnliche Vorbereitungsarbeiten: der General Neigre ließ in Antwerpen 300 ſtarke eichene Bohlen aufkaufen, die in Verbindung mit einer großen Anzahl Faſchinen den Laufgraben zugänglicher machen mußten, und mit unerhörten Anſtrengungen gelang es, in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember ſämmtliche Batterien, mit Ausnahme der Nummern 7 und 8, die ſich auf der linken Seite befanden, mit den erforderlichen Geſchützen zu montiren. Die für die beiden letztgenannten Batterien beſtimmten Stücke konnten erſt in der folgenden Nacht aufgeführt werden.

Ueberdies war man genöthigt, ſtatt den gewöhnlichen Weg des Laufgrabens einzuſchlagen, den Laufgraben ſelbſt zu durchſchneiden, aus der Parallele herauszugehen und die Geſchütze unter dem Feuer der Zitadelle auf offenem Felde heranzuführen. Die Anwendung dieſes Mittels war äußerſt gefährlich, wurde aber nichtsdeſtoweniger mit vollkommenem Erfolge gekrönt, und die bewundernswürdigen Arbeiten, die unter der Leitung des Generals Neigre zur vollſtändigen Ausrüſtung der Batterien ausgeführt wurden, bewieſen, daß man von der Einſicht und Thätigkeit der franzöſiſchen Artilleriſten alles erwarten kann.

Am 4. Dezember um elf Uhr begann das Feuer gegen die Zitadelle aus 82, ſpäter aus 104 Geſchützen, wovon die Hälfte hohle Geſchoſſe ſchleuderten. Die Holländer hatten die Annäherungswerke der Zitadelle ſchwach vertheidigt; aber am 4. Dezember wurde ihr Feuer weit lebhafter, als an den vorhergehenden Tagen, und nun begann von ihrer Seite jener hartnäckige Widerſtand, der ihre Niederlage und unſern Triumph ehren ſollte. In der Nacht vom 5. auf den 6. nahmen ſie von dem nach der Stadt gerichteten Theil der Vorderſeite ihrer Werke ſämmtliche Geſchütze weg, pflanzten dieſelben vor der Baſtion Toledo, ſowie der Lünette Kiel auf, und ihr Feuer wurde immer mörderiſcher.

Auf der andern Seite ließ der General Chaſſé Antwerpen in beſtändiger Angſt vor einer Beſchießung ſchweben. Auch bot die Stadt den beklagenswertheſten Anblick dar. Ueberall Kanonen, Barrikaden, Bilder des Kriegs; überall namenloſer Schreck. Die Einwohner fürchteten mit jedem Tag ihre Stadt in einen Schutthaufen verwandelt zu ſehen, und diejenigen, die nicht in der Herzensangſt eiligſt abreisten, verbargen ihr Geld, ihre Meubles, ihre werthvollſten Habſeligkeiten in den Kellern. Um einen Jammer zu verhüten, den man bevorſtehend glaubte, berief ſich der Marſchall Gerard in ſeinen Briefen an den General Chaſſé bald auf die Geſetze des Kriegs, bald auf die Pflichten der Menſchlichkeit und auf Beiſpiele aus der Geſchichte; da er ſich dazu verſtehe, die Zitadelle blos von der Feldſeite anzugreifen, ſo könne er gewiß mit Recht verlangen, daß die Zitadelle der Stadt ſchone. Aber der General Chaſſé verlangte, die Franzoſen ſollen ſelbſt die äußeren Werke, ſogar das Fort Montebello, nicht in den Bereich ihrer Operationen ziehen. Nun wäre durch die Bewilligung einer ſolchen Bedingung der Erfolg der Belagerung thörichterweiſe gefährdet worden. Deßhalb ſtanden die Holländer nicht von ihrer Drohung ab, obgleich ſie es nie wagten, dieſelbe auszuführen. Wie hätten ſie dies auch thun können, ohne gegen das allgemeine Kriegsrecht zu verſtoßen? So viel liegt übrigens außer allem Zweifel, daß zwei oder drei Bomben auf Antwerpen genügt hätten, um das von der Diplomatie ſo mühſam errichtete Gerüſte von Ränken über den Haufen zu werfen. Denn in dieſem Fall wurde eine längere Unthätigkeit von Seiten der Belgier un=

möglich, und wenn ſie ihre Anſtrengungen mit den unſrigen vereinigten, ſo erhielt dadurch der Kampf geradezu das entgegengeſetzte Gepräge von demjenigen, welches die diplomatiſchen Berechnungen ihm hatten geben wollen. Dieſe einfache Bemerkung kann zur richtigen Würdigung der Staatsmänner der Konferenz und ihres Mitſchuldigen, des Herrn von Talleyrand, einen Beitrag liefern.

Wie dem auch ſei, auf den äußeren Angriff beſchränkt, begriff der Marſchall Gerard, daß es unumgänglich nothwendig war, die Zitadelle dadurch zu iſoliren, daß er ihr die Schelde verſchloß. Der General Sebaſtiani beſetzte die Dämme des linken Ufers der untern Schelde, und der General Achard das rechte Ufer. Die Franzoſen rüſteten das Fort Sainte-Marie aus und begannen auch das Fort Saint-Philippe in Stand zu ſetzen, ſo daß ſie mittelſt desſelben den Lauf des Fluſſes beherrſchen konnten. Die holländiſche Flotte rückte heran, um die Operationen des Belagerungsheeres zu ſtören, und nach vergeblichen Aufforderungen begann eine Kanonade, die aber wirkungslos blieb, da unſre Poſten durch die Dämme gedeckt waren. Am 8. Dezember erſchienen von holländiſcher Seite eine Fregatte, eine Korvette und zwölf Kanonierſchaluppen beim Fort Frederic, das eine Abtheilung des 22. beſetzt hatte. Der Kapitän wurde ſogleich aufgefordert, das Fort zu räumen, und da er ſich weigerte, trafen die Holländer unter dem Schutze eines wohlgenährten Feuers Anſtalten zur Landung. Aber dieſe Verſuche wurden kräftig zurückgewieſen von vier Kompagnien des 22. Regiments. Die Ausrüſtung des Forts Saint-Philippe ging glücklich von ſtatten; zwei Mörſer wurden als beſtändige Poſitionsgeſchütze auf dem Fort Lacroix aufgepflanzt, das unaufhörlich vom Feuer der Flotte beunruhigt wurde, und der Marſchall Gerard traf alle geeigneten Maßregeln, um die Zitadelle zu iſoliren und den Durchſtich der Dämme zu verhindern.

Zu gleicher Zeit nahten ſich unſre Poſten vom linken und vom rechten Ufer den Forts Liefkenshoek und Lillo; da aber dieſe Punkte ſich in vollkommenem Vertheidigungszuſtand befanden und überdies in Folge künſtlicher Ueberſchwemmungen weithin von Waſſer umgeben waren, über das nur ein ſchmaler Zugang führte, ſo konnte man weder an Belagerung noch an Ueberrumplung derſelben denken.

Inzwiſchen wurden die Angriffe, welche die Franzoſen gegen das Corps in der Zitadelle richteten, mit einem denkwürdigen Eifer ausgeführt. Unglücklicherweiſe verbreitete der Vollmond, der zwar eine trockenere Witterung brachte, in der Nacht zu viel Helle über Arbeiten, die nur einen kleinen Büchſenſchuß vom Feinde entfernt waren. Ueberdies vertheidigte ſich die Beſatzung kräftig und überſchüttete unſre Arbeiter mit einem Hagel von Kugeln, Granaten, gewöhnlichen Bomben und kleinen Bomben à la Cöhorn.

Aber das Feuer der franzöſiſchen Batterien wurde mit ſolcher Beharrlichkeit und Beſtimmtheit geleitet, daß die Holländer ſich genöthigt ſahen, in den Kaſematten Schutz zu ſuchen. Bald fanden die Mittheilungen einer Baſtion an die andere nur unter der Erde ſtatt, und außer der zur Bedienung der Batterien durchaus nothwendigen Mannſchaft ſah man Niemand mehr im Innern der Zitadelle herumgehen.

Am 13. Dezember war die Belagerung bereits ſehr weit gediehen. Die Fortſchritte der Arbeiten des Geniecorps vor der Lünette Saint=Laurent hatten die Möglichkeit gegeben, auf der linken Fronte des Grabens eine Flöße anzubringen und den Minirer an der innern Böſchung, in der Nähe des vorſpringenden Winkels, anzuhängen. Die während der zwei erſten Nächte durch die äußerſte Härte des Mauerwerks aufgehaltene Arbeit war mit Beharrlichkeit wieder begonnen worden und ihrem Ziele nahe. Das Feuer unſerer Batterien, ſowie das Kleingewehrfeuer wurden vom Morgen an unausgeſetzt unterhalten, ſo daß ſie die Aufmerkſamkeit des Feindes beſchäftigten, und der Maréchal=de=camp Georges, der mit dem 65. Infanterieregiment im Laufgraben war, wurde am Abend mit dem Angriff beauftragt. Das Geniecorps hatte drei neue Flößen erbaut, um ſie mit der erſten in Verbindung zu ſetzen; und um eine Brücke zu bekommen, die im Augenblick der Exploſion der Mine unſere Soldaten bis zur Breſche führte, hatte man angefangen, den Reſt der Breite des Grabens mit Faſchinen, die voll Steine waren, auszufüllen. Dieſe Arbeiten erforderten eine große Pünktlichkeit in Ausführung der einzelnen Theile: ſie wurden erſt ſehr ſpät in der Nacht vollendet, und es ſtand zu befürchten, daß unſere Soldaten, nachdem ſie in die Lünette gedrungen, nicht mehr Zeit haben möchten, ſich unter dem Schutze der Finſterniß daſelbſt einen feſten Halt zu verſchaffen. Inzwiſchen hatte das Unternehmen unter der Leitung des Generals Haxo all' den Erfolg, welchen man von dieſem gewandten Offizier zu erwarten berechtigt war. Am 14., Morgens fünf Uhr, ſprang die Mine und öffnete den Franzoſen eine ſehr zugängliche Breſche. Der Oberſtlieutenant Vaillant und der Genieoffizier Negrier erhielten Befehl, hinaufzuſteigen und ſie zu rekognoſciren. Nach ihrer Rückkehr und auf ihren Bericht ſetzen ſich drei Kompagnien Kerntruppen vom 65. Regiment in Bewegung; die zweite Grenadierkompagnie unter den Befehlen des Lieutenants Duverger, und die dritte Kompagnie Voltigeurs unter dem Kapitän Courant ziehen ſich ſchweigend auf die Flößen und die Trümmer des Walls, während unter der Anführung des Tranchée=Adjutanten Carles vom 61. Regiment 25 Grenadiere, mit Leitern verſehen, die Lünette von der rechten Fronte umgeben und auf die Kehle losſchreiten, um die Barrière zu erklettern oder über ſie hinwegzukommen. Zu gleicher Zeit bricht eine andere Kompagnie Voltigeurs,

die des Kapitäns Montigny, von der rechten Seite vor, um die Lünette gleichfalls an der Kehle anzugreifen und der Beſatzung jeden Rückweg abzuſchneiden. Man hat den Soldaten eingeſchärft, nicht zu ſchießen: ſie rücken mit gefälltem Bajonet voran, beſetzen die Breſche und ſtürzen mit der größten Unerſchrockenheit über die holländiſche Beſatzung her, die, überrumpelt, umzingelt, nach kurzem Widerſtande das Gewehr ſtreckt. Einigen holländiſchen Soldaten gelingt es, zu entkommen, andere werden getödtet oder verwundet, ſechszig werden gefangen genommen.

Dieſer erſte Unfall ſchlug den Muth der Belagerten nicht nieder, aber die Belagerungsarmee hatte von Anfang an ihren Sieg als eine Nothwendigkeit betrachtet, die ſich von ſelbſt verſtehe. Gleichwohl waren die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, bedeutend und verſchiedener Art. Ein beinahe unaufhörlicher Regen ſtörte die Arbeiten, und in der Nacht vom 17. auf den 18. ſtrömte er in ſolchen Maſſen herab, daß unſere Laufgräben nur noch Kothbäche waren. Zu dieſen Hinderniſſen, die ſich vorherſehen ließen, geſellten ſich andere, auf welche die Franzoſen nicht wohl gefaßt ſein konnten. Dreißig Mörſer, die der König Leopold nebſt der erforderlichen Bedienung angeboten, und fünftauſend Bomben, die der General Evain gegen Berchem richten zu laſſen ſich anheiſchig gemacht, waren alles, was der gute Wille der belgiſchen Regierung dem Belagerungsheere eingetragen hatte. Nun war die ernſtlichſte Verlegenheit für die Armee der Mangel an Lebensmitteln und namentlich an Pferdefutter. In dieſer Beziehung hegte der Marſchall Gerard die lebhafteſten Beſorgniſſe. In einem dringenden Briefe bat er den König Leopold, zu befehlen, daß der belgiſche Lieferant ermächtigt werde, den Franzoſen für den verabredeten Preis hundertundzwanzigtauſend Rationen abzugeben, die er in ſeinen Magazinen hatte. Herr von Laneuville und der General Saint-Cyr Nugues ſchrieben in derſelben Richtung an den General Evain. Statt aller Antwort äußerte dieſer den Wunſch, man möchte das Ergebniß der durch den Intendanten vorzunehmenden Voranſchläge abwarten. Dieſe Anſchläge fanden wirklich ſtatt, führten aber zu keinem Ziele, da die Anſchlagskommiſſion übermäßige Preiſe ſetzte. Was ſoll man mehr ſagen? Der König Leopold verlangte dringend, daß ein Theil unſerer Reiterei, der bei den Vorpoſten ſtand, über die Ruppel zurückberufen werden ſolle. In dieſer Zumuthung lag nichts anderes, als daß unſer Obſervationscorps ſich ſchwächen ſolle in Gegenwart der holländiſchen Armee, deren Unbeweglichkeit vielleicht — man konnte es wohl befürchten — unſelige Pläne verdeckte. Und doch wurden auf Befehl des Marſchalls Soult die Wünſche des Königs Leopold befriedigt. Der General Gentil St. Alphonſe, der in Grammont ſtand, mußte vor beendigtem Feldzuge ſeine Küraſſierabtheilung nach Frankreich zurückführen. Nicht

als ob Leopold nicht die wohlwollendſten Geſinnungen für die Armee gehegt hätte, aber rings um ihn murrte unverholen der unverſöhnliche Unmuth, welchen die ihnen gegenüber eben ſo tyranniſche als beſchimpfende Politik des Kabinets der Tuilerien im Gemüthe der Belgier hervorgerufen hatte. Zwar empfingen die Franzoſen einzelne Beweiſe von Anhänglichkeit — in Antwerpen zum Beiſpiel erbot ſich ein alter Militär, der unter unſerer Fahne gefochten hatte, Herr von Retz, großmüthigerweiſe, ſein Haus für die Verwundeten unſerer Armee einzurichten — deßungeachtet bleibt es wahr, daß wir in Belgien ſowohl diejenigen, die zu bekämpfen wir gekommen, als diejenigen, denen wir zu Hülfe gezogen waren, gegen uns hatten!

Dazu kam, daß der Marſchall Soult in ſeiner Eigenſchaft als Kriegsminiſter mehr als einmal ſich nicht ſcheute, unſeren Generalen Widerwärtigkeiten in den Weg zu legen, die keine Entſchuldigung zuließen. In ſeinem Wunſche, alle gegen ihn gerichteten Angriffe niederzuſchlagen, und die von den öffentlichen Blättern verbreiteten Irrthümer zu entkräften, beklagte er ſich ohne Grund bald über die lakoniſche Kürze der Berichte, bald über die Langſamkeit der Operationen, oder öffnete er auch lügenhaften Darſtellungen ſein Ohr und ſetzte ſich der Gefahr aus, Männer von unantaſtbarer Pflichttreue tief zu verletzen. So ſchickte er den General Gourgaud unter die Mauern von Antwerpen, um ſich zu verſichern, ob der General Neigre die nöthigen Pulvervorräthe beſorgt habe. Die Korreſpondenz des Generals Neigre ließ hierüber keinen Zweifel, und es wurde bewieſen, daß der Vorrath mehr als genügte. Mit Recht erbittert, bot der General Neigre im Anfang ſeine Entlaſſung an, gab jedoch den Vorſtellungen des Oberbefehlshabers Gehör und blieb auf dem Ehrenpoſten, den er ſeit dem Anfange der Belagerung ſo würdig eingenommen hatte.

Inmitten ſo vieler Hinderniſſe und Plackereien entwickelte der Marſchall Gerard eine bewundernswürdige Feſtigkeit und vollendete Klugheit; die Arbeiten gingen raſch von ſtatten, und, mit der größten Sicherheit geleitet, hatte das Feuer der Franzoſen das Innere der Zitadelle in einen ungeheuern Schutthaufen verwandelt. Schwer erkrankt, hatte ſich der General Chaſſé der Beſatzung beinahe nicht gezeigt: der General Favange war es, der die ganze Anſtrengung der Belagerung aushielt. Aber der Augenblick war gekommen, wo man nachgeben mußte. Seit mehreren Tagen hatte das Ungemach der Garniſon den höchſten Grad erreicht: da die Franzoſen die Gräben der Zitadelle trocken gelegt hatten, ſo konnten ſich die Holländer das nöthige Waſſer nicht mehr verſchaffen; zwei Brunnen, die ihnen blieben, wurden von den Bomben der Belagerer zerſtört; alle Gebäude fielen in Trümmer; das mit Kaſematten verſehene Hoſpital drohte einzuſtürzen und ſämmtliche Verwundete, welche man darin dem Tode ſtreitig machte, in

ſeinem Sturze zu zermalmen; endlich fühlte die in den Poternen angehäufte Beſatzung ihre Kräfte gänzlich erſchöpft. Dies war, nach des Generals Chaſſé eigener Beſchreibung, die Lage der holländiſchen Truppen, als die Franzoſen ſich zum Sturme rüſteten. Sie hatten in die linke Fläche der Baſtion Nr. 2 eine ungeheure Breſche geſchoſſen, welche beinahe die Hälfte des Grabens ausgefüllt hatte; Mannſchaft und Material befand ſich bereits im Graben, und um den Sturm ausführbar zu machen, brauchte man nur noch die Mine ſpringen zu laſſen — — Der General Chaſſé, der aus dem Ungeſtüm und Muth, welchen die Franzoſen bisdahin entwickelt hatten, auf einen wüthenden, unwiderſtehlichen Angriff ſchloß, ſchickte zwei Oberoffiziere ab, um in ſeinem Namen mit dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber zu unterhandeln. Nach lebhaften Debatten wurde eine Kapitulation abgeſchloſſen für die Räumung der Zitadelle von Antwerpen, ſowie der dazu gehörenden Forts, und der Schwadronschef Lafontaine brachte dieſe Kapitulation nach Paris. Der Artikel 2 war folgendermaßen abgefaßt: „Die Beſatzung iſt kriegsgefangen, ſoll aber an die Grenze gebracht und daſelbſt ſollen ihr ihre Waffen wieder zugeſtellt werden, ſobald Se. Majeſtät der König von Holland die Uebergabe der Forts Lillo und Liefkenshoek angeordnet haben wird."

Am ſelben Tage, wo die Zitadelle von Antwerpen in die Gewalt der Franzoſen fiel, wurde der Damm von Doel, welchen die Abtheilung des Generals Tiburce Sebaſtiani beſetzt hielt, von der Garniſon des Forts Liefkenshoek und dem holländiſchen Geſchwader bedroht. Während dieſes Geſchwader den Fluß hinabſchiffte und ſich dem Damme gegenüber aufpflanzte, zogen mit Mannſchaft und Artillerie beladene Barken von Liefkenshoek aus, näherten ſich auf dem ausgetretenen Waſſer und ſetzten die Landungstruppen auf dem Damme ab, in der Nähe des Punktes, wo er ſich mit demjenigen vereinigt, durch welchen die Ueberſchwemmung in Schranken gehalten wird. Die Holländer waren zu zweitauſend Mann. Auf die erſten Flintenſchüſſe ſtürzen ſich die Franzoſen, die nicht mehr als ſechshundert Mann zählten, von dem General Sebaſtiani in Perſon angeführt, auf den bedrohten Punkt, greifen den Feind mit dem Bajonett an, werfen ihn über den Haufen und rücken im Sturmſchritt gegen den Damm. Zum Wanken gebracht durch dieſen kräftigen Angriff, ziehen ſich die Holländer in Unordnung auf ihre Fahrzeuge zurück. Vergebens deckt ſie das Feuer eines zahlreichen Geſchwaders; die einen fallen unter den Bajonetten unſerer Soldaten, die anderen verſuchen ihr Heil im Schwimmen und kommen in den Fluten um; die Glücklichſten ziehen ſich in's Fort zurück, deſſen Annäherungswerke durch ein Kartätſchenfeuer vertheidigt werden. In dieſem ſchnellen Gefecht, das unſere Stellung in Doel ſicherte, und wo der General Tiburce Sebaſtiani ſich ebenſowohl durch Geiſtesgegenwart als durch Tapferkeit auszeichnete, hatten

die Franzoſen blos ſechzig Todte oder Verwundete gehabt. Sie hatten ſich voll Begeiſterung gezeigt und alle um die Wette gerufen: Vorwärts! Vorwärts! Die Freude der Bewohner des Dorfs war grenzenlos: ſie eilten herbei, ſchloſſen unſre Soldaten in die Arme und boten ihnen Branntwein und Brod an.

Die letzte Epiſode aus dieſem Feldzug verdient erwähnt zu werden. Zwiſchen der Zitadelle von Antwerpen und der Tête-de-Flandres lag eine aus mehreren Kanonierſchaluppen beſtehende Flottille, mittelſt welcher die beiden Theile der holländiſchen Beſatzung ihre Verbindungen unterhielten. Als der General Chaſſé am 23. Morgens die Kapitulation vorſchlug, hatte er ſich Befehlshaber der Zitadelle von Antwerpen, der Tête-de-Flandres und des vor dieſem Platze auf der Schelde ſtationirten niederländiſchen Geſchwaders betitelt. Nun enthielt ſein Entwurf einen Artikel des Inhalts, daß es der Flottille geſtattet ſein ſolle, ſich den Fluß hinab zurückzuziehen. Dieſer Artikel wurde in dem Gegenentwurf verworfen, und die Franzoſen verlangten die Uebergabe der Flottille. Aber im Rathe der Vertheidiger wurde die Forderung der Sieger Gegenſtand einer ſehr lebhaften Erörterung. Der Kapitän Koopman, der die holländiſche Marine befehligte, verlangte, das Wort Flottille ſolle aus der Kapitulation geſtrichen werden, und erklärte, da er keine Behörde anerkenne, die ihn zur Uebergabe zwingen dürfte, ſo werde er dem Feind ſchon zu entkommen oder zu ſterben wiſſen. Wirklich verbrannte er noch in derſelben Nacht einen Theil ſeiner Schiffe, und verſuchte es, die übrigen der Wachſamkeit der Franzoſen zu entziehen. Aber ſeine Bemühungen ſcheiterten: ein einziges Schiff kam durch, wurde aber bei Saint-Philippe gefangen genommen; die andern mußten nach der Zitadelle zurückfahren und wurden in den Grund gebohrt. Das Perſonal der holländiſchen Marine hatte ſich in der Tête-de-Flandres eingeſchloſſen; als die Kapitulation in der Zitadelle vollzogen war, erklärte es, daß es ſich unterwerfe. Aber der Marſchall Gerard bedeutete dem Kapitän Koopman, daß er die Wohlthat einer von ihm ſelbſt nicht anerkannten Kapitulation nicht anzuſprechen habe. Die Seeſoldaten wurden alſo ohne Waffen und Gepäck auf dem linken Ufer gelaſſen; man nahm den Offizieren den Degen ab, und der Kapitän Koopman ſah ſich als ein Gefangener behandelt, der ſich auf Gnade und Ungnade ergeben habe.

Was den General Chaſſé und ſeine Soldaten betraf, ſo mußte ihr Schickſal den Beſtimmungen der Kapitulation zufolge, von der Entſcheidung des Königs Wilhelm wegen der Uebergabe der Forts Lieffenshoek und Lillo abhängen. Die Ungewißheit über dieſen Punkt war nicht von langer Dauer. Der Kapitän Paſſy und Herr von Tallenay, Parlamentärs, die der Marſchall Gerard an den König von Holland abgeordert, hatten nicht über die Grenze kommen

können, weil die Ortsbehörde es ihnen förmlich verwehrte. Nur der holländiſche Offizier, der ſie begleitete, gelangte ins Haag. Aber Wilhelm hütete ſich wohl, ein Zeichen von Muthloſigkeit zu geben: er ſprach ſeine Zufriedenheit mit dem kraftvollen Widerſtand des Generals Chaſſé aus, und weigerte ſich mit Beſtimmtheit, den Franzoſen die zur Zitadelle gehörigen Forts zu übergeben.

Durch dieſe Weigerung wurde die Beſatzung verurtheilt, in Gefangenſchaft zu bleiben: man bot dem General Chaſſé und ſeinen Soldaten an, ſie nach Holland zu entlaſſen und ihnen auf der Grenze ihre Waffen zurückzugeben, wenn ſie ſich verpflichten, gegen Frankreich und ſeine Verbündeten ſo lange nicht zu dienen, bis der zwiſchen Belgien und Holland obwaltende Streit zu Ende wäre. Der General Chaſſé antwortete in ſeinem und ſeiner Waffenbrüder Namen, er ſei nicht ermächtigt, eine ſolche Verbindlichkeit einzugehen.

Das war dieſe Belagerung, eine der denkwürdigſten, deren die Geſchichte Erwähnung thut. Die franzöſiſchen Soldaten verdienten ſich dabei, obgleich ſie größtentheils einem Geſchlechte angehörten, das noch nicht durch die Schule der Kriege gegangen war, Bewunderung durch ihren Feuereifer, ihre Kriegszucht, ihre Unerſchrockenheit. Generale, Offiziere, Soldaten, alle thaten ihre Pflicht, ja noch mehr als ihre Pflicht, und mächtig unterſtützt von den Generalen Saint=Cyr Nugues, Haxo, Neigre, leiſtete der Marſchall Gerard, auf deſſen Schultern das ganze Unternehmen ruhte, ſeinem Lande einen unſchätzbaren Dienſt.

Der Herzog von Orleans hatte, wie man geſehen, das Heer begleitet, und ſtand wacker mit ſeiner eigenen Perſon ein. Der Marſchall Soult hatte den unglücklichen Einfall, zu verlangen, daß man den muthmaßlichen Kronerben des gefährlichen Dienſtes im Laufgraben enthebe und zum Obſervationscorps ſchicke; dieſem Anſinnen widerſetzte ſich aber der Marſchall Gerard mit der Erklärung, daß es einem Prinzen ſchlecht anſtehe, die Gefahr zu fliehen, und der Herzog von Orleans wußte ihm großen Dank dafür.

Somit gab es Niemand im Heere, der ſeine Stelle nicht ausgefüllt hätte, und es blieb fortan in den Augen Europa's bewieſen, daß der Einbruch eines plumpen Handelsgeiſtes die auszeichnenden Merkmale unſerer alten Nationalität noch nicht völlig verwiſcht hatte. Es blieb bewieſen, daß die Schlachten des Kaiſerreichs die Quelle jenes edeln Blutes nicht ausgetrocknet hatten, das ſo oft und in ſo verſchiedenen Zeiten für die unterdrückten Völker dahingeſtrömt. Denn es gereicht der franzöſiſchen Nation zum ewigen Ruhm, inmitten des Schwankens der menſchlichen Angelegenheiten beharrlich das Prinzip hingebender Aufopferung vertreten zu haben. Daß der furchtbare Beruf, welchen ſie ſich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab, in Europa einen andauernden Eindruck des Entſetzens hinter=

laſſen hatte, iſt begreiflich; und doch handelte ſie nicht für ſich allein, als ſie, wüthend und erhaben, ſich's zum Geſchäft machte, an den Thronen zu rütteln und die allgemeine Freiheit zu predigen, ohne daß etwas im Stande war, ſie aufzuhalten: weder der Bund ſämmtlicher Monarchien, noch England, das ſeinen Reichthum und ſeinen Haß gegen uns erſchöpfte, noch die ungeſtümſten Leidenſchaften, welche über das ganze Weltall hin entfeſſelt wurden, noch endlich jene furchtbare Nothwendigkeit, die gemeinſame Wohlfahrt durch Anwendung von Gewaltmaßregeln und durch Siege zu erzielen!

Das hätten diejenigen nicht vergeſſen ſollen, die nach der Julirevolution uns verderblicher Eroberungsgelüſte beſchuldigten; und eben das bewies, welche gehäſſige Heuchelei in jenem Mißtrauen der Diplomatie lag, deſſen Schmach das Kabinet der Tuilerien im Feldzug von Antwerpen ohne Erröthen auf ſich nahm. Denn, wenn die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen vom militäriſchen Geſichtspunkte aus ein glorreiches Ereigniß war, ſo war ſie dagegen in diplomatiſcher Beziehung blos eine grauſame Täuſchung. Sie hatte wirklich keinen andern Zweck, als uns ſelbſt zum Triumph der Feindſeligkeiten zu verwenden, deren Gegenſtand wir waren; ſie errichtete zwiſchen dem belgiſchen Volke und uns eine unüberſteigbare Schranke; durch die Bedingungen, welche die Diplomatie uns auflegte, verlor ſie jenes Anſehen eines revolutionären Feldzugs, welches ihr zu erhalten von ſo großer Wichtigkeit geweſen wäre; mit einem Worte, unter den Augen der preußiſchen Soldaten, welche unbeweglich längs der Maas ſtanden, ausgeführt, machte ſie die Krieger Frankreichs zu Werkzeugen eines ganz dynaſtiſchen Intereſſes und eines Gedankens, der ſich auf 1815 zurückdatirte.

Die Konferenz mußte befriedigt werden! Faſſen wir ihre Geſchichte kurz zuſammen.

Belgien hatte ſich mit der gewaltigſten Anſtrengung aller Kräfte von Holland getrennt. Es war dies mehr als ein Lebenszeichen des revolutionären Geiſtes, es war eine Schwächung der Bürgſchaften, welche die europäiſchen Monarchien gegen Frankreich feſtgeſetzt, als ſie im Jahre 1815 das Königreich der Niederlande gebildet hatten. Sie verbündeten ſich alſo abermals, getrieben von dem namenloſen Schreck, den wir ihnen einflößten, und der Zuſammenkunftsort ihrer Bevollmächtigten war London, gleich als ob England durch die Tiefe ſeines Haſſes dieſen Vorzug verdient hätte.*) Eine unbegreifliche Sache! In dieſem Bunde wurde Frankreich vertre-

*) Es gibt, wir wiſſen es wohl, in England eine Partei, die eine aufrichtige Achtung und ehrenwerthe Sympathien für unſer Land hegt. Dieſe iſt uns theuer und kann bei unſern Angriffen nicht gemeint ſein. Unglücklicherweiſe iſt England in ſeinen auswärtigen Beziehungen bis jetzt nur von den Tories oder den Whigs vertreten worden, ſyſtematiſchen Feinden Frankreichs und aller Völker.

ten, und vertreten von Herrn von Talleyrand. Die Berathungen begannen. Das Königreich der Niederlande wiederherzuſtellen konnte man nicht wohl verſuchen, ohne der Julirevolution offen Hohn zu ſprechen, und ſie hatte die Welt zu gewaltig erſchüttert, als daß man ſolche Herausforderungen hätte räthlich finden können. Die Diplomatie hatte alſo keine andere Sorge, als zwiſchen Belgien und Frankreich eine Kluft zu bilden. Die erſte dieſer beiden Nationen ſchien unwiderſtehlich zur zweiten hingezogen durch die Gemeinſamkeit der Sitten, die Gleichheit der Sprache, den Einklang der Intereſſen, durch Religion und Erinnerungen: die Konferenz beeilte ſich, Belgien für eine neutrale und unabhängige Nation zu erklären. Belgien zeigte ſich Frankreich befreundet, ſo daß es ſogar von einem franzöſiſchen Prinzen regiert zu werden verlangte: die Konferenz forderte von Ludwig Philipp, daß er die ſeinem Sohne angebotene Krone ausſchlug; und damit Frankreich an dieſen Belgiern, deren Sympathien es beſaß, nur unmächtige Bundesgenoſſen haben ſollte, ließ ſie ſich's in den Protokollen vom 20. und 27. Januar 1831 angelegen ſein, an die Trennung Belgiens von Holland Bedingungen zu knüpfen, welche Belgien zu Grunde richten mußten. Aber bald wurde die öffentliche Meinung in Brüſſel uns ungünſtig und beinahe feindſelig, weil die Verweigerung des Herzogs von Nemours für die Belgier zugleich eine Beleidigung und ein Unglück war. England ſchlug jetzt Leopold vor. Er wurde von der franzöſiſchen Regierung nicht beanſtandet, von Belgien angenommen, und die Konferenz belohnte die Belgier für dieſen Anfang des Haſſes gegen uns damit, daß ſie an die Stelle der gleichwohl für unwiderruflich erklärten Protokolle vom 20. und 27. Januar den Vertrag der 18 Artikel ſetzte, welcher geeignet war, Holland zu Grunde zu richten. Dadurch im höchſten Grade benachtheiligt, warf Wilhelm ſeinen Brüdern in der heiligen Allianz in kräftigen Ausdrücken die Unterſtützung vor, welche ſie dem durch die Septembertage eingeſetzten revolutionären Prinzip geliehen; er that noch mehr, er zog das Schwert, überrumpelte Belgien und trat allein vor Europa als die Stütze der Sache der Könige. Jetzt ſprachen der Kaiſer von Rußland, der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Preußen auf dem Londoner Kongreß zu Gunſten des monarchiſchen Prinzips einen Theil des Einfluſſes an, welchen England bisdahin, lediglich von ſeinem Abſcheu gegen Frankreich geleitet, einzig und allein ausgeübt hatte. In Folge dieſes Umſtandes wurde der Vertrag der 24 Artikel an die Stelle des Vertrags der 18 Artikel geſetzt. Nun betrafen die Streitigkeiten zwiſchen Holland und Belgien drei Punkte: 1) die Abgrenzung des beiderſeitigen Gebiets, 2) gewiſſe Schifffahrtsrechte und 3) die Theilung der Schuld. Die Schifffahrt und die Schuld waren blos belgiſche und holländiſche Fragen: die Konferenz forderte nach langen Debatten die beiden Parteien auf, ihre Streitſache durch eine unmittelbare

Unterhandlung beizulegen, und erkannte ſomit ſelbſt ihre Inkompetenz an. Dagegen hütete ſie ſich wohl, daſſelbe in Beziehung auf die Territorialfrage zu thun, welche ſie ſchnell als für immer abgemacht erklärte, und zwar weil der Vertrag der 24 Artikel dieſe Frage in der ganz beſondern Abſicht, Frankreich zu beeinträchtigen, entſchieden hatte.

Wäre das franzöſiſche Volk blos ein Volk von Abenteurern ohne Treu und Glauben, wie ohne Geſetz, geweſen und werth, von der Menſchheit in den Bann gethan zu werden, ſo hätten die andern Völker, indem ſie ſich gegen daſſelbe verbündeten, gerecht und als Kosmopoliten gehandelt: man müßte ſie darum loben. Europa geht mit eiligen Schritten einem Rechtszuſtand entgegen, wo alle für die Geſammtheit der Menſchen wichtigen Angelegenheiten vor ein höchſtes Tribunal, ein Amphiktyonengericht gebracht werden müſſen. Nichts iſt wünſchenswerther und nichts wäre erhabener. Aber wo hatte die Konferenz zu London ihr Recht geholt? In der Gewalt des Schwertes. Was vertraten ihre Mitglieder? Eine hinfällige Zivilisation, eine Tochter der plumpſten Irrthümer und der barbariſchſten Vorurtheile. Und was wollte ſie aufrecht erhalten, dieſe Konferenz? Ein Werk allgemeiner Plünderung, das Syſtem der Wiener Verträge. Und gegen wen war ſie bewaffnet? Gegen dasjenige Volk, von welchem der Anſtoß zu allem Großen vorzugsweiſe ausgegangen iſt, und das ſich jederzeit durch ſeine Aufopferung für Völkerwohl ausgezeichnet hat. Die Art, wie ſich die Konferenz in den Jahren 1831 und 1832 der Angelegenheiten Europa's bemeiſterte, gehört ſomit zu den großartigſten Verbrechen, welche die Geſchichte in ihr Regiſter einzutragen hat. Welcher Partei die Freunde der Menſchheit angehören mögen, ſie müſſen wiſſen, daß das Prinzip des Kosmopolitismus nur gewinnen kann bei der Befeſtigung und Vergrößerung der franzöſiſchen Nationalität, die ſo weſentlich mittheilſamer und uneigennütziger Art iſt. Die europäiſchen Monarchien, die in der Konferenz ſaßen, täuſchten ſich hierin nicht. Sie ſehnten ſich vor Ungeduld, uns unſere Kraft zu rauben, weil die Kraft Frankreichs für die Freiheit der Welt wichtig iſt.

(Ende des dritten Bandes.)

Anhang.

Hiſtoriſche Dokumente.

Urtheilsſpruch in der Sache der Prouvairesſtraße. — Diplomatiſche Urkunden über die Einſchreitung der Mächte in den Angelegenheiten der Romagna. — Rechenſchaftsbericht der Oppoſitionsdeputirten. — Verſetzung der Stadt Paris in Belagerungszuſtand. — Protokolle der Londoner Konferenz in Betreff Hollands und Belgiens.

Nro. 1.

Urtheil in der Sache der Prouvairesſtraße,

ausgeſprochen vom Aſſiſengericht der Seine, in öffentlicher Sitzung vom 25. Juli 1832.

Um ſieben Uhr treten die Herren Geſchwornen zur Berathung zuſammen. Man führt die Angeklagten ab und läßt den Sitzungsſaal räumen.

Die Jury, die Tags zuvor um ſieben Uhr Abends in den Berathungsſaal getreten war, hat ihn heute früh um halb ſechs Uhr verlaſſen. Die ganze Nacht hindurch war der Gerichtsſaal von einer zahlreichen Menge angefüllt, beſtehend aus den Verwandten, den Freunden der Angeklagten und der Mehrzahl der Zeugen.

Herr Callou, Sachwalter, welchen die Herren Geſchwornen zu ihrem Präſidenten ernannt haben, verlas folgende Erklärung:

1ſter Hauptanklagepunkt. — 1. Frage. Iſt in den Jahren 1831 und 1832 zwiſchen mehreren Perſonen ein Beſchluß verabredet und gefaßt worden, der zum Zweck hatte, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder die Bürger zur Waffenergreifung gegen die königliche Gewalt aufzureizen und den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, ſich gegen einander zu bewaffnen?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als ſieben Stimmen.

2. Frage. Hat beſagter Anſchlag eine oder mehrere Handlungen zur Folge gehabt, die begangen oder begonnen wurden, um ſeine Ausführung vorzubereiten?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als ſieben Stimmen.

Die ſpeziellen Fragen, welche ſich auf die in dieſem erſten Hauptan=

klagepunkt begriffenen Angeſchuldigten beziehen, ſind folgendermaßen entſchieden worden:

Ja, Suzanne iſt ſchuldig blos in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Sainte-Croix Piégard iſt ſchuldig in den beiden erſten Fragen. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Magret iſt nicht ſchuldig.

Ja, Guerin iſt ſchuldig blos in der erſten Frage.

Nein, Du Fouſſac iſt nicht ſchuldig.

Ja, Fargues iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Ja, Buchard iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Descloux iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Ja, Charbonnier de la Guesnerie iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Greſſier iſt nicht ſchuldig.

Nein, Reiter iſt nicht ſchuldig.

Ja, Gechter iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Lebrun iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Lemesle iſt nicht ſchuldig.

Ja, Fizanne iſt ſchuldig in beiden Fragen.

Ja, Poncelet iſt ſchuldig in beiden Fragen.

Nein, Tillet iſt nicht ſchuldig.

Ja, Chery iſt ſchuldig blos in der erſten Frage.

Ja, Coudert iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Ja, Roger iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Ja, Lechat iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Ja, Mauger iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Gillot iſt nicht ſchuldig.

Ja, Darelhoffer iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Nein, Paoul iſt nicht ſchuldig.

Ja, Patriarche iſt ſchuldig in beiden Fragen.

Ja, Collet iſt ſchuldig blos in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Buffenoire iſt nicht ſchuldig.

Ja, Collin Vater iſt ſchuldig blos in der erſten Frage.

Nein, Panouillot iſt nicht ſchuldig.

Nein, Bonneau iſt nicht ſchuldig.

Nein, Collot iſt nicht ſchuldig.

Nein, Bouvier iſt nicht ſchuldig.

Ja, Bouſſelot iſt ſchuldig in der erſten Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Fortier iſt ſchuldig in beiden Fragen. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, Delapujade iſt nicht ſchuldig.

Ja, Dutillet iſt ſchuldig in beiden Fragen.

Ja, Bacquier iſt ſchuldig in der erſten Frage.

Nein, Verneuil iſt nicht ſchuldig.

2ter Hauptanklagepunkt. — 43. Frage. — Iſt ein Attentat, deſſen Zweck war, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, ſich gegen einander zu bewaffnen, im Jahre 1832 ausgeführt worden?

Antwort. Nein, mit einer Majorität von mehr als ſieben Stimmen.

44. Frage. Iſt ein Attentat, deſſen Zweck war, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, ſich gegen einander zu bewaffnen, im Jahre 1832 verſuchsweiſe begangen worden?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als ſieben Stimmen.

Die ſpeziellen Fragen, welche ſich auf die in dieſem zweiten Hauptanklagepunkt begriffenen Angeſchuldigten beziehen, ſind folgendermaßen entſchieden worden:

Ja, Poncelet iſt ſchuldig in der 44. Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Marliat iſt ſchuldig in der 44. Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Dutertre iſt ſchuldig in der 44. Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Ja, Dutillet iſt ſchuldig in der 44. Frage. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

Nein, die Angeklagten Tillet, Götz, Romaneski, Maréchal, Billard, Coudert, Darelhoffer, Paoul, Patriarche, Collet, Lartigues, Panouillot, Bonneau, Collot, Bouſſelot, Dumoulier de la Broſſe, Delapalme-Duborne, Prevot, Duchillon, von Tuſſeau, Lapujade und Lavaux ſind nicht ſchuldig im zweiten Hauptanklagepunkt.

3ter Hauptanklagepunkt. — Sind die Angeklagten Sainte-Croix Piégard, Toutain, Guerin, Brunet-Dufouſſac, Fargues, Buchard, Charbonnier, Gechter, Lebrun, Lemesle, Fizanne, Chery, Roger, Lechat, Mauger,

Gillot und Fortier ſchuldig, durch Geſchenke, Verſprechungen, Umtriebe die Urheber des in den Fragen 43 und 44 bezeichneten Attentats zu ſeiner Begehung aufgereizt zu haben?

Antwort. Nein, die Angeklagten ſind nicht ſchuldig.

Sind dieſelben Angeklagten ſchuldig, den Urhebern des bezeichneten Attentats die Waffen, Munitionen und andere Gegenſtände, welche zu ſeiner Begehung dienten, geliefert zu haben mit dem Vorwiſſen, daß ſie dazu dienen ſollten?

Antwort. Nein, die Angeklagten ſind nicht ſchuldig.

Sind dieſelben Angeklagten ſchuldig, die Urheber dieſes Attentats in den Handlungen, die es vorbereiteten und erleichterten, unterſtützt zu haben?

Antwort. Nein, die Angeklagten ſind nicht ſchuldig.

4ter Hauptanklagepunkt. — Iſt Poncelet ſchuldig, im Jahre 1832 abſichtlich einen Mord an der Perſon des Stadtſerſchanten Houel begangen zu haben?

Antwort. Ja, der Angeklagte iſt ſchuldig. — Ja, es ſind zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände vorhanden.

126. und letzte Frage. Hat der vorerwähnte Mord das in den Fragen 43 und 44 bezeichnete Attentat begleitet?

Antwort. Nein, der Angeklagte iſt nicht ſchuldig.

Nach Verleſung dieſer Fragen und Antworten ertheilt der Herr Präſident Befehl, die Angeklagten, in deren Betreff die Antwort der Geſchwornen verneinend ausgefallen iſt, einzuführen. Er erklärt die Individuen, deren Namen folgen, als freigeſprochen von der Anklage, und befiehlt ihre alsbaldige Freigebung.

Freigeſprochene Angeklagte: Megret, Brunet-Dufouſſac, Reiter, Greſſier, Lemesle, Tillet, Götz, Romaneski, Paoul, Gillot, Villard, Maréchal, Buffenoire, Lartigues, Panouillot, Bonneau, Collot, Bouvier, Dumoulier de la Broſſe, Delapalme-Duborne, Prevot, Duchillon, Lapujade, Lavaux.

Die Verurtheilten werden eingeführt, und der Generalprokurator Franck-Carré verlangt in Beziehung auf Poncelet die Anwendung der Artikel 87, 88, 89, 91, 291, 304 und 463 des Strafgeſetzbuchs; in Beziehung auf Roger die Anwendung der Artikel 56 und 89 desſelben Geſetzbuchs; in Beziehung auf die anderen Angeklagten die Anwendung der Artikel 89 und 463 des Strafgeſetzbuchs.

Die Advokaten Guillaumin und Fontaine führen aus, daß die von der Jury als erwieſen erklärten Thatſachen nicht der Anwendung des gegenwärtigen Strafgeſetzbuchs verfallen.

Die Advokaten Hardy, Belval, Pinet, Battier, Wollis rufen die Nachſicht des Hofs zu Gunſten ihrer Klienten an, bei welchen nach der Erklärung der Geſchwornen mildernde Umſtände vorhanden.

Im Augenblick, wo der Advokat Fontaine ſich erhebt, um ſeine Rechtsgründe vorzutragen, unterbricht ihn der Angeklagte Charbonnier de la Guesnerie und ruft ihm lebhaft zu: „Nein, nein, Herr Fontaine, keine Gnade, keine Nachſicht, ich will das nicht!“

Der Angeklagte Vacquier unterbricht gleichfalls den Advokaten Couturier mit den Worten: „Keine Gnade! keine Nachſicht! Es iſt mir eben ſo lieb, wenn ich zu zehn, als wenn ich zu ſechs Jahren verurtheilt werde.“

„Es kommt doch auf's Gleiche heraus,“ verſetzt ein anderer Angeklagter; „dieſer Zuſtand kann nicht lange währen.“

Der Hof zieht ſich zurück, um zu berathen. (Es iſt acht Uhr.)

Nach einſtündiger Berathung ſpricht er folgendes Urtheil:

Der Hof (folgen die angeführten Artikel):

Verurtheilt: Poncelet, Marliat, Dutertre, Dutillet, Patriarche und Fizanne zur Strafe der Deportation.

Verurtheilt: Sainte-Croix Piégard, Fortier, Toutain, Guerin, Fargues, Desclour, Chery, Coudert, Roger, Lechat, Daxelhoffer und Vacquier, jeden zu fünfjährigem Gefängniß und lebenslänglicher polizeilichen Aufſicht.

Verurtheilt: Charbonnier, Gechter, Lebrun und Collet, jeden zu zweijähriger Gefängnißſtrafe, und ſtellt ſie zwei Jahre lang unter die Aufſicht der hohen Polizei.

Verurtheilt: Suzanne, Vuchard, Mauger, Collin Vater und Bouſſelot, jeden zu einjähriger Gefängnißſtrafe und einjähriger Aufſicht.

Verurtheilt ſie ſolidariſch in die Koſten.

Nro. 2.

Diplomatiſche Urkunden

über die Einſchreitung der Mächte in den Angelegenheiten der Romagna.

Brief von Lord Seymour,

gerichtet an jeden der Geſandten, welche die politiſche Konferenz in Rom bilden.

Rom, 7. September.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, Ew. Exzellenz zu benachrichtigen, daß er von ſeinem Hofe Befehl erhalten hat, Rom zu verlaſſen und auf

ſeinen Poſten in Florenz zurückzukehren. Der Unterzeichnete hat zugleich Befehl, Ew. Exzellenz die Gründe kurz zu erklären, welche die engliſche Regierung veranlaßt haben, ihn nach Rom zu ſchicken, ſowie diejenigen, aus welchen er jetzt dieſe Stadt zu verlaſſen im Begriff ſteht.

„Die engliſche Regierung hat kein unmittelbares Intereſſe bei den Angelegenheiten der römiſchen Staaten, und ſie hat nie daran gedacht, hier einzuſchreiten. Sie wurde gleich anfangs von den Kabinetten Frankreichs und Oeſterreichs eingeladen, an den Unterhandlungen in Rom Theil zu nehmen, und ſie ließ ſich durch die Vorſtellungen dieſer beiden Kabinette dazu beſtimmen, in der Hoffnung, daß ihre guten Dienſte, vereinigt mit den Bemühungen der genannten Kabinette, dazu beitragen könnten, eine friedliche Löſung der Mißhelligkeiten zwiſchen dem Papſt und ſeinen Unterthanen herbeizuführen und auf dieſe Art Gefahren eines Kriegs in Europa zu beſeitigen.

„Als ſpäter auch die Geſandten Preußens und Rußlands in Rom Theil an den Unterhandlungen nahmen, ſo entdeckten die Geſandten der fünf Mächte bald die Grundübel der römiſchen Verwaltung, und zeigten die geeigneten Mittel an, denſelben abzuhelfen; im Mai 1831 übergaben ſie der päpſtlichen Regierung eine Denkſchrift, Vorſchläge zu Verbeſſerungen enthaltend, welche ſie einſtimmig als unumgänglich nothwendig für die dauernde Ruhe der römiſchen Staaten erklärten, und welche die engliſche Regierung auf Gerechtigkeit und Vernunft begründet fand.

„Mehr als vierzehn Monate ſind verfloſſen ſeit der Einreichung dieſer Denkſchrift, und keine der darin anempfohlenen Maßregeln iſt von der päpſtlichen Regierung angenommen oder ausgeführt worden; ſelbſt die vorbereiteten oder veröffentlichten Edikte, worin erklärt wird, daß der einen oder andern dieſer Mahnungen Folge gegeben werden ſoll, weichen weſentlich von den in der Denkſchrift bezeichneten Maßregeln ab. Die Folge dieſes Standes der Dinge war, wie man erwarten mußte. Die päpſtliche Regierung hat von allem, was ſie zur Beſchwichtigung der Unzufriedenheit hätte thun müſſen, nichts gethan, ſondern blos ihre Macht noch vergrößert durch die Täuſchung der Hoffnungen, welche durch die in Rom eingeleiteten Unterhandlungen erweckt worden waren.

„Auf dieſe Art ſind die Anſtrengungen, womit die fünf Mächte ſeit mehr als einem Jahre die Ruhe in den römiſchen Staaten wieder herzuſtellen beſtrebt waren, vergeblich geweſen; die Hoffnung, die Bevölkerung ſich freiwillig der Macht des Souveräns unterwerfen zu ſehen, iſt ſo wenig geſichert, als ſie es im Anfang der Unterhandlungen war. Der römiſche Hof ſcheint auf die dermalige Anweſenheit der fremden Truppen zu rechnen und auf die Mitwirkung, die er von einem Schweizer-Corps für die Aufrechterhaltung der Ordnung hofft. Aber die fremde Beſetzung kann nicht

auf unbeſtimmte Zeit verlängert werden, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Schweizer-Corps, zu deſſen Unterhaltung die finanziellen Mittel der päpſtlichen Regierung hinreichen würden, ſtark genug wäre, um die unzufriedene Bevölkerung zu meiſtern. Wenn die Ruhe auch auf dieſe Art wieder hergeſtellt werden könnte, ſo könnte man nicht hoffen, daß ſie von Dauer wäre; auch würde ſie keineswegs die Abſichten erfüllen, durch welche die engliſche Regierung ſich beſtimmen ließ, den Unterhandlungen beizutreten. Unter ſo bewandten Umſtänden hat der Unterzeichnete Befehl erhalten, zu erklären, daß die engliſche Regierung keine Hoffnung auf Erfolg mehr hat, und daß, da die Anweſenheit des Unterzeichneten in Rom zwecklos geworden, ihm der Befehl mitgetheilt worden iſt, auf ſeinen Poſten in Florenz zurückzukehren. Der Unterzeichnete hat überdies den Auftrag, das tiefe Bedauern ſeines Hofes darüber auszuſprechen, daß er in einem Zeitraum von anderthalb Jahren nichts zur Wiederherſtellung der Ruhe in Italien vermochte. Die engliſche Regierung ſieht voraus, daß, wenn man auf dem gegenwärtigen Wege beharrt, neue Unruhen in den römiſchen Staaten ausbrechen werden, Unruhen ernſterer Art, deren vielfache Folgen in die Länge für den Frieden Europa's gefährlich werden können. Sollten dieſe Vorausſichten unglücklicherweiſe in Erfüllung gehen, ſo wird England wenigſtens von aller Verantwortlichkeit für das Unglück frei ſein, welches aus der beharrlichen Nichtachtung der weiſen und dringenden Rathſchläge des engliſchen Kabinets entſtehen wird.

„Der Unterzeichnete benutzt u. ſ. w.

„Unterzeichnet: **G. H. Seymour.**"

Brief des Fürſten von Metternich,

gerichtet an den engliſchen Geſandten in Wien und dem Lord Seymour zugeſtellt durch den öſterreichiſchen Geſandten, Grafen von Lützow.

„Der Unterzeichnete, Hof- und Staatskanzler Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich, hat die Ehre, den Empfang der Note anzuzeigen, die er von dem Geſandten Sr. brittiſchen Majeſtät erhalten hat."

Hier ſpielt Herr von Metternich auf die ſchon bekannten Berathungen der Konferenz in Rom an und ſchließt folgendermaßen:

„Der heilige Vater hat blos zwei Hauptpunkte verweigert:

„1) Die Annahme des Prinzips der Volkswahl als Grundlage der Kommunal- und Provinzial-Verſammlungen; 2) die Bildung eines aus Laien beſtehenden Staatsraths, welcher dem heiligen Kollegium zur Seite geſtellt, oder vielmehr ſeine Oppoſition bilden würde.

„Es kam gewiß weder Oeſterreich, noch irgend einer andern Macht

zu, dem Papſte Geſetze vorzuſchreiben, zumal wenn es ſich um Gegenſtände handelte, welche außerhalb der Sphäre der adminiſtrativen Verbeſſerungen lagen, worüber es erlaubt war, Sr. Heiligkeit Rathſchläge zu ertheilen; wenn es ſich, mit einem Wort, darum handelte, eine neue Gewalt im Staate gründen zu wollen. Das öſterreichiſche Kabinet ſah ſich genöthigt, in dieſem Punkte dem wohlbegründeten Widerſtande des Papſtes ſowie den einſtimmigen Proteſtationen der anderen italieniſchen Regierungen nachzugeben; dieſe letzteren, deren Inſtitutionen das Prinzip der Volkswahl fremd iſt, erblicken wirklich in ſolchen Zugeſtändniſſen eine drohende Gefahr für die Sicherheit ihrer Staaten. Ueberdies hat es ſelbſt durch die poſitivſten, der engliſchen Regierung mitgetheilten Thatſachen die tiefe Ueberzeugung gewonnen, daß die von den Mißvergnügten geforderten Zugeſtändniſſe in ihren eigenen Augen blos Waffen ſein würden, womit ſie die Regierung ſelbſt anzugreifen und zu vernichten beabſichtigten, indem ſie unaufhörlich Unruhen in den Kirchenſtaaten erweckten.

„Die Geſammtheit der vom heiligen Vater gegebenen Geſetze und Inſtitutionen hat ſchon ſeit langer Zeit die feierliche und unzweideutige Beiſtimmung der in Rom reſidirenden Geſandten der Großmächte erhalten durch die Noten, welche ſie am 12. Januar dieſes Jahres dem Kardinal Staatsſekretär übermachten in dem Augenblicke, wo die von Sr. Heiligkeit ergriffenen Maßregeln, um die widerſpenſtigen Provinzen zum Gehorſam zurückzurufen, ihnen angekündigt wurden. Die offiziellen Erlaſſe, die als Antwort auf die Kreisnote vom 11. Januar dienten, haben auf dieſe Art den Charakter wechſelſeitiger Verbindlichkeit erhalten. Wir werden der Gültigkeit ſolcher Dokumente nicht die des offiziellen Rathes entgegenſtellen, welchen dieſelben diplomatiſchen Perſonen in ihrer Denkſchrift vom 21. Mai dem römiſchen Hofe ertheilt haben.

„Die Ereigniſſe, die darauf folgten, ſind bekannt. Seit der Rückkehr der kaiſerlichen Truppen in die Delegationen und der gewaltſamen Beſetzung Ankona's durch die Franzoſen hat das öſterreichiſche Kabinet die Richtigkeit der von der päpſtlichen Regierung ausgeſprochenen Anſicht ſchätzen gelernt, daß jedes neue Zugeſtändniß, welches ſie den Forderungen ihrer unzufriedenen Unterthanen, oder den Anmuthungen einer fremden Nation auf diplomatiſchem Wege machen würde, ein Eingriff in die Unabhängigkeit des Souveräns wäre, welcher ſich dasſelbe ſcheinbar durch Waffengewalt entreißen ließe, und daß die Meuterer in dieſer Thatſache, daß durch die bewaffnete Einſchreitung der Fremden Zugeſtändniſſe erlangt worden wären, einen Vorgang finden könnten, um mittelſt einer Appellation an dieſelben Fremden noch mehr auszuwirken.

„Dieſe Anſchauungsweiſe iſt der franzöſiſchen Regierung, ſowie der

britiſchen offen mitgetheilt worden; man hat ihnen die Zugeſtändniſſe, um welche es ſich handelt, als gefährlich für das übrige Italien und als eine unverſiegbare Quelle fortwährender Unruhen in dem Staate, wo ſie zugelaſſen würden, dargeſtellt. Durchdrungen von dieſer Ueberzeugung, hat der Kaiſer es nicht mit ſeinem Gewiſſen vereinigen können, gegen den heiligen Vater eine andere Sprache zu führen.

„Aber zu gleicher Zeit hat Se. Kaiſ. Maj. ohne Unterlaß den Papſt auf's Dringendſte aufgefordert, nicht blos die bereits veröffentlichten legislativen Beſtimmungen vollſtändig auszuführen, ſondern auch dieſen Beſtimmungen einen Charakter dauernder Feſtigkeit zu geben, der ſie gegen die Gefahr künftiger Aenderungen ſchützen würde, ohne nützliche Vervollſtändigungen zu hindern. Die Beweiſe für die Beſorgtheit des öſterreichiſchen Kabinets in dieſem Punkt ſind dem britiſchen Kabinet vor die Augen gelegt worden; aber das Intereſſe, welches Oeſterreich dafür hegt, den Gründen zur Mißhelligkeit in dieſen Staaten ein Ziel geſetzt zu ſehen, hat ſich nicht darauf beſchränkt. Die ernſtlichſten Mahnungen zur Einführung der beſtmöglichen Ordnung der Dinge ſind zu wiederholten Malen an die römiſche Regierung erlaſſen worden. Erfahrene und mit den Verhältniſſen Italiens genau bekannte öſterreichiſche Beamte ſind zu ihrer Verfügung geſtellt worden, um ihr zur Einführung der geeigneten Verbeſſerungen in den ſchwierigen Umſtänden zu verhelfen, in welche ſie durch die ſeit achtzehn Monaten andauernden Unruhen in einem großen Theil ihrer Provinzen verſetzt iſt.

„Dies iſt die Art, wie Oeſtreich den Einfluß auszuüben verſuchte, welchen der feſte und uneigennützige Charakter ſeiner Regierung ihm auf den römiſchen Hof verſchafft hat. Für ſich ſelbſt jede Gebietsvergrößerung verſchmähend, feſt entſchloſſen, im Verein mit ihren Verbündeten den Beſitzſtand auf der italieniſchen Halbinſel, ſowie er durch die Verträge feſtgeſetzt iſt, und namentlich die Integrität des römiſchen Stuhls aufrecht zu erhalten, ohne einige ſeiner Provinzen auszunehmen, hegt Se. Kaiſ. Maj. die Ueberzeugung, daß diejenigen, welche Zugeſtändniſſe zur Abänderung der päpſtlichen Form verlangen, keine andere Abſicht haben, als ſich gänzlich von der Macht des heiligen Stuhls zu befreien. Es geſchieht alſo aus Rückſicht auf die Ruhe Italiens, wenn der Kaiſer ſich verpflichtet glaubt, die Unterſtützung ſolcher Forderungen zu verweigern. Er gehorcht auf dieſe Art der Stimme ſeines Gewiſſens und dient in Wahrheit der Sache des allgemeinen Friedens, welcher der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche und ſeiner beſtändigen Sorge iſt.

„Das öſterreichiſche Kabinet läßt den Abſichten, welche die franzöſiſche Regierung, geleitet durch die Gründe der Selbſterhaltung, in dieſer Beziehung an den Tag legt, volle Gerechtigkeit widerfahren, und hofft, daß es immer leicht ſein werde, ſich zu verſtehen und ſich aller Schwierigkeiten

zu entledigen, welche im Lauf der Ereigniſſe hervortreten mögen. Es befürchtet durchaus keine ernſtliche Verwicklung, die ihre Quelle in den Verwaltungsmaßregeln eines unabhängigen Staates haben könnte. Aber im Bewußtſein der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung gefällt ſich der Kaiſer in dem Glauben, daß er in allen Fällen Se. britiſche Majeſtät ebenſo geneigt finden werde, wie er ſelbſt iſt, die unauflösbaren Bande der Freundſchaft und Allianz feſtzuhalten, welche zwiſchen den beiden Monarchen beſtehen, und deren Verbürgung für beide Theile in einer Gleichheit der Prinzipien, Anſichten und des Intereſſes liegt.

„Der Unterzeichnete erſucht den Geſandten, ſeine Antwort zur Kenntniß ſeines Hofes zu bringen.

„Unterzeichnet: Fürſt von **Metternich.**“

Antwort des Lord Seymour an den Grafen Lützow.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, die Mittheilung Sr. Exzellenz des Herrn Miniſters von Oeſterreich zu empfangen. Er kannte bereits die Note des Herrn Fürſten von Metternich; da aber der Unterzeichnete vor Kurzem Befehl erhalten hat, Rom zu verlaſſen, ſo muß er daraus ſchließen, daß die Bemerkungen des Fürſten ſeiner Regierung nicht geeignet geſchienen haben, ihre Anſichten über den Stand der römiſchen Angelegenheiten zu ändern. Der Unterzeichnete bleibt, ſeinen Inſtruktionen zufolge, bei der Ueberzeugung, daß ſeine Regierung die von dem Papſt in der Verwaltung ſeiner Staaten eingeführten Verbeſſerungen nicht für genügend hält, um den Wünſchen und Hoffnungen der Mächte, ſo wie ſie 1831 ausgeſprochen wurden, zu entſprechen. Die engliſche Regierung weiß recht gut, daß es unter den Unterthanen Sr. Heiligkeit Individuen gibt, welche der Partei angehören, von der Herr von Lützow ſpricht; aber dieſe Thatſache verhindert nicht, daß die Wünſche eines ſehr vernünftigen Theils der römiſchen Bevölkerung in einem umfaſſenderen Maßſtabe zum Vortheil für das Land befriedigt werden könnten.

„Man würde auf dieſe Art zu einer Spaltung unter den Unzufriedenen gelangen; während der eine Theil ſich durch neue Bande an ſeinen Souverän geknüpft fühlte, würde der andere wegen der Ungerechtigkeit ſeiner Forderungen allen Einfluß verlieren. In dieſer Anſicht hat die Regierung Sr. Majeſtät bis auf den heutigen Tag die Schwierigkeiten beizulegen geſucht, welche die Angelegenheiten der römiſchen Staaten noch immer verwickeln; aber obſchon es keinem Zweifel unterliegt, daß ſämmtliche Großmächte dieſe Abſichten theilen, ſo ſcheint es doch, daß man über die geeigneten Mittel zur Erreichung des Zwecks nicht einverſtanden iſt. Die Zeit wird nicht ermangeln, die Falſchheit oder Richtigkeit dieſer Meinung über die Angelegenheiten der rö-

miſchen Staaten darzuthun, und der Unterzeichnete kann den Herrn Grafen von Lützow verſichern, daß es ihm die größte Freude machen wird, wenn ſeine Vorherſagungen nicht in Erfüllung gehen. Er ergreift überdies die letzte Gelegenheit, die er vielleicht haben wird, gegen Se. Exzellenz die Ueberzeugung auszuſprechen, daß die Gefahren, auf welche er anſpielen mußte, ſich verringern werden, wenn man die in der Note Sr. Exz. angekündigten Verbeſſerungen kräftig und unumwunden handhabt.

„**G. H. Seymour.**"

Nro. 3.

— 28. Mai 1832. —

Rechenſchaftsbericht der Oppoſitionsdeputirten.

(Sitzung von 1831.)

An unſre Kommittenten.

Die unterzeichneten, dermalen in Paris anweſenden *) Abgeordneten, überzeugt von den Gefahren eines Syſtems, welches die Regierung immer mehr von der Revolution entfernt, der ſie ihr Daſein verdankt, betrachten es bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs als die gebieteriſchſte ihrer Pflichten, ihren Kommittenten Rechenſchaft abzulegen von ihren Grundſätzen und ihren Voten. Wenn es nicht in ihrer Macht geſtanden hat, die Regierung zu den Bedingungen ihrer eigenen Erhaltung zurückzuführen, ſo ſteht es wenigſtens in ihrer Macht, die Gefahren zu bezeichnen.

Unſere Revolution von 1830 iſt verſchieden beurtheilt worden. Die Einen haben blos einen Zwiſchenfall, eine Abänderung der Reſtauration darin erblickt und hieraus geſchloſſen, daß die Männer und die Prinzipien der Reſtauration die Prinzipien und die Männer der neuen Regierung ſein müſſen. Der Einfluß dieſer Meinung hat ſich in allen Phaſen der langen und unergiebigen Sitzung, welche ſoeben zu Ende gegangen iſt, wiedergefunden. Man hat ihn in den Debatten über die Zivilliſte, über die Erblichkeit der Pairie, über die Organiſation des Heeres wiedererkannt; er hat bei der Verhandlung über das Budget vorgewaltet; er leitet die Verwaltung des Reichs und regelt ſeine Haltung dem Ausland gegenüber.

---

*) Das Original des Rechenſchaftsberichtes iſt von 41 Deputirten unterzeichnet, die in Paris anweſend waren und ſich verſammelt hatten, um ſeine Abfaſſung zu beſprechen.

Die Andern, und zu dieſen gehören die Unterzeichneten, haben in der Julirevolution die definitive Gutheißung der von der großen Revolution von 1789 verkündeten Prinzipien und Rechte begrüßt. Dieſe Prinzipien und dieſe Rechte ſind die breite und mächtige Grundlage, auf welcher ſie den Thron zu errichten gewünſcht hätten. Ihre Reden und ihre Abſtimmungen waren beſtändig eine Folge dieſes Gedankens.

Somit haben wir bei der Verhandlung über die Zivilliſte geglaubt, daß das neue Königthum andere Bedingungen der Kraft und Exiſtenz habe, als den Luxus und die Beſtechung der alten Monarchien; daß es, ſtark durch ſeinen volksthümlichen Urſprung und die öffentliche Vernunft, nicht nöthig habe, die Einbildungskraft durch ſeinen Reichthum aufzuregen oder Anhänglichkeit zu erkaufen; in derſelben Verhandlung, und als das Miniſterium darauf beſtand, den feudalen Ausdruck Unterthanen in unſre Sprache und in unſer Staatsrecht wiedereinzuführen, haben wir proteſtiren müſſen.

Die Debatten über die Konſtitution der Pairie waren ein umfaſſendes Feld, wo die Anhänger der Lehren des geſtürzten Königthums zugleich ihre Wünſche und Beſchwerden kundthaten. Wenn man ſie hört, ſo gibt es nichts Heiligeres, als die Vorrechte, welche vor der Revolution beſtanden; ihren Behauptungen zufolge iſt kein Staat, keine Geſellſchaft möglich, ohne die Erblichkeit der Pairie. Es war dies ein Gedanke der Reſtauration.

Was uns betrifft, ſo haben wir, treu dem Prinzip der Gleichheit und Volksſouveränetät, den Wunſch Frankreichs zur Geltung gebracht, und die Erblichkeit iſt abgeſchafft worden.

Wir wollten mehr: wir verlangten, daß die geſetzgebende Gewalt, ſelbſt in der andern Kammer, von einer Ernennung des Souveräns, d. h. der Nation, abſtammen ſollte. Wir wollten nicht, daß gewiſſe Pairs ſagen könnten, ſie ſeien legitimer, als der König. Nach unſerm Dafürhalten mußte die Revolution ihre Geſetzgeber erwählen, wie ſie ihre Richter hätte einſetzen ſollen. Die Mehrzahl hat anders geurtheilt: Zeit und Erfahrung werden richten zwiſchen ihr und uns.

Das Heer iſt der Gegenſtand unſerer lebhaften Sorgfalt geweſen. In Beziehung auf die Vergangenheit die Unbilden der Reſtauration wieder gut zu machen; es für die Zukunft den Feinden Frankreichs furchtbar zu machen, ohne daß die innere Freiheit von ihm bedroht werden könnte; das Avancement nicht der Gunſt, ſondern den Dienſten zu ſichern; den Unterricht in den Regimentern zu verbreiten; kurz, das Loos des Soldaten nach allen Richtungen zu verbeſſern, — das war unſer Zweck. Der Vorſchlag, die Grade und Dekorationen der hundert Tage anzuerkennen, genügte dem erſten dieſer Wünſche, und er war von beiden Kammern angenommen worden. Es war die Sache einer legislativen Maßregel, eine Genugthuung feſtzuſetzen, die

nicht blos einzelne wenige, ſondern eine ganze Maſſe betraf. Ohne die königliche Genehmigung zu ertheilen oder zu verweigern, hat die Regierung eine Ordonnanz an die Stelle einer legislativen Maßregel geſetzt, ſomit die Initiative der Kammer nicht beachtet, die Regeln konſtitutioneller Kompetenz und ſogar die für die Verweigerung der Genehmigung beſtehenden materiellen Formen verletzt. Wir haben proteſtiren müſſen.

Zwei Syſteme wurden für die Reorganiſation des Heeres vorgeſchlagen: das eine, welches eine mächtige Reſerve verlangte, beſtehend aus der Nationalgarde und den dienſtfreien Soldaten, hätte die Möglichkeit gegeben, die numeriſche Stärke und die Koſten des ſtehenden Heeres zu vermindern; das andere dagegen ließ die mobile Nationalgarde ohne Organiſation; es erheiſchte unnöthigerweiſe die Anweſenheit einer größern Anzahl Soldaten unter der Fahne.

Das erſte, ökonomiſchere, der Verſchmelzung der Nationalgarde und des Heeres günſtigere Syſtem war das unſere. Das zweite hat die Majorität erhalten.

Das Budget ſchien alle Meinungen in Abſichten der Sparſamkeit und der Erleichterung der Steuerpflichtigen vereinigen zu müſſen.

Die Fortſetzer der Reſtauration haben alle Ausgaben geſetzlich, alle Steuern wohlbegründet gefunden, und als wäre es an dem ſchmerzlichen Geſetze der Nothwendigkeit nicht genug geweſen, haben ſie ſich's in ihren beleidigenden Theorien zur Aufgabe gemacht, die Uebertreibung der Auflage als eine Wohlthat darzuſtellen. Wir hätten gewünſcht, daß die Revolution dem Volk ihre Dotation brächte. Fern von uns ſei der Gedanke, Mittel ſchmälern zu wollen, welche die Vertheidigung des Landes nothwendig machen kann; aber eine ſparſamere und einfachere Verwaltung, ein beſſeres Verhältniß bei gewiſſen Steuern, eine weniger plackeriſche Art des Einzugs würden die Laſt der öffentlichen Auflagen vermindern: dieſelben würden billiger werden und weniger drückend für die arbeitenden Klaſſen.

Die Fragen der innern Verwaltung haben uns gleichfalls uneinig gefunden. So ſehr und noch mehr als unſere Gegner wünſchten, verlangten wir, daß allen Eingriffen in die öffentliche Ordnung geſteuert werde. Ueberzeugt, daß Sicherheit das erſte Bedürfniß eines Volkes iſt, deſſen Exiſtenz auf der Arbeit beruht, dachten wir, eine volksthümliche Regierung würde mehr Kraft gehabt haben, den Unruhen zuvorzukommen, und mehr Mäßigung, wenn es galt, ſie zu unterdrücken. Die Regierung, die ſich als ſo kraftvoll angekündigt, hat, ihrem eigenen Geſtändniſſe zufolge, durch ihre Gewaltthätigkeiten blos den Widerſtand auf allen Punkten des Landes organiſirt und unter die treueſten Bevölkerungen Gährungsſtoffe der Erbitterung und Unordnung geworfen.

Was das Perſonal der Adminiſtration betrifft, ſo war es nach dem Sturze einer Regierung, an welche ſich natürlich eine gewiſſe Zahl von Exiſtenzen knüpfte, leicht zu erkennen, wo ſich die Feinde einer neuen Ordnung der Dinge finden würden. Die Regierung hat, getäuſcht durch unſelige Lehren und ungerechte Vorurtheile, nur in denjenigen Feinde erblickt, welche gefochten hatten, um ſie zu gründen.

Ein Mitglied der Oppoſition hat gewünſcht, daß Frankreich endlich erfahren möchte, ob ſeine Regierung ſich ſcheue, unwiderruflich mit ihm die ganze Verantwortlichkeit der Julirevolution auf ſich zu nehmen. Der Bricqueville'ſche Antrag iſt, nachdem er das erſte Mal geſcheitert war, in der letzten Sitzung auf's Neue vorgebracht worden. Er war gleichſam die Ahnung eines neuen Verſuchs, der ſchon damals ausgeſonnen wurde, und deſſen Geheimniß die Gewalt, wenn man ihrem offiziellen Organ glaubt, bereits beſaß. Gleichwohl hat man die miniſterielle Partei alle ihre Anſtrengungen vereinigen geſehen, um dieſen Antrag zu entſtellen, und ſelbſt nach dem Beſchluß der Kammer hat ein Uebelwollen ſeine Genehmigung aufgehalten, wie wenn dieſe unerklärliche Hinausziehung eine ſtillſchweigende Proteſtation und ein Grund zur Freiſprechung ſein ſollte. Dieſes Syſtem der Schonung gefährdet den innern Frieden Frankreichs und veranlaßt die Aengſtlichen, an einer Regierung zu zweifeln, die an ſich ſelbſt zu zweifeln ſcheint.

Die letzte Sitzung ſchien ganz beſonders zur Verwirklichung der Verſprechungen der Charte beſtimmt zu ſein. Die Kammern müſſen die Munizipalgewalt in allen ihren Zweigen konſtituiren, die Verantwortlichkeit der Miniſter ſowie ſämmtlicher Agenten der Gewalt, den Primärunterricht und die Freiheit des Unterrichts organiſiren. Wir haben auf Erfüllung dieſer Verſprechungen gedrungen. Wir verlangten ein Munizipalſyſtem, welches die kleinen Angelegenheiten dezentraliſirte, die großen vereinfachte, allenthalben die Elemente des politiſchen Lebens ausdehnte und wenigſtens dem Städterecht die größtmögliche Anzahl Bürger beigeſellte. Eine umfaſſende Organiſation des Departements und der Gemeinde wäre in der That das gewaltigſte Mittel zu Kraft, öffentlicher Ordnung und materiellem Wohlſtand. Geſetzesentwürfe waren dem Miniſterium ſo zu ſagen entriſſen worden durch die Forderungen der öffentlichen Meinung: ſie ſind in der Kammer durch einen geheimen Einfluß neutraliſirt und endlich durch unbeſtimmte Vertagungen vernichtet worden. Dies waren unſere Wünſche in Beziehung auf die innere Politik: ſie ſind machtlos geweſen.

In den Beziehungen Frankreichs zum Ausland iſt unſer Banner noch das von 1789 geweſen: kein Krieg aus Ehrgeiz oder Eroberungsſucht, aber im Innern vollſtändige Unabhängigkeit von allem fremden Einfluß. Mit

Schamröthe haben wir im Verlauf der Sitzung die Agenten der Regierung mehrere Male von der Furcht ſprechen gehört, den auswärtigen Kabinetten zu mißfallen; wir glaubten, Frankreich wäre für immer von dieſem demüthigenden Einfluſſe befreit: wir läugnen unſer lebhaftes Mitgefühl für das Glück und die Freiheit der Völker nicht, aber wir haben nie die Anmaßung gehabt, dieſelben unſern Einrichtungen unterwerfen zu wollen.

Nach dem Sturz einer durch die heilige Allianz auferlegten Dynaſtie mußte die Regierung mit Unruhe die Bewegungen der fremden Monarchen überwachen. Sie mußte ihnen vor allem nicht geſtatten, ihre Macht auszudehnen und zu vergrößern.

Sie hatte es ſelbſt anerkannt, als ſie Frankreich die Abſicht angekündigt hatte, Italien gegen Oeſterreich zu unterſtützen und die polniſche Nationalität gegen Rußland zu ſchützen. Und gleichwohl hat ſie, troß ihren förmlichen Verſprechungen, troß den alten und neuen Intereſſen Frankreichs, Italien der Herrſchaft Oeſterreichs preisgegeben und Polen zu Grunde gehen laſſen, dieſes Polen, dem wir, troß allem, was auf der Tribüne geſagt worden iſt, zu Hülfe kommen konnten, und das zu retten unſere Pflicht war.

Man glaube nicht, daß eine gemeſſene und feſte Sprache den Krieg herbeigeführt haben würde: wir glauben im Gegentheil, daß ſie das einzige und ſicherſte Mittel war, den Frieden zu erhalten.

Um es kurz zuſammenzufaſſen, Frieden nebſt der Unabhängigkeit und Würde Frankreichs, Ordnung durch die Freiheit, unwandelbar treues Feſthalten an dem Gedanken der Julirevolution, einem Gedanken der Nationalität, der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Ruhmes und der Mäßigung, der Freiheit und der allgemeinen Ziviliſation, einem glorreichen und reinen Gedanken, den wir ſo gerne wieder vorbringen, den alle unſere Abſtimmungen getreulich ausgeſprochen, den unſere Herzen niemals verrathen haben: dies war unſere politiſche Religion und wird es ſtets ſein.

Es ſei ferne von uns, unſere Gegner in ihren Gewaltthätigkeiten und ihren Verläumdungen nachzuahmen. Aber die Männer vom 13. März ſollen uns ſagen, ob eine einzige ihrer Verſprechungen erfüllt worden iſt.

Sie mußten alle Meinungen um den Thron vereinigen, und ſie haben unſelige Mißhelligkeiten zwiſchen hochſinnigen Männern geſtiftet, welche durch die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der Gefahr des Vaterlandes zuſammengeführt waren.

Sie mußten die Revolution befeſtigen, und ſie haben ihre natürlichen Stützen gebrochen durch die Auflöſung der Nationalgarden der kriegeriſchſten und treueſten Städte.

Sie mußten die Freiheit der Preſſe, welche Frankreich gerettet hat, begünſtigen, und ſie haben dieſelbe feindlich umſtellt mit ihren Requiſitorien, zu

Grunde gerichtet durch Auflagen, beſtochen durch parteiiſche Befreiungen, niedergedrückt durch Geldſtrafen.

Sie wußten, daß die unermeßliche Mehrheit der Nation und der Deputirtenkammer die Erblichkeit der Pairie abſchaffen wollte, und ſie haben den Willen der Nation und des Parlaments als ſchwärmeriſch und thöricht bezeichnet.

Sie hatten erklärt, daß ſie die geſetzliche Ordnung zur Herrſchaft bringen würden, und es gibt kein Geſetz, deſſen Anwendung ſie nicht verkehrt oder verfälſcht hätten; daß ſie ſich auf die Kammern ſtützen würden, und ſie haben die Initiative derſelben erdrückt; daß ſie die Schuld Frankreichs gegen die geflüchteten Patrioten Polens, Italiens, Spaniens durch Gaſtfreundſchaft bezahlen würden, und ſie haben dieſe Gaſtfreundſchaft gebrandmarkt durch die ſchmählichen Bedingungen, welche ſie daran knüpften.

Sie verbürgten uns innere Sicherheit, und ohne Unterlaß iſt dieſelbe durch Aufſtände, durch gewaltſame Konflikte zwiſchen den Bürgern und der Behörde, durch die immer frecheren Angriffe der geſtürzten Regierung geſtört worden.

Sie verkündeten uns eine allgemeine Entwaffnung, und ſie haben uns ſo gründlich in ein unentwirrbares Labyrinth von diplomatiſchen Intriguen verſtrickt, daß es ihnen ſelbſt unmöglich iſt, ein Ende dieſes angſtvollen Zuſtandes zu bezeichnen, der weder Frieden noch Krieg iſt und der unſern Handel und unſere Induſtrie tödtet.

Endlich in welcher Lage läßt das Syſtem der Quaſilegitimität Frankreich nach zweijähriger Erfahrung? Iſt nicht von außen der Bund der Könige drohender als je? Wüthet nicht im Innern der Bürgerkrieg? Dieſe Soldaten, die auf unſern Grenzen ſtehen, dieſe Verſchwörungen, dieſe Verſuche, dieſe unaufhörlich ſich erneuernden Unruhen im Weſten und im Süden, werden ſie nicht genügen, um der Regierung die Augen zu öffnen? Wird ſie, bevor ſie ſich ausſpricht, abwarten, bis unſere Departements in Flammen ſtehen, unſere Provinzen feindlich überzogen, Frankreichs Exiſtenz gefährdet iſt, und es ſich blos noch dadurch retten kann, daß es ſeine Kinder und ſeine Schätze zugleich verſchwendet?

Wir ſprechen es mit einer ſchmerzlichen und tiefen Ueberzeugung aus: wenn dieſes Syſtem länger währt, ſo werden ſowohl die Julirevolution als Frankreich ihren Feinden in die Hände geliefert.

Die Reſtauration und die Revolution ſtehen vor uns; der alte Kampf, den wir beendet glaubten, beginnt auf's Neue. Die Regierung wähle; die zweideutige Stellung, welche ſie angenommen hat, iſt nicht haltbar. Sie gibt ihr weder die Kräfte der Reſtauration, welche unverſöhnlich iſt, noch die der Revolution, welche erbittert und mißtrauiſch wird.

Das Frankreich von 1830 hat wie das von 1789 gedacht, daß das erbliche Königthum, von volksthümlichen Inſtitutionen umgeben, nichts mit den Grundſätzen der Freiheit Unvereinbares habe. Möge daher die Juliregierung mit Vertrauen in die Bedingungen ihrer Exiſtenz zurückkehren. Die ganze Welt weiß, welche Macht die franzöſiſche Revolution denjenigen bringt, denen ſie ſich gibt; aber ſie will, daß man ſich ihr unwiderruflich, ohne Hintergedanken gebe.

Was uns betrifft, ſo ſind wir vereint in derſelben Treue gegen dieſe große und edle Sache, für welche Frankreich ſeit vierzig Jahren kämpft, und werden ſie nicht verlaſſen, weder in ihren Erfolgen, noch in ihren Unfällen; wir haben ihr unſer Leben geweiht und wir glauben an ihren Sieg.

Verzeichniß der Deputirten,

welche den Rechenſchaftsbericht unterzeichnet haben.

HH. Allier (Hautes-Alpes).
Arago (Pyrenées-Orientales).
Audry von Puyraveau (Charente-Inferieure).
Auguis (Deux-Sèvres).
Bacot, Ceſar (Indre-et-Loire).
Ballot (Orne).
Baſterrèche (Landes).
Baudet-Dulary (Seine-et-Oiſe).
Baudet-Laſarge (Puy-de-Dome).
Bavoux (Jura).
Beauſéjour (Charente-Inferieure).
Berard (Seine-et-Oiſe).
Bernard (Cotes-du-Nord).
Bernard (Var).
Bertrand, General (Indre).
Beslay Sohn (Morbihan).
Bioche (Eure).
Blaque-Belair (Finistère).
Blondeau (Doubs).
Boudet (Tarn-et-Garonne).
Bousquet (Gard).
Boyer von Peireleau (Gard.)
Bricqueville (Manche).
Bryas, Marquis von (Gironde).
Cabanon (Seine-Inferieure).
Cabet (Cote-d'Or).

HH. Chaigneau (Vendee).
Charamaule (Herault).
Charlemagne (Indre).
Charpentier (Moſelle).
Clauzel, Marſchall Graf (Ardennes).
Clerc-Laſalle (Deux-Sèvres).
Cogez (Nord).
Colomès (Hautes-Pyrenées).
Ch. Comte (Sarthe).
Corcelles (Saone-et-Loire).
Cordier (Ain).
Cormenin (Ain).
Couderc (Rhone).
Coulmann (Bas-Rhin).
Couturier (Iſère).
Demarçay, General (Vienne).
Deſaix (Puy-de-Dome).
Dubois (Ardèche).
Dubois-Aymé (Iſère).
Duchaffault, Graf (Vendee).
Ducluzeau (Dordogne).
Dulong (Eure).
Dupont (Eure).
Duréault (Saone-et-Loire.)
Duris-Dufresne (Indre).
Eſchaſſériaux (Charente-Inferieure).

HH. Falgayrac (Tarn).
Faure (Hautes-Alpes).
Faure-Dère (Tarn-et-Garonne).
Fiot (Seine-et-Oiſe).
Galabert (Gers).
Garnier-Pagès (Iſère).
Gauthier von Rumilly (Somme).
Gavaret (Gers).
Genot (Moſelle).
Genoux (Haute-Saone).
Girardin (Charente).
Glais-Bizoin (Cotes-du-Nord).
Gouve de Nuncques, von (Pas-de-Calais.)
Grammont, von (Haute-Saone).
Gréa (Doubs).
Guillemaut (Saone-et-Loire).
Havin (Manche).
Herambault, von (Pas-de-Calais).
Hernoux (Cote-d'Or).
Jollivet (Ille-et-Vilaine).
Joly (Arriège).
Jouſſelin (Loiret).
Junyen (Vienne).
Köchlin (Haut-Rhin).
Laboiſſière (Vaucluſe).
Lafayette, General (Seine-et-Marne).
Lafayette, Georges (Seine-et-Marne).
Laffitte, General (Arriège).
Laffitte, Jacques (Baſſes-Pyrenées).
Lamarque, General (Landes).
Larabit (Yonne).
Las-Caſes Vater, Graf von (Seine).
Laurence (Landes).
Legendre (Eure).
Lenouvel (Calvados).
Leprovost (Cotes-du-Nord).

HH. Ludre, von (Meurthe).
Luminais (Loire-Inferieure).
Luneau (Vendee).
Mangin von Oins (Ille-et-Vilaine).
Marchal (Meurthe).
Marchegay (Vendee).
Mauguin (Cote-d'Or).
Meilheurat (Allier).
Mornay, Baron von (Ain).
Mornay, Marquis von (Oiſe).
Muntz (Bas-Rhin).
Nicod (Gironde).
Odilon-Barrot (Bas-Rhin).
Perin (Dordogne).
Perreau (Vendee).
Picot-Desormeaux (Sarthe).
Podenas, Baron von (Aude).
Portalis (Var).
Pourrat (Puy-de-Dome).
Raynaud (Allier).
Real, Felix (Iſère).
Realier-Dumas (Rhone).
Reboul-Coſte (Herault).
Renouvier (Herault).
Reynard (Bouches-du-Rhone).
Reſynier (Haute-Vienne).
Robert (Ardennes).
Robineau (Laine-et-Loire).
Roget, Baron (Loiret).
Rouſſilhe (Cantal).
Salverte (Seine).
Sans (Haute-Garonne).
Saubat (Haute-Garonne).
Senné (Charente-Inferieure).
Subervic, General (Gers).
Taillandier (Nord).
Tardieu (Meurthe).
Teyſſeire (Aude).
Teulon (Gard).

HH. Thevenin (Puy-de-Dome).
Thiard, Graf von (Saone-et-Loire).
Thouvenel (Meurthe).
Toupot v. Bevaux (Haute-Marne).

HH. Tracy, Victor (Allier).
Tribert (Deux-Sèvres).
Vidal (Herault).
Voyer von Argenſon (Bas-Rhin).

Nro. 4.

Belagerungszuſtand von Paris.

Bericht an den König.

Sire!

Die Vorſicht der Regierung gebietet ihr, heute alle geeigneten Maßregeln anzunehmen, um auf immer der Wiederkehr ähnlicher Verſuche vorzubeugen, wie ſeit geſtern die Hauptſtadt in Trauer verſetzt haben; und durch eine kraftvolle Unterdrückung der gegenwärtigen Unruhen wird ſie dieſes Reſultat erreichen.

Als Ew. Majeſtät heute die Reihen der hinter Ihnen her ſich drängenden Bevölkerung durchſchritten, da konnten Sie durch den ſo lebhaften Ausdruck ihrer Ergebenheit hindurch den ihres Vertrauens auf die Feſtigkeit der Gewalt entdecken, welche ebenſowenig von den guten Franzoſen laſſen würde, als dieſe im gegebenen Fall von ihr gelaſſen haben.

Wo großherzige Bürger mit den wackerſten Soldaten in thatkräftiger Anhänglichkeit und Unerſchrockenheit wetteifern, da wäre es wirklich höchſt unrecht von der Regierung, wenn ſie nicht alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel entfaltete, um das Eigenthum derſelben, ihre Induſtrie, ihre Familien, ihre Perſonen kräftig zu ſchützen, welche von den Fenſtern der Stadt herab, deren Wohlſtand ihr Werk iſt, niederträchtiger Weiſe gemordet werden.

Es iſt nicht genug, daß die materielle Gewalt heute auf allen Punkten den bewaffneten Aufruhr vernichtet hat, es muß auch eine allmälige moraliſche Gewalt den Geiſt der Empörung mit dem Interdikt belegen, indem ſie durch ſchnelle Unterſuchungen, durch raſches Zugreifen auf den Grund der Verſchwörungen dringt, welche die verbündeten Parteien angezettelt haben.

Ich habe die Ehre, Ew. Majeſtät den Vorſchlag zu machen, Paris in Belagerungsſtand zu erklären.

Nach der Dämpfung der Unruhen durch die bewaffnete Macht hat man nicht nöthig, die Bevölkerung über die Dringlichkeit dieſer Maßregel zu beruhigen, welche ſie ſelbſt zu allgemein gewünſcht hat, als daß ſie ſich nicht über ihren wahren Charakter klar ſein ſollte. Sie hat eingeſehen, daß es inmitten derſelben Stadt, in welcher die Julirevolution entſtanden iſt und wo

ſie triumphirt hat, von ungemeiner Wichtigkeit iſt, dieſelbe aufs Nachdrucksvollſte gegen die Bemühungen der Meuterer zu vertheidigen, welche uns dieſe Revolution rauben oder eine andere ſturm= und gefahrvolle an ihre Stelle ſetzen wollen. Man muß die Zukunft ſichern, wie man die Gegenwart feſtgehalten hat, und zu dieſem Behuf die ganze Strenge des Geſetzes aufbieten, wie man alle materiellen Hülfsmittel aufgeboten hat, um das Unglück der Lage ſowie der Nothwendigkeiten, welche ſie nach ſich zog, nicht zu verlängern.

Der Zweck und die Wirkung des Belagerungszuſtandes wird für Paris ſein: die öffentliche Gewalt aufmerkſamer und thätiger zu machen, ohne übrigens, ſoweit nicht die Vorbereitungen oder die Ausführung der Verſchwörung und des Aufruhrs ins Spiel kommen, im Mindeſten etwas an der gewöhnlichen Jurisdiktion und dem üblichen Gang der Verwaltung zu ändern. Um mit einem Wort alles zu ſagen, nur allein die Verſchwörung ſoll in Paris in Belagerungszuſtand verſetzt werden.

Im Uebrigen, Sire, wird hauptſächlich in Paris eine Maßregel dieſer Art ihrem ganzen Weſen nach eine vorübergehende ſein; wenige Tage werden ohne Zweifel einer thätigen Regierung genügen, um dieſelbe vollkommen wirkſam zu machen. Sie wird es ſein; und dieſe ſchöne Hauptſtadt wird im Juli 1832 die Ordnung zu erobern wiſſen, wie ſie im Juli 1830 die Freiheit zu erobern gewußt hat!

Ich bin mit der tiefſten Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Majeſtät

unterthänigſter und gehorſamſter Diener,

der Pair von Frankreich, Miniſter Staatsſekretär des Innern, **Montalivet.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzoſen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unſern Gruß.

In Betracht, daß die aufrühreriſchen Zuſammenrottungen ſich in der Hauptſtadt bewaffnet gezeigt haben; daß ihr Daſein ſich durch frevelhafte Verſuche gegen das Staats= und Privateigenthum ſowie durch Mordthaten an den Nationalgardiſten, den Linientruppen, der Munizipalgarde und den Agenten der öffentlichen Gewalt bezeichnet hat;

Daß es von Wichtigkeit iſt, durch raſche und kraftvolle Maßregeln die öffentliche Sicherheit gegen die Wiederkehr ſolcher Frevel zu ſchützen;

Auf den Bericht Unſers Miniſters Staatsſekretärs des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen wie folgt: Art. 1. Die Stadt Paris

iſt in Belagerungszuſtand verſetzt; doch wird dadurch an den Beſtimmungen in Betracht des Kommandos und des Dienſtes der Nationalgarde nichts geändert. 2. Unſer Miniſter Staatsſekretär im Departement des Kriegs und Unſer Miniſter Staatsſekretär im Departement des Innern ſind mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallaſt der Tuilerien den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Miniſter Staatsſekretär des Innern,

Montalivet.

Bericht an den König.

Sire,

Mit Schmerz ſehe ich mich verpflichtet, Ew. Majeſtät von den bedenklichen Unordnungen Bericht zu erſtatten, welchen ſich eine große Anzahl von Zöglingen der polytechniſchen Schule hingegeben hat.

Dieſe jungen Leute, irregeführt durch beklagenswerthe Täuſchungen und vergeſſend ihre Pflichten gegen den Staat, welcher mit großen Koſten zu ihrer Bildung beiträgt, und dem ſie ſeiner Zeit in den verſchiedenen öffentlichen Laufbahnen zu dienen beſtimmt waren, haben die Schildwache vor der Schule überwältigt, um ſich den Aufrührern anzuſchließen; ſie haben thätigen Antheil an den Handlungen der Empörung genommen, deren die Begünſtiger der Anarchie ſich ſchuldig gemacht haben; ſie haben diejenigen ihrer Kameraden, die ihrer Pflicht treu geblieben ſind, zu verleiten geſucht; ſie ſind zweimal hinter einander zurückgekommen, um ſie zu verführen, und als das ihnen nicht gelang, haben ſie thätlich die Abſicht bewieſen, ihnen die Waffen der Schule zu entreißen, welche jedoch von dieſen letztern Schülern ſtandhaft und mit Ehre vertheidigt worden ſind.

Da ich bei dieſem Stand der Dinge nicht mehr für die Treue ſämmtlicher Zöglinge der polytechniſchen Schule gegen die Inſtitutionen und den Thron, die durch unſere glorreiche Julirevolution gegründet worden ſind, bürgen kann, ſo ſehe ich mich mit Bedauern in die Nothwendigkeit verſetzt, Ew. Majeſtät die Entlaſſung dieſer Schule vorzuſchlagen. Aber ich erfülle zur gleichen Zeit eine Pflicht, indem ich das Wohlwollen des Königs für Zöglinge anſpreche, welche die guten Geſinnungen, von denen ſie beſeelt ſind, bewieſen haben.

Dies iſt der Zweck des Ordonnanzentwurfs, welchen ich die Ehre habe Ew. Majeſtät zur Unterſchrift vorzulegen.

Der Miniſter Staatsſekretär des Kriegs:

Marſchall Herzog von **Dalmatien.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzoſen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unſern Gruß.

Nach dem Bericht, welcher Uns über die bedenklichen Unordnungen abgeſtattet worden iſt, denen ſich eine große Anzahl von Zöglingen der polytechniſchen Schule hingegeben hat,

1) Indem ſie die Schildwache vor der Schule überwältigten, um ſich den Aufrührern anzuſchließen, und Antheil an den Handlungen der Empörung nahmen, deren die Begünſtiger der Anarchie ſich ſchuldig gemacht haben;

2) Indem ſie zweimal hinter einander zurückkamen, um die ihrer Pflicht treu gebliebenen Zöglinge zu verführen, und indem ſie die Abſicht an den Tag legten, ihnen die Waffen der Schule zu entreißen, welche indeß von dieſen letztern Zöglingen ſtandhaft und mit Ehre vertheidigt worden ſind;

Auf den Bericht Unſers Miniſters Staatsſekretärs im Departement des Kriegs,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule ſind verabſchiedet und werden alsbald in ihre Familien zurücktreten.

Art. 2. Die polytechniſche Schule wird ſogleich reorganiſirt werden.

Art. 3. Diejenigen Zöglinge der polytechniſchen Schule, die ihrer Pflicht treu geblieben ſind und die Waffen der Schule mit Ehre vertheidigt haben, werden einen Theil der reorganiſirten Schule ausmachen und den Kern derſelben bilden. Es wird für die Ergänzung der Schule durch neue Zulaſſungen geſorgt werden, die nach den Prüfungen dieſes Jahres, gemäß den Geſetzen und Ordonnanzen, ſtattfinden werden.

Art. 4. Unſer Miniſter Staatsſekretär des Kriegs iſt mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Paris den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Miniſter Staatsſekretär des Kriegs:

Marſchall Herzog von **Dalmatien.**

Bericht an den König.

Sire,

Die Abſicht Ew. Majeſtät, als Sie dem Artilleriecorps der Nationalgarde von Paris ſeine dermalige Organiſation gaben, war, den Glanz und die Kraft unſerer Bürgermiliz zu vermehren. Ew. Majeſtät wollten auf dieſe Art Ihre Sorge für das bewundernswürdige Inſtitut der National-

garde und Ihren Wunſch, dasſelbe in allen ſeinen Theilen zu vervollkommnen, an den Tag legen. Ich habe ſelbſt die Ehre gehabt, dem König die Mittel zur Ausführung vorzuſchlagen, welche für geeignet erachtet wurden, um dieſen Zweck zu erreichen.

Heute habe ich den Schmerz, Ew. Majeſtät anzukündigen, daß eine neuerliche Erfahrung mir bewieſen hat, daß man ohne Zweifel anders verfahren muß, um das gewünſchte Reſultat zu erlangen; denn ein ziemlich großer Theil des Artilleriecorps hat ſich nicht in vollkommener Harmonie mit der ganzen Nationalgarde gezeigt, und dieſe Harmonie iſt es, deren Wiederherſtellung durch eine nothwendig gewordene Reorganiſation ich Ew. Majeſtät vorſchlagen möchte. In dieſe Reorganiſation werden ohne Zweifel in erſter Linie diejenigen Artilleriſten aufgenommen werden, welche, zur Freude der Pariſer Bevölkerung, die es ſah, ſich heute den Legionen angeſchloſſen haben, um die Anarchie zu bekämpfen und dadurch die Vergehungen gut zu machen, deren nähere Bezeichnung nicht in dieſen Bericht gehört.

Demzufolge bitte ich Ew. Majeſtät, Ihre Zuſtimmung zur Auflöſung des Artilleriecorps der Pariſer Nationalgarde und zu ſeiner ſpätern Reorganiſation gnädigſt ertheilen zu wollen.

Ich bin mit Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Majeſtät

unterthänigſter und gehorſamſter Diener,

der Pair von Frankreich, Miniſter Staatsſekretär des Innern: **Montalivet.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzoſen,

Auf den Bericht Unſers Miniſters Staatsſekretärs im Departement des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Das Artilleriecorps der Nationalgarde von Paris iſt aufgelöſt.

Art. 2. Es wird hernach zur Reorganiſirung dieſes Corps geſchritten werden.

Art. 3. Unſer Miniſter Staatsſekretär im Departement des Innern iſt mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallaſt der Tuilerien den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Miniſter Staatsſekretär im Departement des Innern: **Montalivet.**

Ordonnanzen des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzoſen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unſern Gruß.

Auf den Bericht Unſers Miniſters Staatsſekretärs im Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten,

Nach Anhörung Unſers Staatsraths,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Die königliche Thierarzneiſchule von Alfort iſt aufgelöst. Unſer Miniſter des Handels und der öffentlichen Arbeiten wird Uns ſeiner Zeit die Reorganiſation derſelben vorſchlagen.

Art. 2. Unſer Miniſter Staatsſekretär im Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten iſt mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Geſchehen in Paris den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Miniſter Staatsſekretär des Handels und der öffentlichen Arbeiten:

Graf von **Argout.**

Ludwig Philipp, König der Franzoſen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unſern Gruß.

Auf den Bericht Unſers Miniſters Staatsſekretärs im Departement des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Herr Marchand, Maire des ſiebenten Bezirks von Paris, iſt abgeſetzt.

Art. 2. Unſer Miniſter Staatsſekretär im Departement des Innern iſt mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallaſt der Tuilerien, den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Miniſter Staatsſekretär im Departement des Innern: **Montalivet.**

Nro. 5.

Protokolle der Londoner Konferenz.

Auszug

aus dem Protokoll Nr. 11 der am 20. Januar 1831 im Foreign-Office gehaltenen Konferenz.

Anweſend die Bevollmächtigten Oeſterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands.

„Die Bevollmächtigten der Höfe von Oeſterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland haben Kenntniß genommen von dem beigefügten, im Namen der proviſoriſchen Regierung Belgiens an ihre Kommiſſäre in Brüſſel gerichteten Schreiben, welches, gemäß dem Inhalt des Protokolls vom 9. Januar 1831, meldet, daß die belgiſchen Truppen, die bis in die Gegend von Maſtricht vorgerückt waren, Befehl erhalten haben, ſich alsbald zurückzuziehen und in Zukunft die Urſachen zu Feindſeligkeiten zu vermeiden.

„Da ſie Gelegenheit gehabt haben, ſich durch die Erklärungen ihrer Kommiſſäre zu überzeugen, daß dieſer Rückzug der belgiſchen Truppen zur Folge haben wird, dem Platze Maſtricht die volle Kommunikationsfreiheit zu ſichern, deren er genießen muß; da ſie nicht zweifeln können, daß ſeinerſeits Se. Majeſtät der König der Niederlande für die Vollziehung des Protokolls vom 9. Januar geſorgt hat; da ſie überdies die nothwendigen Beſchlüſſe gefaßt haben für den Fall, daß die Beſtimmungen dieſes Protokolls verworfen oder verletzt würden, und da der Tag gekommen iſt, wo die von den fünf Mächten beabſichtigte Einſtellung der Feindſeligkeiten vollſtändig ſtattgefunden haben muß, ſo ſind die Bevollmächtigten zur Prüfung der Fragen geſchritten, welche ſie zu entſcheiden hatten, um den Zweck ihres Protokolls vom 20. Dezember 1830 zu verwirklichen, um eine nützliche Anwendung der grundlegenden Prinzipien zu veranſtalten, an welche dieſe Akte die künftige Unabhängigkeit Belgiens geknüpft hat, und um auf dieſe Art den allgemeinen Frieden zu befeſtigen, deſſen Aufrechterhaltung das erſte Intereſſe ausmacht, gleichwie ſie den erſten Wunſch der zur Konferenz in London vereinigten Mächte bildet.

„In dieſer Abſicht haben es die Bevollmächtigten als unumgänglich nothwendig betrachtet, vor allem Grundlagen feſtzuſetzen in Beziehung auf die Grenzen, welche fortan das holländiſche Gebiet von dem belgiſchen trennen ſollen.

„Es waren ihnen über den letzten Punkt von beiden Seiten Vorſchläge zugeſtellt worden. Nachdem ſie dieſelben reiflich erörtert, haben ſie folgende Grundlagen unter ſich verabredet:

„Art. 1. Die Grenzen Hollands begreifen alle Landſtriche, Feſtungen, Städte und Ortſchaften in ſich, welche im Jahr 1790 der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande gehörten.

„2. Belgien wird aus allen übrigen Gebieten beſtehen, welche in dem Vertrag vom Jahre 1815 die Benennung: Königreich der Niederlande, erhalten hatten, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das in Folge eines andern Rechtsanſpruches den Fürſten des Hauſes Naſſau gehört, deßhalb einen Theil des deutſchen Bundes bildet und fortwährend bilden wird.

„3. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Beſtimmungen der Artikel 108 bis 117 einſchließlich der allgemeinen Wiener Kongreßakte in Beziehung auf die freie Beſchiffung der ſchiffbaren Ströme und Flüſſe auf die Flüſſe und Ströme, welche das holländiſche und das belgiſche Gebiet durchziehen, ihre Anwendung finden.

„4. Da es nichtsdeſtoweniger aus den in Art. 1 und 2 feſtgeſetzten Grundlagen hervorgehen würde, daß Holland und Belgien in ihren beiderſeitigen Gebieten fremde, von ihnen unabhängige Ländertheile hätten, ſo werden durch die Bemühungen der fünf Höfe ſolche Austauſche und Vergleiche zwiſchen den beiden Ländern veranſtaltet werden, welche ihnen den beiderſeitigen Vortheil, in ihren Beſitzungen ein zuſammenhängendes Ganze zu haben, ſowie den Vortheil eines freien Verkehrs zwiſchen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüſſen ſichern würden.

„Nachdem dieſe erſten Artikel beſchloſſen worden, haben die Bevollmächtigten ihre Aufmerkſamkeit auf die Mittel gerichtet, das Werk des Friedens zu befeſtigen, welchem die fünf Mächte eine thätige Sorgfalt gewidmet haben, und die Prinzipien, die ihre gemeinſame Politik leiten, in ihr wahres Licht zu ſtellen.

„Sie ſind einſtimmig der Anſicht, daß die fünf Mächte ihrem wohlverſtandenen Intereſſe, ihrem Bunde, der Ruhe Europa's und der Erfüllung der in ihrem Protokoll vom 20. Dezember bezeichneten Abſichten eine feierliche Kundgebung, einen ſchlagenden Beweis ihres feſten Entſchluſſes ſchulden, in den auf Belgien bezüglichen Beſtimmungen, ſowie in allen Umſtänden, die ſich noch einſtellen können, keinerlei Gebietsvergrößerung, keinen ausſchließlichen Einfluß, keinen vereinzelten Vortheil zu ſuchen und dieſem Lande ſelbſt, ſowie allen Staaten, die es umgeben, die beſten Bürgſchaften der Ruhe und Sicherheit zu bieten. In Folge dieſer Grundſätze, in dieſen heilſamen Abſichten, haben die Bevollmächtigten beſchloſſen, zu den obigen Artikeln die beifolgenden hinzuzufügen:

„5. Belgien wird in den Grenzen, wie ſie gemäß den in den Artikeln 1, 2 und 4 des gegenwärtigen Protokolls beſtimmten Grundlagen feſtgeſetzt und vorgezeichnet ſein werden, einen für immer neutralen Staat bilden

Die fünf Mächte verbürgen ihm dieſe beſtändige Neutralität, wie auch die Integrität und Unverletzbarkeit ſeines Gebiets in den oben erwähnten Grenzen.

„6. Vermöge einer gerechten Gegenſeitigkeit wird Belgien gehalten ſein, dieſe ſelbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten und weder ihrer innern, noch ihrer äußeren Ruhe irgend Eintrag zu thun.

„Für gleichlautende Abſchrift:

„Unterzeichnet: **Ponſonby**."

Protokoll vom 19. Februar.

Anweſend die Bevollmächtigten Oeſterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands.

„Nachdem die Bevollmächtigten der Höfe von Oeſterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ſich verſammelt, haben ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Deutungen gerichtet, welche dem Protokoll der Londoner Konferenz vom 20. Dezember 1830, ſowie den hauptſächlichſten Verfügungen, die es zur Folge hatte, gegeben worden ſind. Die Berathungen der Bevollmächtigten haben dieſelben zu der einſtimmigen Anerkennung geführt, daß ſie es der Stellung der fünf Höfe, ſowie der Sache des allgemeinen Friedens, die ihre eigene Sache und die Sache der europäiſchen Ziviliſation iſt, ſchuldig ſeien, hier an das große Prinzip des öffentlichen Rechts zu erinnern, wovon die Akten der Londoner Konferenz blos eine heilſame und beſtändige Anwendung dargeboten haben.

„Nach dieſem Prinzip einer höheren Ordnung verlieren die Verträge ihre Macht nicht, was auch die Aenderungen ſein mögen, welche in der inneren Organiſation der Völker dazwiſchen kommen. Um die Anwendung zu beurtheilen, welche die fünf Höfe dieſem ſelben Prinzip gegeben, um die Beſchlüſſe zu würdigen, welche ſie in Beziehung auf Belgien gefaßt haben, genügt es, ſich in die Epoche des Jahres 1814 zurückzuverſetzen.

„Damals waren die belgiſchen Provinzen militäriſch beſetzt von Oeſterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland, und die Rechte, welche die genannten Mächte über dieſelben ausübten, wurden vervollſtändigt durch die Verzichtleiſtung Frankreichs auf den Beſitz eben dieſer Provinzen. Aber die Verzichtleiſtung Frankreichs fand nicht zum Vortheil der beſetzenden Mächte ſtatt. Sie knüpfte ſich an einen Gedanken höherer Art. Die Mächte, und Frankreich ſelbſt, die damals in ihren Plänen mit Belgien ebenſo uneigennützig waren, wie ſie es noch heute ſind, behielten ſich die Verfügung über dasſelbe und nicht die Souveränetät vor, einzig und allein in der Abſicht, die belgiſchen Provinzen zur Herſtellung eines richtigen Gleichgewichts in Europa und zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens mitwirken zu laſſen. Dieſe Abſicht war es, die bei ihren weiteren Verfügungen den Aus-

ſchlag gab; ſie war es, die Belgien mit Holland vereinigte; ſie war es, welche die Mächte veranlaßte, den Belgiern fortan die doppelte Wohlthat freier Inſtitutionen und eines für ſie an Reichthum und Entwicklung der Induſtrie fruchtbaren Handels zu ſichern.

„Die Vereinigung Belgiens mit Holland nahm ein gewaltſames Ende. Offizielle Mittheilungen überzeugten die fünf Höfe bald, daß die urſprünglich beſtimmten Mittel, um ſie zu behaupten, nicht mehr im Stande wären, ſie für den Augenblick wiederherzuſtellen, oder für die Folgezeit zu erhalten, und daß ſie fortan, ſtatt die Neigungen und das Glück beider Völker zu verſchmelzen, blos Leidenſchaften und Gehäſſigkeiten einander gegenüberführen würde, aus deren Zuſammenſtoß nur der Krieg mit all ſeinem Elend hervorgehen könnte. Es kam den Mächten nicht zu, über die Urſachen zu urtheilen, welche ſo eben die von ihnen geknüpften Bande zerriſſen hatten. Aber als ſie dieſe Bande zerriſſen ſahen, kam es ihnen zu, den Zweck, den ſie ſich bei Bildung derſelben vorgeſetzt hatten, noch immer feſtzuhalten; es kam ihnen zu, unter Begünſtigung der neuen Verhältniſſe die Ruhe Europa's zu ſichern, zu deren Grundlagen die Vereinigung Belgiens mit Holland gehört hatte. Die Mächte wurden gebieteriſch dazu aufgefordert. Sie hatten das Recht, und die Ereigniſſe legten ihnen die Pflicht auf, zu verhindern, daß die belgiſchen Provinzen, nachdem ſie unabhängig geworden, der allgemeinen Sicherheit und dem europäiſchen Gleichgewicht Eintrag thun könnten.

„Dieſe Pflicht macht jede fremde Mitwirkung unnöthig. Um gemeinſchaftlich zu handeln, brauchten die Mächte nur ihre Verträge zu Rathe zu ziehen, nur den Umfang der Gefahren zu bemeſſen, die aus ihrer Unthätigkeit oder Uneinigkeit entſtehen mußten. Die Schritte der fünf Höfe, um die Einſtellung des Kampfes zwiſchen Holland und Belgien herbeizuführen, und ihr feſter Entſchluß, jeder Maßregel von der einen wie von der andern Seite, die einen feindſeligen Charakter hätte, ein Ende zu machen, waren die erſten Folgen der Uebereinſtimmung ihrer Anſichten über den Werth und die Prinzipien der feierlichen Verträge, welche ſie an einander knüpfen.

„Das Blutvergießen wurde eingeſtellt: Holland, Belgien und auch die benachbarten Staaten ſind ihnen für dieſe Wohlthat gleich ſehr zum Dank verpflichtet.

„Die zweite Anwendung derſelben Grundſätze fand in dem Protokoll vom 20. Dezember 1830 ſtatt.

„Neben der Auseinanderſetzung der Beweggründe, wodurch die fünf Höfe ſich beſtimmen ließen, enthielt dieſe Akte den Vorbehalt der Pflichten, die Belgien noch immer gegen Europa hätte, während es ſeine Wünſche nach Trennung und Unabhängigkeit ſich erfüllen ſah.

„Jede Nation hat ihre beſondern Rechte; aber Europa hat auch ſein Recht: die geſellſchaftliche Ordnung iſt es, die ihm dasſelbe gegeben hat.

„Belgien fand, als es unabhängig geworden war, die Verträge, welche Europa regieren, vorhanden und in Kraft; es mußte ſie alſo in Ehren halten und konnte ſie nicht verletzen. Indem es ſie in Ehren hielt, vereinigte es ſich mit dem Intereſſe und der Ruhe der großen Gemeinſchaft der europäiſchen Staaten; wenn es ſie verletzte, hätte es Verwirrung und Krieg herbeigeführt; die Mächte allein konnten dieſes Unglück verhindern, und da ſie es konnten, ſo mußten ſie dem heilſamen Grundſatz Geltung verſchaffen, daß die Ereigniſſe, die in Europa einen neuen Staat ins Daſein rufen, ihm ebenſowenig das Recht geben, das allgemeine Syſtem, in welches er eintritt, zu ändern, als die in den Verhältniſſen eines alten Staates plötzlich eintretenden Veränderungen dieſen ermächtigen, ſich ſeiner früheren Verpflichtungen enthoben zu glauben: — einem Grundſatz, den alle ziviliſirten Völker haben; einem Grundſatz, der ſich eben an das Prinzip knüpft, welchem zufolge die Staaten ihre Regierungen, und die unverjährbaren Verpflichtungen der Verträge diejenigen überleben, welche dieſelben abſchließen; einem Grundſatz endlich, den man nicht vergeſſen konnte, ohne einen Rückſchritt der Ziviliſation zu verurſachen, die glücklicherweiſe ihre erſten Folgen und ihre erſten Bürgſchaften in der Moral und der öffentlichen Treue hat.

„Das Protokoll vom 20. Dezember war der Ausdruck dieſer Wahrheiten; es ſetzte feſt: „Daß die Konferenz ſich damit beſchäftigen werde, die neuen Vergleiche zu erörtern und zu verabreden, die am geeignetſten ſeien, die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Beſtimmungen der Verträge, mit den Intereſſen und der Sicherheit der andern Staaten, ſo wie mit der Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts in Einklang zu bringen."

„Die Mächte hatten auf dieſe Art das Ziel angezeigt, auf welches ſie losſchreiten mußten. Sie thaten dies, ſtark durch die Reinheit ihrer Abſichten und ihre Unparteilichkeit. Während ſie auf der einen Seite durch ihr Protokoll vom 18. Januar Forderungen zurückwieſen, die immer unzuläſſig ſein werden, erwogen ſie auf der andern mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt alle Meinungen, welche beiderſeitig ausgeſprochen, alle Anſprüche, welche von beiden Theilen geltend gemacht wurden. Aus dieſer gründlichen Erörterung der verſchiedenen, von den Bevollmächtigten Sr. Majeſtät des Königs der Niederlande und von den belgiſchen Kommiſſären gemachten Mittheilungen ging das definitive Protokoll vom 20. Januar 1831 hervor.

„Es war vorherzuſehen, daß der erſte Feuereifer einer werdenden Unabhängigkeit darauf ausgehen würde, die gerechten Schranken der Verträge und daraus hervorgehenden Verpflichtungen zu überſchreiten. Gleichwohl konnten die fünf Höfe nicht zu Gunſten der Belgier das Recht geſtatten, gegen

Holland oder andere Staaten erobernd aufzutreten. Aber genöthigt, Territorialfragen zu entſcheiden, die in weſentlicher Beziehung zu ihren eigenen Verträgen und ihren eigenen Intereſſen ſtanden, ſtellten die fünf Höfe Belgien gegenüber nur die Grundſätze auf, welche ſie für ſich ſelbſt als ein unverbrüchliches Geſetz betrachteten. Sicherlich traten ſie weder aus den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit, noch aus den Regeln einer geſunden Politik, als ſie die Grenzen, welche Belgien von Holland vor ihrer Vereinigung trennten, unparteiiſch annahmen und den Belgiern nur das Recht anzugreifen verweigerten: dieſes Recht haben ſie verworfen, weil ſie es für den Frieden und die geſellſchaftliche Ordnung zerſtörend glauben.

„Die Mächte hatten noch über andere Fragen zu berathen, die ſich an ihre Verträge knüpften und folglich ohne ihre unmittelbare Mitwirkung keinen neuen Entſchließungen unterworfen werden konnten.

„Nach dem Protokoll vom 20. Dezember mußten die Inſtruktionen und die Vollmachten, welche für die belgiſchen Kommiſſäre, die man nach London ſchicken würde, verlangt wurden, alle Gegenſtände der Unterhandlung umfaſſen. Gleichwohl kamen dieſe Kommiſſäre ohne genügende Ermächtigung und über mehrere wichtige Punkte ohne die nöthigen Unterweiſungen, und die Umſtände geſtatteten keinen Aufſchub.

„Nichtsdeſtoweniger fertigten die Mächte durch das Protokoll vom 27. Januar auf der einen Seite blos die Aufzählung der ſowohl dem belgiſchen als dem holländiſchen Gebiet anhängigen Laſten ab, und beſchränkten ſich auf der andern, Vergleiche vorzuſchlagen, gegründet auf eine Gegenſeitigkeit der Zugeſtändniſſe, auf die Mittel, Belgien die Märkte zu erhalten, die am meiſten zu ſeinem Reichthum beigetragen haben, und ſelbſt auf die Offenkundigkeit der öffentlichen Budgets des Königreichs der Niederlande.

„Bei dieſen Vergleichen wird die Vermittlung der Mächte immer in Anſpruch genommen werden; denn ohne ſie könnten weder die betheiligten Parteien zu einer Verſtändigung gelangen, noch die Beſtimmungen, an welchen die fünf Höfe in den Jahren 1814 und 1815 unmittelbaren Antheil genommen haben, abgeändert werden.

„Die Zuſtimmung Sr. Majeſtät des Königs der Niederlande zu den Protokollen vom 20. und 27. Januar 1831 hat den Bemühungen der Londoner Konferenz entſprochen. Belgiens neue Art zu ſein und ſeine Neutralität erhielten ſomit eine Beſtätigung, deren ſie nicht entrathen konnten. Es blieb der Konferenz nur noch übrig, ihre Beſchlüſſe in Beziehung auf die Proteſtation zu faſſen, welche ſich in Belgien gegen das erſte dieſer Protokolle erhoben, das um ſo wichtiger, weil grundlegend iſt.

„Dieſe Proteſtation ruft für's Erſte ein Rückkehrsrecht (droit de postliminie) an, das nur den unabhängigen Staaten zukommt, ſomit Belgien

nicht zukommen kann, indem dasſelbe niemals zu dieſen Staaten gezählt worden iſt. Ferner erwähnt dieſelbe Proteſtation Abtretungen, die einem dritten Reiche gemacht worden ſind, und nicht Belgien, das dieſelben nicht erlangt hat und ſie nicht geltend machen kann.

„Die Nichtigkeit ſolcher Anſprüche liegt klar am Tage. Weit entfernt, dem Gebiet der ehemaligen belgiſchen Provinzen zu nahe zu treten, haben die Mächte blos die Integrität ihrer Nachbarſtaaten ausgeſprochen und feſtgehalten. Statt die Grenzen dieſer Provinzen zu verengern, haben ſie das Fürſtenthum Lüttich, welches früher nicht zu ihnen gehörte, in dieſelben aufgenommen.

„Im Uebrigen hat Belgien alles erhalten, was es wünſchen konnte: Trennung von Holland, Unabhängigkeit, äußere Sicherheit, Bürgſchaft für ſein Gebiet und ſeine Neutralität, freie Beſchiffung der Flüſſe, die ihm zu ſeiner Ausfuhr dienen, und friedlichen Genuß ſeiner nationalen Freiheiten.

„Solcher Art ſind die Beſtimmungen, welchen die Proteſtation, von der es ſich handelt, die offen ausgeſprochene Abſicht entgegenſetzt, weder die Beſitzungen noch die Rechte der angrenzenden Staaten heilig zu halten.

„Die Bevollmächtigten der fünf Höfe, in Betracht, daß ſolche Abſichten Eroberung bezwecken, und mit den beſtehenden Verträgen, mit dem Frieden Europa's, folglich auch mit der Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens unvereinbar ſind, erklären:

„1) Daß es, wie von Anfang an, ausgemacht bleibt, daß die durch das Protokoll vom 20. Januar 1831 beſchloſſenen Beſtimmungen grundlegende und unwiderrufliche Beſtimmungen ſind;

„2) Daß die Unabhängigkeit Belgiens von den fünf Mächten blos unter den Bedingungen und in den Grenzen, welche aus den beſagten Beſtimmungen vom 20. Januar 1831 hervorgehen, anerkannt werden wird;

„3) Daß das Prinzip der Neutralität und Unverletzbarkeit des belgiſchen Gebiets, in den obenerwähnten Grenzen, in Kraft und für die fünf Mächte verbindend bleibt;

„4) Daß die fünf Mächte, ihren Verſprechungen getreu, ſich das volle Recht zuerkennen, zu erklären, daß der Souverän von Belgien durch ſeine perſönliche Stellung dem Prinzip der Exiſtenz von Belgien ſelbſt entſprechen, der Sicherheit der andern Staaten Genüge leiſten, ohne Beſchränkung, wie Se. Majeſtät der König der Niederlande bei dem Protokoll vom 21. Juli 1814 gethan, alle im Protokoll vom 20. Januar 1831 enthaltenen Beſtimmungen annehmen und ſich verpflichten muß, den Belgiern den friedlichen Genuß derſelben zu ſichern;

„5) Daß, wenn dieſe erſtern Bedingungen erfüllt ſind, die fünf Mächte fortwährend freundſchaftlich beſorgt ſein werden, die beiderſeitige Annahme

und Vollziehung der andern, durch die Trennung Belgiens von Holland nothwendig gemachten Beſtimmungen herbeizuführen;

„6) Daß die fünf Mächte das Recht anerkennen, kraft deſſen die andern Staaten ſolche Maßregeln ergreifen würden, die ſie für nothwendig erachteten, um in allen ihnen angehörenden Staaten, auf welche die obenerwähnte Proteſtation Anſprüche erhebt, und die außerhalb des als neutral erklärten belgiſchen Gebietes liegen, ihr geſetzliches Anſehen in Achtung zu erhalten oder wiederherzuſtellen;

„7) Daß, da Se. Majeſtät der König der Niederlande durch das Protokoll vom 18. Februar 1831 ohne Beſchränkung den Beſtimmungen in Betreff der Trennung Belgiens von Holland beigetreten iſt, jede Unternehmung der belgiſchen Behörden auf das Gebiet, welches das Protokoll vom 20. Januar für holländiſch erklärt hat, als eine Erneuerung des Kampfes betrachtet würde, welchem die fünf Mächte ein Ziel zu ſetzen beſchloſſen haben.

„Unterzeichnet: **Eſterhazy, Weſſemberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**"

Präliminarien eines Vertrags in achtzehn Artikeln,

aufgeſetzt von der Konferenz in London.

An Herrn Lebeau in Brüſſel.

London, den 26. Juni 1831.

„Mein Herr, wir haben die Ehre gehabt, den Brief vom 5. Juni zu empfangen, welchen die Herren Devaux und Nothomb uns von Ihnen zugeſtellt haben, und wir glauben, Ihnen als Antwort die beifolgenden Artikel zuſchicken zu müſſen, welche die Konferenz von London ſoeben beſchloſſen hat, um den beiden intereſſirten Parteien mitgetheilt zu werden.

„Die Konferenz wird dieſe Artikel als nichtvorhanden betrachten, wenn der belgiſche Kongreß ſie ganz oder theilweiſe verwirft.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Verſicherung unſrer ausgezeichnetſten Hochachtung.

„Unterzeichnet: **Eſterhazy, Weſſemberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Matuszewicz.**"

„Die Konferenz, von dem Wunſche beſeelt, die Schwierigkeiten beizulegen, wodurch die Abſchließung der belgiſchen Angelegenheiten noch aufgehalten wird, hat gedacht, daß die folgenden Artikel, welche die Präliminarien eines Friedensvertrags bilden würden, zu dem genannten Zwecke führen könnten. Sie hat daher beſchloſſen, dieſelben den beiden Parteien vorzuſchlagen:

„Art. 1. Die Grenzen Hollands werden alle Landſtriche, Feſtungen, Städte und Ortſchaften in ſich ſchließen, welche im Jahr 1790 der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande gehörten.

„2. Belgien wird aus allen übrigen Gebieten gebildet werden, welche in den Verträgen von 1815 die Benennung Königreich der Niederlande erhalten hatten.

„3. Die fünf Mächte werden ſich dafür verwenden, daß der Statusquo im Großherzogthum Luxemburg beibehalten wird während des Verlaufs der abgeſonderten Unterhandlung, welche der Souverän von Belgien mit dem König der Niederlande und dem deutſchen Bunde in Betreff des beſagten Großherzogthums eröffnen wird: einer ins Einzelne gehenden Unterhandlung über die Grenzfrage zwiſchen Holland und Belgien.

„Es verſteht ſich, daß die Feſtung Luxemburg ihren freien Verkehr mit Deutſchland beibehalten wird.

„4. Wenn es bewieſen iſt, daß die Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande im Jahr 1790 die Souveränetät in der Stadt Maſtricht nicht ausſchließlich beſaß, ſo werden die beiden Parteien auf Mittel denken, ſich in dieſer Beziehung zu einem paſſenden Vergleich zu verſtändigen.

„5. Da aus den durch die Art. 1 und 2 geſetzten Grundlagen hervorgehen würde, daß Holland und Belgien fremde, von ihnen unabhängige Beſitzungen in ihren beiderſeitigen Gebieten hätten, ſo werden zwiſchen Holland und Belgien auf gütlichem Wege Austauſche ſtattfinden, wie ſie beiden Theilen am beſten zuſagen.

„6. Die beiderſeitige Räumung der Gebiete, Städte und Feſtungen wird unabhängig von den Beſtimmungen in Betreff der Austauſche ſtattfinden.

„7. Es verſteht ſich, daß die Verfügungen 108 bis 117, einſchließlich, der allgemeinen Wiener Kongreßakte, betreffend die freie Beſchiffung der ſchiffbaren Flüſſe und Ströme, auf die Flüſſe und Ströme Anwendung finden werden, welche ſich durch das holländiſche und das belgiſche Gebiet ziehen.

„Die Vollziehung dieſer Beſtimmungen wird in der kürzeſtmöglichen Friſt geregelt werden.

„Die Theilnahme Belgiens an der Rheinſchifffahrt durch die zwiſchen dieſem Fluſſe und der Schelde befindlichen Gewäſſer wird den Gegenſtand einer abgeſonderten Unterhandlung zwiſchen den betheiligten Parteien bilden, wobei die fünf Mächte ihre Verwendung anbieten werden.

„Der Gebrauch der Kanäle von Gent bis Terneuſe und von Zuid-Wislemswart, die während der Exiſtenz des Königreichs der Niederlande erbaut worden, wird den Bewohnern beider Länder zu Gebote ſtehen; es wird über dieſen Gegenſtand eine Verfügung erlaſſen werden.

„Das Abfließen der Gewäſſer von Flandern wird auf die paſſendſte Art geregelt werden, um den Ueberſchwemmungen vorzubeugen.

„8. In Vollziehung der obenangeführten Art. 1 und 2 werden ſich holländiſche und belgiſche Abgrenzungskommiſſäre in der kürzeſtmöglichen Friſt in der Stadt Maſtricht verſammeln und zur Abſcheidung der Grenzen ſchreiten, welche Holland und Belgien trennen müſſen, gemäß den in den Art. 1 und 2 zu dieſem Behuf aufgeſtellten Grundſätzen.

„Dieſe ſelben Kommiſſäre werden ſich mit den Austauſchen beſchäftigen, welche durch die kompetenten Behörden der beiden Länder in Folge des Art. 5 vorzunehmen ſind.

„9. Belgien wird in den Grenzen, ſo wie ſie gemäß den in gegenwärtigen Präliminarien aufgeſtellten Grundſätzen vorgezeichnet ſein werden, einen für immer neutralen Staat bilden. Ohne ſich in die innere Regierung Belgiens miſchen zu wollen, verbürgen ihm die fünf Mächte dieſe beſtändige Neutralität, ſowie die Integrität und Unverletzbarkeit ſeines Gebiets in den im gegenwärtigen Artikel erwähnten Grenzen.

„10. Kraft einer gerechten Gegenſeitigkeit wird Belgien gehalten ſein, dieſe ſelbe Neutralität gegen die andern Staaten zu beobachten und nichts gegen ihre innere oder äußere Ruhe zu unternehmen, wobei es immer das Recht behält, ſich gegen jeden fremden Angriff zu vertheidigen.

„11. Der Hafen von Antwerpen wird, gemäß dem Art. 15 des Pariſer Vertrags vom 30. Mai 1814, fortwährend blos ein Handelshafen ſein.

„12. Die Theilung der Schulden wird in der Art ſtattfinden, daß auf jedes der beiden Länder die Geſammtheit der Schulden zurückfällt, welche urſprünglich, vor der Vereinigung, auf den verſchiedenen Gebieten laſteten, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, und daß die gemeinſchaftlich kontrahirten nach einem billigen Maßſtab vertheilt werden.

„13. Liquidationskommiſſäre, die von beiden Seiten zu ernennen ſind, werden alsbald zuſammentreten. Der erſte Zweck ihrer Verſammlung wird ſein, die Quote zu beſtimmen, welche Belgien proviſoriſch und abgeſehen von der Liquidation für die Abtragung eines Theils der Intereſſen der im vorhergehenden Artikel erwähnten Schulden zu bezahlen haben wird.

„14. Die Kriegsgefangenen werden von beiden Seiten, fünfzehn Tage nach Annahme dieſer Artikel, zurückgegeben werden.

„15. Die in beiden Ländern auf Privatgüter gelegten Sequeſter werden alsbald aufgehoben werden.

„16. Kein Bewohner der von beiden Seiten geräumten Städte, Feſtungen und Landſtriche wird wegen ſeines frühern politiſchen Benehmens in Unterſuchung gezogen oder beunruhigt werden.

„17. Die fünf Mächte behalten ſich vor, ihre Verwendung anzubieten, wenn dieſelbe von den betheiligten Parteien in Anſpruch genommen wird.

„18. Die gegenſeitig angenommenen Artikel werden in einen Definitivvertrag verwandelt werden.

„Unterzeichnet: **Eſterhazy, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Matuszewicz.**

„Für gleichlautende Abſchrift: Unterzeichnet: **Palmerſton.**"

Definitivvertrag in 24 Artikeln, zwiſchen Holland und Belgien,

beſchloſſen von der Konferenz in London.

Sendſchreiben.

„Die unterzeichneten Bevollmächtigten Oeſterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands, nach reiflicher Ueberlegung aller Mittheilungen, welche ihnen von dem belgiſchen Herrn Bevollmächtigten über die Mittel, einen Definitivvertrag in Betreff der Trennung Belgiens von Holland abzuſchließen, gemacht worden ſind, haben zu ihrem Bedauern in dieſen Mittheilungen keine Annäherung gefunden zwiſchen den Anſichten und Wünſchen der unmittelbar intereſſirten Parteien.

„Da ſie gleichwohl Fragen, deren baldige Löſung ein Bedürfniß für Europa geworden iſt, nicht länger im Ungewiſſen laſſen konnten, ſondern ſie zu entſcheiden gezwungen waren, wenn ſie nicht das unberechenbare Unglück eines allgemeinen Kriegs daraus entſtehen ſehen wollten; da ſie ferner über alle ſtreitigen Punkte unterrichtet waren durch die Aufſchlüſſe, welche der belgiſche Herr Bevollmächtigte und die Herren Bevollmächtigten der Niederlande ihnen ertheilt, ſo haben die Unterzeichneten blos einer Pflicht Genüge gethan, deren ſich ihre Höfe gegen ſich ſelbſt wie gegen die andern Staaten zu entledigen haben, und die bei allen Verſuchen zu einer unmittelbaren Verſöhnung zwiſchen Holland und Belgien unerfüllt geblieben iſt; ſie haben blos dem höchſten Geſetze eines europäiſchen Intereſſes erſten Ranges Geltung verſchafft; ſie haben blos einer innern gebieteriſchen Nothwendigkeit nachgegeben, indem ſie die Bedingungen eines Endvergleichs feſtſetzten, welchen Europa, das den Frieden wünſcht und ſeine Fortdauer zu verlangen berechtigt iſt, ſeit einem Jahre vergebens in den von beiden Parteien gemachten, oder abwechſelnd von der einen angenommenen und von der andern verworfenen Vorſchlägen geſucht hat.

„Bei den Bedingungen, welche in den anfolgenden vierundzwanzig Artikeln enthalten ſind, iſt die Konferenz in London genöthigt geweſen, nur die Regeln der Billigkeit ins Auge zu faſſen. Sie iſt dem Eindruck des lebhaften Wunſches gefolgt, welcher ſie beſeelte, das Intereſſe mit den Rechten zu vereinbaren und

ſowohl Holland als Belgien beiderſeitige Vortheile, gute Grenzen, einen unbeſtreitbaren Stand des Territorialbeſitzes, eine für beide Theile wohlthätige Handelsfreiheit und eine Schuldentheilung zu ſichern, welche an die Stelle einer durchgängigen Gemeinſamkeit der Laſten wie der Vortheile treten und dieſelben für die Zukunft trennen ſollte, weniger nach allzu umſtändlichen Berechnungen, wozu ſelbſt die Materialien nicht geliefert worden waren, weniger nach der Strenge der Vergleiche und Verträge, als der Abſicht gemäß, die Laſten zu erleichtern und den Wohlſtand beider Staaten zu fördern.

„Indem die Unterzeichneten den belgiſchen Herrn Bevollmächtigten einladen, die Artikel zu unterzeichnen, deren oben Erwähnung gethan iſt, werden ſie noch bemerken:

„1) Daß dieſe Artikel alle Kraft und Geltung eines feierlichen Vertrages zwiſchen der belgiſchen Regierung und den fünf Mächten haben;

„2) Daß die fünf Mächte die Vollziehung derſelben verbürgen;

„3) Daß dieſelben, wenn ſie von beiden Parteien einmal angenommen ſind, Wort für Wort in einen unmittelbaren Vertrag zwiſchen Belgien und Holland eingerückt werden ſollen, welcher Vertrag außerdem blos Beſtimmungen in Betreff des Friedens und der Freundſchaft enthalten wird, die zwiſchen den beiden Ländern und ihren Souveränen ſtattfinden werden;

„4) Daß dieſer Vertrag, nachdem er unter den Auſpizien der Konferenz in London unterzeichnet worden iſt, unter die förmliche Bürgſchaft der fünf Mächte geſtellt werden wird;

„5) Daß die fraglichen Artikel ein Ganzes bilden und keine Trennung zulaſſen;

„6) Daß ſie endlich die endlichen und unwiderruflichen Beſchlüſſe der fünf Mächte enthalten, welche ſich gemeinſchaftlich dahin entſchieden haben, die volle und gänzliche Annahme beſagter Artikel durch die Gegenpartei, im Fall dieſelbe ſie verwerfen ſollte, herbeizuführen.

„Die Unterzeichneten ergreifen dieſe Gelegenheit, dem belgiſchen Herrn Bevollmächtigten die Verſicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung darzubringen.

„Unterzeichnet: **Eſterhazy, Weſſemberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**“

Text des Vertrages.

Art. 1. Das belgiſche Gebiet wird aus den Provinzen Südbrabant, Lüttich, Namur, Hennegau, Weſtflandern, Oſtflandern, Antwerpen und Limburg beſtehen, in der Art, wie dieſelben einen Theil des im Jahre 1815 gegründeten vereinigten Königreichs der Niederlande gebildet haben, mit Ausnahme der im Artikel 4 bezeichneten Diſtrikte der Provinz Limburg.

Das belgiſche Gebiet wird außerdem den im Artikel 2 angezeigten Theil des Großherzogthums Luxemburg in ſich begreifen.

Art. 2. Se. Majeſtät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, willigt ein, daß im Großherzogthum Luxemburg die Grenzen des belgiſchen Gebiets ſo ſeien, wie ſie hiemit beſchrieben werden:

Von der franzöſiſchen Grenze an, zwiſchen Rondange, das dem Großherzogthum Luxemburg bleiben, und Athus, das Belgien gehören wird, ſoll, nach der beigefügten Karte, eine Linie gezogen werden, die, indem ſie Belgien die Straße von Arlon mit ſeinem Stadtbann und die Straße von Arlon nach Baſtagne läßt, zwiſchen Meſanry, das auf dem belgiſchen Gebiete ſein, und Clemency, das dem Großherzogthum Luxemburg bleiben wird, ſich hinziehen ſoll, um nach Steinford zu führen, welcher Ort gleichfalls dem Großherzogthum bleiben wird. Von Steinford wird dieſe Linie in der Richtung von Eiſchen, Hecbus, Guirſch, Oberpalen, Grende, Nothomb, Pareth und Perlé bis nach Martelange verlängert werden: Hecbus, Guirſch, Grende, Nothomb und Pareth ſollen Belgien angehören; und von Eiſchen, Oberpalen, Perlé und Martelange wird ſich beſagte Linie am Lauf der Sure hinab, deren Thalweg als Grenze zwiſchen den beiden Staaten dienen ſoll, bis gegenüber Tintange ziehen, von wo aus ſie ſo direkt als möglich nach der gegenwärtigen Grenze des Bezirks Diekirch verlängert werden und zwiſchen Surrel, Harlange, Jauchemps, welche ſie dem Großherzogthum Luxemburg laſſen wird, und Houville, Jwarchems und Loutremange, welche einen Theil des belgiſchen Gebiets bilden werden, hinziehen ſoll; hierauf in der Umgegend von Doncols und von Soulez, welche dem Großherzogthum bleiben werden, die gegenwärtige Grenze des Bezirkes Diekirch berührend, wird die fragliche Linie der beſagten Grenze folgen bis zu der des preußiſchen Gebiets. Alle Landſtriche, Städte, Feſtungen und Ortſchaften, welche weſtlich von dieſer Linie liegen, werden Belgien gehören; und alle Landſtriche, Städte, Feſtungen und Ortſchaften, welche öſtlich von dieſer ſelben Linie liegen, werden fortwährend dem Großherzogthum Luxemburg gehören.

Es verſteht ſich, daß die im Artikel 5 erwähnten Abgrenzungskommiſſäre, indem ſie dieſe Linie vorzeichnen und ſo ſehr wie möglich die oben mitgetheilte Beſchreibung derſelben ſo wie die Nachweiſungen der, behufs größerer Klarheit, beigefügten Karte als Maßſtab gelten laſſen, auf die Oertlichkeiten und auf die Wünſche, die von beiden Seiten daraus erwachſen können, Rückſicht nehmen werden.

Art. 3. Se. Majeſtät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, wird für die im vorhergehenden Artikel gemachten Abtretungen eine Entſchädigung an Gebiet in der Provinz Limburg erhalten.

Art. 4. In Vollziehung des auf die Provinz Limburg bezüglichen

Theils vom Artikel 1 und in Folge der Abtretungen, welche Se. Majeſtät der König der Niederlande im Artikel 2 macht, wird beſagte Majeſtät die Gebiete, deren Grenzen hierunten bezeichnet werden, ſei es nun in der Eigenſchaft eines Großherzogs von Luxemburg, oder ſo, daß ſie Holland einverleibt werden, beſitzen.

1) Auf dem rechten Maasufer werden den alten holländiſchen Beſitzungen auf dem beſagten Ufer in der Provinz Limburg die Bezirke dieſer ſelben Provinz auf dieſem ſelben Ufer beigefügt werden, die im Jahr 1790 den Generalſtaaten nicht gehörten, ſo daß der gegenwärtige Theil von Limburg, der auf dem rechten Ufer der Maas liegt und zwiſchen dieſem Fluß im Weſten, der Grenze des preußiſchen Gebiets im Oſten, der gegenwärtigen Grenze der Provinz Lüttich im Süden und dem holländiſchen Geldern im Norden eingeſchloſſen iſt, fortan ganz Sr. Maj. dem König der Niederlande gehören wird, ſei es nun in ſeiner Eigenſchaft als Großherzog von Luxemburg, oder um Holland einverleibt zu werden.

2) Auf dem linken Maasufer wird, nach der hier beigefügten Karte, von dem ſüdlichſten Punkt der holländiſchen Provinz Nordbrabant an eine Linie gezogen werden, welche ſich bis an die Maas erſtreckt, oberhalb Weſſem, zwiſchen dieſem Ort und Stevensweert, an dem Punkt, wo ſich auf dem linken Ufer die Grenzen der gegenwärtigen Bezirke Ruremonde und Maſtricht berühren, ſo daß Bergerot, Stamproy, Heer-Itteren, Ittervoord und Thorn mit ihren Weichbildern, ſowie alle andern nördlich von dieſer Linie gelegenen Ortſchaften, einen Theil des holländiſchen Gebiets bilden werden.

Die alten holländiſchen Beſitzungen in Limburg, auf dem linken Maasufer, werden Belgien gehören, mit Ausnahme von Maſtricht, das mit einem Gebietsradius von 1200 Klaftern, von der äußeren Bruſtwehr der Feſtung auf beſagtem Ufer dieſes Fluſſes an, fortwährend mit vollem Oberherrlichkeits- und Eigenthumsrecht im Beſitz Sr. Maj. des Königs der Niederlande bleiben wird.

Art. 5. Se. Maj. der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, wird ſich mit dem deutſchen Bunde und den Agnaten des Hauſes Naſſau über die Vollziehung der in den Artikeln 3 und 4 enthaltenen Beſtimmungen, ſowie über alle Vergleiche, welche die beſagten Artikel nothwendig machen könnten, ſei es nun mit den oben erwähnten Agnaten des Hauſes Naſſau, oder mit dem deutſchen Bunde, verſtändigen.

Art. 6. Kraft der obigen Territorialbeſtimmungen entſagt jede der beiden Parteien gegenſeitig für immer allen Anſprüchen auf die Landſtriche, Städte, Feſtungen und Ortſchaften, welche in den Grenzen der Beſitzungen der andern Partei liegen, ſowie dieſelben in den Artikeln 1, 2 und 4 bezeichnet ſind.

Die beſagten Grenzen werden dieſen ſelben Artikeln gemäß vorgezeichnet

werden von belgiſchen und holländiſchen Abgrenzungskommiſſären, welche ſich ſo bald als möglich in der Stadt Maſtricht verſammeln werden.

Art. 7. Belgien, in den durch die Artikel 1, 2 und 4 angezeigten Grenzen, wird einen unabhängigen und für immer neutralen Staat bilden. Es wird gehalten ſein, dieſe ſelbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten.

Art. 8. Das Abfließen der Gewäſſer von Flandern wird zwiſchen Holland und Belgien abgemacht werden nach den Beſtimmungen, welche in dieſer Hinſicht im Artikel 6 des zwiſchen Sr. Maj. dem Kaiſer von Deutſchland und den Generalſtaaten am 8. November 1783 abgeſchloſſenen Definitivvertrags feſtgeſetzt worden ſind, und dem beſagten Artikel gemäß werden von beiden Theilen ernannte Kommiſſäre ſich über die Vollziehung der Anordnungen, welche er ausſpricht, verſtändigen.

Art. 9. Die Beſtimmungen der Artikel 108 und 117, einſchließlich, der allgemeinen Wiener Kongreßakte in Beziehung auf die freie Beſchiffung der ſchiffbaren Flüſſe und Ströme werden auf die ſchiffbaren Flüſſe und Ströme angewandt werden, welche das belgiſche und das holländiſche Gebiet trennen, oder beide zugleich durchziehen.

Was insbeſondere die Schifffahrt auf der Schelde betrifft, ſo wird es ausgemacht bleiben, daß das Lootſen und Abbaken, wie auch die Erhaltung des Fahrwaſſers der Schelde von Antwerpen abwärts, einer gemeinſchaftlichen Aufſicht unterſtellt, daß dieſe gemeinſchaftliche Aufſicht durch von beiden Seiten hiezu ernannte Kommiſſäre geführt, daß mäßige Lootſungsgebühren durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft feſtgeſetzt werden, und daß dieſe Gebühren für den holländiſchen wie für den belgiſchen Handel dieſelben ſein ſollen. Auf gleiche Weiſe iſt ausgemacht, daß die Beſchiffung der Zwiſchenwaſſer zwiſchen der Schelde und dem Rhein, um von Antwerpen in den Rhein zu gelangen und umgekehrt, gegenſeitig frei bleiben und nur mäßigen Zollgebühren unterworfen ſein ſoll, welche proviſoriſch für den Handel beider Länder dieſelben ſein werden.

Kommiſſäre werden von beiden Seiten binnen Monatsfriſt in Antwerpen zuſammentreten, ſowohl um den definitiven und bleibenden Betrag dieſer Gebühren feſtzuſetzen, als auch um über ein allgemeines Reglement für die Vollziehung der Beſtimmungen des gegenwärtigen Artikels übereinzukommen und die Ausübung des Fiſcherrechts ſowie des Fiſchhandels für den ganzen Umfang der Schelde, nach dem Maßſtab einer vollkommenen Gegenſeitigkeit zu Gunſten der Unterthanen beider Länder, in daſſelbe einzuſchließen.

Inzwiſchen, und bis das beſagte Reglement beſchloſſen iſt, wird die Beſchiffung der obenerwähnten ſchiffbaren Flüſſe und Ströme frei bleiben für den Handel beider Länder, welche in dieſer Beziehung proviſoriſch die Tarife des am 31. März 1831 in Mainz für die freie Beſchiffung des

Rheins unterzeichneten Vertrags, wie auch die andern Beſtimmungen dieſes Vertrags annehmen werden, ſo weit dieſelben ſich auf die ſchiffbaren Flüſſe und Ströme anwenden laſſen, welche das holländiſche und das belgiſche Gebiet trennen oder zugleich durchziehen.

Art. 10. Der Gebrauch der Kanäle, welche beide Länder zugleich durchziehen, wird für die Bewohner derſelben fortwährend frei und gemeinſchaftlich ſein.

Es verſteht ſich, daß ſie dieſelben gegenſeitig und unter denſelben Bedingungen benützen; daß von beiden Seiten blos mäßige Gebühren auf die Beſchiffung der Kanäle geſetzt werden.

Art. 11. Die Handelsverbindungen durch die Städte Maſtricht und Sittard werden gänzlich frei bleiben und können unter keinem Vorwande beeinträchtigt werden.

Der Gebrauch der Straßen, welche ſich durch dieſe zwei Städte ziehen und zu den Grenzen Deutſchlands führen, wird nur der Bezahlung eines mäßigen Weggeldes zur Unterhaltung dieſer Straßen unterworfen werden, ſo daß der Tranſithandel kein Hinderniß erleiden kann, und daß mittelſt der oben erwähnten Gebühren dieſe Straßen immer in gutem Stande und geeignet zur Erleichterung dieſes Handels unterhalten werden.

Art. 12. Im Fall, daß in Belgien eine neue Straße gebaut oder ein neuer Kanal gegraben würden, die gegenüber dem holländiſchen Kanton Sittard zu der Maas führten, dann wäre es Belgien erlaubt, von Holland, welches ſich in dieſer Vorausſetzung nicht weigern würde, zu verlangen, daß beſagte Straße oder beſagter Kanal nach demſelben Plane, ganz auf Koſten Belgiens, durch den Kanton Sittard hindurch bis an die Grenzen Deutſchlands verlängert würden.

Dieſe Straße oder dieſer Kanal, die nur zur Handelserleichterung dienen könnten, würden nach der Wahl Hollands gebaut werden entweder von Ingenieurs und Arbeitern, zu deren Verwendung im Kanton Sittard für dieſen Zweck Belgien ſich die Ermächtigung auswirkte, oder von Ingenieurs und Arbeitern, welche Holland liefern würde, und die auf Koſten Belgiens die beſchloſſenen Arbeiten ausführten, alles ohne irgend eine Laſt für Holland und unbeſchadet ſeiner ausſchließlichen Souveränetätsrechte auf das Gebiet, durch welches die fragliche Straße oder der Kanal zöge.

Die beiden Parteien würden durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft den Betrag und die Einnahmsweiſe der Weggelder feſtſetzen, die auf dieſer ſelben Straße oder dieſem ſelben Kanal zu erheben wären.

Art. 13. §. 1. Vom 1. Januar 1832 an wird Belgien in Folge der Theilung der Staatsſchulden des vereinigten Königreichs der Niederlande mit einer Summe von acht Millionen viermalhunderttauſend niederländiſchen Gulden als jährlichen Zinſen belaſtet bleiben, deren Kapitalien als Paſſiv=

reſt von dem großen Buch in Amſterdam, oder von dem Paſſivreſt des Staatsſchatzes des vereinigten Königreichs der Niederlande auf den Paſſivreſt des großen Buchs von Belgien übertragen werden ſollen.

§. 2. Die in Folge des vorhergehenden Artikels, bis zum Betrag der Geſammtſumme von 8,400,000 niederländiſchen Gulden als jährlichen Zinſen, auf den Paſſivreſt des großen Buchs von Belgien übergetragenen Kapitalien und eingeſchriebenen Zinſen werden als Theil der belgiſchen Nationalſchuld betrachtet werden, und Belgien verpflichtet ſich, ſowohl für die Gegenwart als für die Zukunft keinen Unterſchied zwiſchen dieſem Theile der Staatsſchuld und irgend einer andern ſchon vorhandenen oder noch zu kontrahirenden belgiſchen Nationalſchuld geltend zu machen.

§. 3. Die Bezahlung der obenerwähnten Summe von 8,400,000 niederländiſchen Gulden als jährlichen Zinſen wird regelmäßig, von Halbjahr zu Halbjahr, entweder in Brüſſel oder in Antwerpen in baarem Gelde ſtattfinden, ohne daß ſowohl für die Gegenwart als für die Zukunft ein Abzug irgend einer Art zuläſſig wäre.

§. 4. Mittelſt Schaffung der beſagten Summe von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinſen wird ſich Belgien gegenüber von Holland jeder Verbindlichkeit für den Theilungsbetrag der Staatsſchulden des vereinigten Königreichs der Niederlande enthoben finden.

§. 5. Von beiden Seiten ernannte Kommiſſäre werden binnen fünfzehn Tagen in der Stadt Utrecht zuſammentreten, um zur Liquidation der für den Staatsſchatz des vereinigten Königreichs der Niederlande beſtimmten Fonds der Schuldentilgungskaſſe und der Bank von Brüſſel zu ſchreiten. Es wird aus dieſer Liquidation keine neue Laſt für Belgien erwachſen können, indem die Summe von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinſen ſeine ſämmtlichen Paſſiva in ſich ſchließt. Aber wenn ſich aus der beſagten Liquidation ein Aktivvermögen ergeben ſollte, ſo werden Belgien und Holland dasſelbe theilen nach Maßgabe der Steuern, welche jedes der beiden Länder während ihrer Vereinigung, den von den Ständen des vereinigten Königreichs der Niederlande verwilligten Budgets zufolge, bezahlt hat.

§. 6. In die Liquidation der Schuldentilgungskaſſe werden die Forderungen der Domänen, welche man domen los rentein nennt, mit einbegriffen; ſie ſind im gegenwärtigen Artikel nur zur Erinnerung angeführt.

§. 7. Die im §. 3 des gegenwärtigen Artikels erwähnten holländiſchen und belgiſchen Kommiſſäre, welche ſich in der Stadt Utrecht zuſammen einzufinden haben, werden außer der Liquidation, womit ſie beauftragt ſind, zur Uebertragung der Kapitalien und Zinſen ſchreiten, welche von der Theilungsſumme der Staatsſchulden des vereinigten Königreichs der Niederlande, bis zum Betrag von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinſen, Belgien zur

Laſt fallen müſſen. Auch werden ſie zur Auslieferung der Archive, Karten, Pläne und Urkunden aller Art ſchreiten, welche Belgien gehören oder ſeine Verwaltung betreffen.

Art. 14. Da Holland ſeit dem 1. November 1830 alle für die Geſammtheit der Staatsſchulden des Königreichs der Niederlande nothwendigen Vorſchüſſe ausſchließlich geleiſtet hat und dieſelben auch noch für das am 1. Januar 1832 ablaufende Halbjahr leiſten muß, ſo iſt beſchloſſen worden, daß die beſagten Vorſchüſſe, vom 1. November 1830 bis zum 1. Januar 1832 auf vierzehn Monate berechnet, im Verhältniß von 8,400,000 holländiſchen Gulden jährlichen Zinſen, womit Belgien belaſtet bleibt, dem holländiſchen Schatze drittelweiſe von dem belgiſchen Schatze zurückbezahlt werden ſollen. Das erſte Drittel dieſer Zurückbezahlung wird von dem belgiſchen Schatze an den holländiſchen Schatz am 1. Januar 1832 entrichtet werden, das zweite am 1. April, und das dritte am 1. Juli desſelben Jahres; von dieſen zwei letzten Dritteln wird Holland ein auf fünf jährliche Procent berechneter Zins vergütet werden bis zur vollkommenen Abbezahlung an den obengedachten Verfallzeiten.

Art. 15. Der Hafen von Antwerpen wird, gemäß den Beſtimmungen des Artikels 15 des Pariſer Vertrags vom 30. Mai 1814, fortwährend nur ein Handelshafen ſein.

Art. 16. Die Werke zum Nutzen des Staats oder einzelner Privaten, wie zum Beiſpiel Kanäle, Straßen oder andere ähnlicher Art, welche ganz oder theilweiſe auf Koſten des vereinigten Königreichs der Niederlande gebaut worden ſind, werden nebſt den daran geknüpften Vortheilen und Laſten dem Lande angehören, wo ſie liegen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die zum Bau der Werke entlehnten und vorzugsweiſe hiefür verwendeten Kapitalien in die genannten Laſten mit einbegriffen werden, inſofern ſie noch nicht zurückbezahlt ſind, und ohne daß die bereits geleiſteten Zurückbezahlungen zu einer Liquidation veranlaſſen könnten.

Art. 17. Die Beſchlagnahmen, welche in Belgien während der Unruhen, aus politiſchen Gründen über Vermögen und ererbte Beſitzungen irgend einer Art verhängt worden ſein ſollten, werden unverzüglich aufgehoben, und der Genuß des beſagten Vermögens und der beſagten Beſitzungen alsbald den rechtmäßigen Eigenthümern zurückerſtattet werden.

Art. 18. In den beiden Ländern, deren Trennung in Folge der gegenwärtigen Artikel ſtattfindet, haben die Einwohner und Eigenthümer, wenn ſie ihren Wohnſitz von einem Lande ins andere verlegen wollen, die Freiheit, zwei Jahre hindurch über ihre beweglichen oder unbeweglichen Beſitzthümer, welcher Art ſie nun immer ſein mögen, zu verfügen, ſie zu verkaufen und den Ertrag dieſer Verkäufe, ſei es nun in baarem Gelde oder in anderem

Werth, mitzunehmen ohne Hinderniß oder Bezahlung anderer Gebühren als derjenigen, welche gegenwärtig in beiden Ländern für Tauſche und Uebertragungen üblich ſind. Es verſteht ſich, daß für die Gegenwart und für die Zukunft auf den Genuß irgend eines Heimfalls- und Zurückziehungsrechtes gegenüber den Perſonen und Beſitzthümern der Holländer in Belgien und der Belgier in Holland Verzicht geleiſtet iſt.

Art 19. Die Eigenſchaft eines gemiſchten Unterthanen wird in Beziehung auf das Beſitzthum anerkannt und beibehalten werden.

Art. 20. Die Beſtimmungen der Artikel 11 bis 21, einſchließlich, des am 3. Mai 1815 zwiſchen Oeſterreich und Rußland abgeſchloſſenen Vertrags, welcher einen integrirenden Theil der allgemeinen Wiener Kongreßakte bildet, Beſtimmungen bezüglich auf die gemiſchten Eigenthümer, auf die Wahl des Wohnſitzes, wozu ſie angehalten ſind, auf die Rechte, welche ſie als Unterthanen des einen oder andern Staates auszuüben haben, und auf die Nachbarſchaftsverhältniſſe bei den durch die Grenzen abgeſchnittenen Beſitzthümern, werden auf die Eigenthümer angewendet werden, welche ſich in Holland, im Großherzogthum Luxemburg oder in Belgien in dem durch beſagte Beſtimmungen der Wiener Kongreßakte vorgeſehenen Falle befinden.

Da die Heimfalls- und Zurückziehungsrechte von nun an zwiſchen Holland, dem Großherzogthum Luxemburg und Belgien abgeſchafft ſind, ſo verſteht es ſich, daß unter den obenerwähnten Beſtimmungen diejenigen, welche ſich auf die Heimfalls- und Zurückziehungsrechte beziehen würden, in den drei Ländern als null und nichtig angeſehen ſind.

Art. 21. Niemand in den Ländern, die ihre Herrſchaft ändern, kann aus irgend einem Grunde unmittelbarer oder mittelbarer Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen in Unterſuchung gezogen oder irgendwie beunruhigt werden.

Art. 22. Die Penſionen und Disponibilitäts-, Quieſzenten- und Entlaſſungs-Gehalte werden in Zukunft von beiden Seiten allen Titularen, ſowohl im Zivil als im Militär, welche gemäß den vor dem 1. November 1830 gültigen Geſetzen ein Recht darauf haben, ausbezahlt werden.

Es iſt beſchloſſen, daß die obgeſagten Penſionen und Gehalte der auf den Gebieten, welche heutzutage Belgien ausmachen, gebornen Titulare nach wie vor von dem belgiſchen Schatze, und die Penſionen und Gehalte der auf den Gebieten, welche heutzutage Holland ausmachen, gebornen Titulare von dem holländiſchen Schatze bezahlt werden müſſen.

Art. 23. Alle Reklamationen der belgiſchen Unterthanen in Beziehung auf Inſtitute, die ihnen eigenthümlich angehören, wie z. B. Wittwenfonds und die unter dem Namen Stiftungsfonds und Penſionskaſſe für Zivil und Militär bekannten Fonds werden von der gemiſchten Liquidationskommiſſion,

von welcher im Artikel 13 die Rede iſt, geprüft und nach dem Inhalt der Reglements, unter welchen dieſe Fonds oder Kaſſen ſtehen, entſchieden werden.

Die geleiſteten Kautionen, ſowie die Einzahlungen, welche von den belgiſchen Rechnungsbeamten gemacht worden ſind, die gerichtlich niedergelegten Gelder und ſonſtige Hinterlegungen werden gleichfalls ihren Eigenthümern auf Vorzeigung ihrer Rechtsanſprüche zurückerſtattet werden.

Wenn belgiſche Unterthanen von den ſogenannten franzöſiſchen Liquidationen her noch Einſchreibungsgebühren geltend zu machen hätten, ſo werden dieſe Forderungen gleichfalls von beſagter Kommiſſion geprüft und liquidirt werden.

Art. 24. Sogleich nach Austauſch der Ratifikationen des Vertrags, welcher zwiſchen den beiden Parteien ſtattzufinden hat, werden an die Kommandanten der beiderſeitigen Truppen die nothwendigen Befehle abgeſandt werden wegen Räumung der Landſtriche, Städte, Feſtungen und Ortſchaften, welche ihre Herrſchaft verändern. Die bürgerlichen Behörden daſelbſt werden zu gleicher Zeit die nothwendigen Befehle erhalten zur Uebergabe dieſer Landſtriche, Städte, Feſtungen und Ortſchaften an die Kommiſſäre, welche zu dieſem Behuf von beiden Seiten ernannt ſein werden. Dieſe Räumung und dieſe Uebergabe werden in der Art ſtattfinden, daß ſie in Zeit von fünfzehn Tagen oder wo möglich noch früher beendigt ſein können.

Unterzeichnet: **Eſterhazy, Weſſemberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**

(Ende der hiſtoriſchen Dokumente des dritten Bandes.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanc, Louis,

Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre 1830 - 1840

Bd.: 3

Hamburg (1847)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.573(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754065-0